DER

ERSTE STURM

Erinnerungen aus der russischen Revolution 1905

von Wladimir Woytinsky

Büchergilde Gutenberg Berlin 1931

Autorisierte Übersetzung
von **Emma Woytinsky** und **Friedrich Schlömer**

Satz und Druck der Buchdruckwerkstätte GmbH., Berlin SW 61, Dreibundstraße 5


BÜCHERGILDE GUTENBERG

In der Universität

Gewaltige Wogen revolutionärer Unzufriedenheit rollten über Rußland, ergriffen immer neue Schichten, zogen immer neue Kräfte in den politischen Kampf hinein. Ich war einer von den vielen, die von diesen Wogen erfaßt wurden, einer von denen, für deren ganzes weiteres Leben das Jahr 1905 entscheidend wurde.

Ich stand damals im zwanzigsten Jahr und war Student an der Universität Petersburg. Radikal-demokratisch gestimmt, wie die Mehrheit der russischen Studenten in dieser Zeit, neigte ich stark zum Sozialismus, empfand ihn aber hauptsächlich als ein moralisches Gebot, als ein Verlangen nach Gerechtigkeit. Obgleich ich die deutsche sozialdemokratische Literatur gründlich studiert hatte, blieb mir die Marxsche These von dem Zusammenhang zwischen Sozialismus und dem proletarischen Klassenkampf unverständlich. Eher war ich geneigt, den Triumph der sozialistischen Ideen von der Entwicklung des ethischen Faktors im Leben zu erwarten. Und gerade deshalb glaubte ich, kein Sozialdemokrat zu sein. Verbindungen zu den russischen revolutionären Organisationen hatte ich zu dieser Zeit nicht, und meine Vorstellungen von ihren programmatischen Meinungsverschiedenheiten waren recht unklar.

Während der Januarereignisse des Jahres 1905 war ich in Florenz, dessen Museen, Kirchen und Schlösser mich zu tagelangen Wanderungen durch die Stadt verlockten. Abends las ich die Zeitungen.

Die italienische Presse schenkte damals dem russisch-japanischen Krieg viel Aufmerksamkeit. Port Arthur war vor kurzem gefallen. Die Zeitungen berichteten über die letzten Tage der Verteidigung, gaben Erzählungen von Kriegsgefangenen wieder, schilderten den Einzug der japanischen Truppen in die Festung. Vom inneren Leben Rußlands schrieb man wenig, man befaßte sich mit den inneren Ereignissen nur so weit, als sie mit dem Krieg zusammenhingen: man berichtete von verschiedenen

Zeichen der wachsenden Not, als von Faktoren, die Japan den endgültigen Sieg erleichtern müßten.
Am 4. Januar meldeten die italienischen Zeitungen aus Petersburg: Streik im Putilow-Werk, das für das Kriegsministerium arbeitet. Bei dieser Nachricht unterstrichen die Zeitungen, das Putilow-Werk sei das größte Munitionswerk Rußlands, und dieser Streik werde das Auslaufen des Baltischen Geschwaders nach dem Fernen Osten verzögern.
Ich erinnere mich, dieser Meldung keine große Bedeutung zugeschrieben zu haben.
Am nächsten Tage kamen neue Nachrichten: die Streikbewegung in Petersburg breitet sich aus, die Arbeiter vom Putilow-Werk zerstreuen sich in der ganzen Stadt, gehen von einer Fabrik zur anderen, fordern alle Arbeiter auf, sich dem Streik anzuschließen; mehrere Unternehmungen stehen still; man erwartet, daß sich der Streik zum Generalstreik auswachsen werde...
Die Zeitungen erzählten Einzelheiten vom Ursprung dieses so plötzlich entbrannten Streikes: es begann mit einer ungerechten Entlassung von vier Arbeitern auf dem Putilow-Werk; für die Geschädigten trat der Werksgeistliche, Pater Gaponi, ein, aber seine Schritte bei der Werksverwaltung hatten keinen Erfolg, da forderte der Pater sämtliche Arbeiter von Petersburg zum Streik auf*. Dieser italienische Pater, der an der Spitze einer großen Bewe-

* Gapon (die italienischen Zeitungen schrieben seinen Namen auf ihre eigene Art) war Geistlicher im Etappengefängnis von Petersburg. Im Auftrage der Polizei gründete er einen gelben Arbeiterbund, der die Arbeitermassen von der revolutionären Propaganda ablenken und sie um den Zarenthron sammeln sollte. Er war also ein gewöhnlicher Polizeiagent. Als er sich für die vier entlassenen Arbeiter einsetzte, blieb er noch in den Grenzen, die der Tätigkeit des gelben Bundes gezogen waren. Aber dann nahmen die Ereignisse eine für ihn unerwartete Wendung: der Starrsinn der Werksverwaltung entfesselte einen Sturm der Empörung unter den Arbeitern und löste eine Bewegung aus, die durchaus nicht mehr gelb war, aber über die Abteilungen des Gaponbundes verlief, da dieser ihre einzige legale Organisation war. Der Bund gewann über Nacht eine außerordentliche Volkstümlichkeit. Aber der Gründer verlor ihn völlig aus der Hand. Er lief hierhin und dorthin, zur Stadtverwaltung und zu den Arbeitern, schmeichelte sich ein, streute Versprechungen aus, log hier und dort... Die polizeilichen Hintergründe dieser rätselhaften Geschichte wurden aber erst später bekannt.

gung im barbarischen Rußland stand, mußte den italienischen Leser aufs lebhafteste interessieren, und so verweilten die Zeitungen besonders gern bei dieser Figur. Sie meldeten, der Pater habe eine Riesenorganisation mit elf Abteilungen in verschiedenen Teilen der Stadt Petersburg geschaffen; die russischen Arbeiter vergötterten ihn, glaubten blind jedem seiner Worte, seien bereit, für ihn durchs Feuer zu gehen.
Was für eine Teufelei! dachte ich. Ein italienischer Pater an der Spitze der russischen Arbeiter! Ein Generalstreik wegen der Entlassung von vier Arbeitern! Hier kann man offenbar nach Herzenslust von Rußland phantasieren!
Am 6. Januar füllten die Ereignisse in Petersburg ganze Spalten in den Zeitungen: die Streikbewegung habe die ganze Stadt ergriffen, die Zahl der Streikenden übersteige Hunderttausend; die Arbeiter fordern den Achtstundentag; die Bewegung werde von den revolutionären Parteien unterstützt; es finden Zusammenstöße der Arbeiter mit der Polizei statt; zur Erhaltung der Ordnung seien Truppen angefordert!
Wie vorher, war in all diesen Meldungen die geheimnisvolle Person des Paters Gaponi die beherrschende Figur (in der Vorstellung der florentinischen Zeitungen blieb der Pater bis zum Ende ein Italiener und fast ein Emissar des Heiligen Stuhles). Aber davon abgesehen, enthielten die Nachrichten aus Petersburg jetzt nichts Phantastisches mehr: es entrollte sich das Bild einer Aktion der proletarischen Massen, ähnlich den Bildern aus der Arbeiterbewegung in England oder Deutschland.
Mich überkam das Gefühl, daß in Petersburg etwas Gewaltiges vorgehe, und ich grämte und schämte mich, daß ich in diesen Tagen meiner Heimat so fern war, daß ich — weshalb eigentlich? — in der Fremde, inmitten der toten Denkmäler der Vergangenheit, in Florenz weilte.
Am nächsten Morgen stürzte ich gierig auf die Zeitungen. Die Nachrichten aus Rußland standen auf der ersten Seite, mit dicken Überschriften versehen. Mir fielen die besonders fett gedruckten Worte in die Augen: »St. St. Petrus und Paulus.« Es handelte sich um die Peter-Pauls-Festung: am Tage vorher, am Epiphanien-

feste, habe die Artillerie von der Festung aus den Winterpalast beschossen; eine Salve sei auf die Podien abgegeben worden, die für die Wasserweihe auf dem Eis eingerichtet waren und auf denen sich der Zar mit seiner Familie und seinem Gefolge und den Ministern befand; Tote habe es nicht gegeben, aber viele Verwundete...

Die neue Nachricht verflocht sich unwillkürlich mit den Meldungen der letzten Tage. Die Ereignisse bekamen die Färbung anwachsender Dramatik.

Indessen wuchs der Streik in Petersburg immer stärker an. Am 8. Januar berichteten die Zeitungen: die Gas- und Elektrizitätswerke hätten sich dem Streik angeschlossen, und die Stadt versänke abends in Dunkelheit. Am selben Tage wurde bekannt, daß der Pater Gaponi beschlossen hatte, dem Zaren eine Petition über die Nöte der Arbeiter vorzulegen, daß für diese Petition Unterschriften in allen Fabrikvierteln gesammelt werden, und daß sämtliche Arbeiter der Stadt Petersburg am 9. Januar zum Winterpalast zu ziehen beabsichtigten, um diese Petition Nikolaus II. zu überreichen*.

Die Zeitungen ließen sich die Hauptforderungen der Petition telegraphieren: sofortige Beendigung des Krieges, Einberufung einer verfassunggebenden Nationalversammlung, Amnestie, Achtstundentag.

Wie wenig ich damals auch von Politik verstand, so war es mir doch klar, daß dies revolutionäre Forderungen waren. Deshalb konnte ich nicht verstehen, daß sie in Form einer untertänigsten Bittschrift vorgebracht werden sollten.

* Wie sich später herausgestellt hat, hatte Gapon die Idee der Petition nur in der Hoffnung angeregt oder aufgegriffen, die entfesselte Bewegung auf diese Weise durch eine patriotische Manifestation vor dem Winterpalast zum Abschluß zu bringen. Er hegte die Vorstellung, Nikolaus II. werde sich den Arbeitern zeigen, und dann werde die Menge vor ihrem Zaren niederknien; der Veranstalter dieser Kundgebung werde die Gunst der Polizei, den Segen der Arbeiter, Ruhm und materielle Sicherheit gewinnen. Aber er unterschätzte sowohl die revolutionäre Stimmung der Massen als auch die Feigheit der Polizei. Die Petition erhielt einen ganz anderen Inhalt, als er es wünschte. Die Regierung erschrak; die Polizei wußte nicht mehr, ob der Pfaffe mit seinen widerspruchsvollen Worten und Taten ihr oder der Revolution diene.

Die Abendzeitungen vom 8. Januar meinten, die Arbeiter würden kaum beim Zaren vorgelassen werden, und berichteten über die Vorbereitungen der Regierung zur Unterdrückung der Bewegung durch Militär — in Petersburg herrschte in der Öffentlichkeit große Unruhe; für den Sonntag, den 9. Januar, seien blutige Ereignisse zu erwarten.
Länger konnte ich es in der Fremde nicht aushalten, und am nächsten Morgen reiste ich auf dem Wege durch Deutschland nach Petersburg ab.
In München mußte ich umsteigen und hatte einige Stunden Aufenthalt. Die Abendzeitungen waren schon erschienen. Spaltenlang berichteten sie von den Ereignissen in Petersburg. In den Schlagzeilen blitzten Worte auf: »Blutbad«, »Gemetzel«, »Blutiger Sonntag«, »Revolution in Petersburg«. Tief ergriffen las ich die Beschreibung der Ereignisse an diesem Tag:
Die Arbeitermengen waren am Morgen aus allen Stadtteilen zum Winterpalast gezogen. An der Spitze der Arbeiter des Putilow-Werkes ging der Pope Gapon. Die Arbeiter waren ohne Waffen, sie trugen Kirchenfahnen, Kreuze, Heiligenbilder, Zarenbildnisse. Militär versperrte ihnen den Weg. Ohne vorherige Warnung fingen die Soldaten an zu feuern. Hunderte von Arbeitern tot, tausende verwundet.
Spät am Abend erschienen in München Extrablätter: Barrikaden ... Die Aufrührer kämpfen mit den Truppen ... Einige Truppenteile sind auf die Seite des Volkes übergegangen ...
Die Zeit auf dem Bahnhof verging unerträglich langsam. Ich konnte es nicht mehr aushalten, verließ den Bahnhof und wanderte durch die unbekannten Straßen.
Also dort kämpfen sie, bauen Barrikaden, feuern, es fließt Blut. Mit einer schmerzlichen Deutlichkeit empfand ich jetzt alles, was dort geschah, als etwas, was mich sehr nahe anging.
Das abendliche Leben der Stadt ging seinen gewohnten Gang. Hinter den hell erleuchteten Fenstern der Kaffeehäuser spielte laut die Musik. Studentengruppen zogen grölend durch die Straßen. In meinem Gehirn bohrte unaufhörlich der Gedanke: »Warum bin ich hier? Ist hier denn mein Platz?«

Noch vor wenigen Tagen war ich kein Revolutionär, und die Revolution selbst schien mir etwas ganz Fernes, ein abstrakter Begriff. Ich hatte keine Verpflichtungen ihr gegenüber übernommen — und trotzdem quälte mich in dieser Nacht die Scham, daß ich so weit vom Kampf, so weit von der Gefahr, in München und nicht in Petersburg war.
Ziellos durch die Straßen wandernd, stieß ich auf eine Gruppe von Menschen, die vor einem beleuchteten Schaufenster mit Nachtdepeschen standen. Ein Mann in Mütze las laut vor, die anderen hörten aufmerksam zu. Wie ich mich entsinne, war davon die Rede, daß die russischen Arbeiter sich eines Waffengeschäftes bemächtigt hatten. Als der Mann die Depesche zu Ende gelesen hatte, sagte er nachdenklich:
»Jetzt geht's bei denen los!«
Dann wandte er sich plötzlich an mich:
»Sie sind Russe?«
»Ja!«
»Also ein Genosse. Ich gratuliere Ihnen. Bei Ihnen wird jetzt alles gut werden. Wir wünschen Ihnen alles Gute. Wir sind alle Sozialisten.«
Jemand sagte:
»Vielleicht hat die Redaktion« — er nannte ein lokales Blatt — »neue Telegramme erhalten?«
Der Mann in der Mütze faßte mich unter:
»Gehen wir dahin! Das wird Sie interessieren und uns alle auch.«
Lange ging ich mit den neuen Bekannten von einem Zeitungsgebäude zum anderen. Wir lasen die neu ausgehängten Nachrichten, und es schien uns, daß in Petersburg die Sache gut stehe und die Arbeiter mehr und mehr die Oberhand gewännen.
Erst am nächsten Tage, in Berlin, begriff ich, daß dies eine Selbsttäuschung war, daß es am 9. Januar keinen Aufstand, keinen Kampf gegeben hatte, sondern ein Gemetzel an waffenlosen Menschen. Es sah aus, als ob der ungestüme Strom der Ereignisse mit diesem Blutbad versiegt war, als ob weiter — wenigstens in den nächsten Tagen — nichts folgen werde.
Die Rückfahrt nach Rußland hatte keine Eile mehr...

Und doch! Immerfort kamen Nachrichten, die der Vorstellung widersprachen, daß nach dem blutigen Sonntag alles ruhig geworden sei.
Ein Telegramm meldete, daß die Arbeiter auf Zarskoje Sselo marschierten... Dieser Ort sei von revolutionären Streitkräften umzingelt und von der Hauptstadt abgeschnitten, Nikolaus II. mit seiner Familie sei entweder ins Ausland geflohen oder doch im Begriff, es zu tun. Dann wieder eine Depesche, Gapon habe die Soldaten von ihrem Treueid gegen den Zaren entbunden. Dann wieder Meldungen über Proteststreiks in verschiedenen Städten Rußlands...
In Europa fanden Protestkundgebungen gegen die Erschießung der Arbeiter in Petersburg statt. Volksversammlungen wurden abgehalten, Resolutionen gedruckt. In der italienischen Kammer forderten die Sozialisten, daß die Regierung amtlich Einspruch gegen die Politik des Zarismus erhebe. Die Zeitungen führten eine neue Spalte ein: »Die Revolution in Rußland.«
Am meisten interessierte sich der »Vorwärts« für Rußland. Diese Zeitung wurde mir unentbehrlich, und ich ärgerte mich, daß sie in den Straßen in der Nachbarschaft meines Hotels nicht aufzutreiben war.
Vor meiner Abreise aus Berlin gab die Erklärung der russischen Regierung den Zeitungen neuen Stoff; die Unruhen seien in Rußland von den Japanern und Engländern angezettelt, um die Ausreise des Baltischen und Schwarzmeer-Geschwaders nach dem Fernen Osten aufzuhalten. Diese Erklärung war offensichtlich für den »inländischen Konsum« ersonnen. Sie gelangte aber auch ins Ausland und machte dort einen Eindruck, den ihre Urheber sicher nicht vorhergesehen hatten. Jetzt schrieb und sprach man von der zaristischen Regierung wie von einem Gremium von »ebenso unehrlichen und grausamen wie dummen Menschen«. Besonders scharf schrieben die sozialdemokratischen Zeitungen, die auf diese Weise mit Wilhelm II. abrechneten.
Von dem russischen Volke und von den russischen Arbeitern schrieben diese Zeitungen mit brüderlicher Wärme — darin trat für mich zum ersten Male jene internationale Solidarität des

Proletariats in die Welt der greifbaren Erscheinungen ein, von der ich bisher nur aus Büchern etwas wußte.
In dem Zug, der mich zur russischen Grenze brachte, dachte ich immerfort über die Ereignisse der letzten Tage nach, suchte ihren inneren Sinn zu verstehen, ihren weiteren Lauf zu erraten und meinen Platz in ihrem Strom zu finden. Vor meinem Geiste stiegen Bilder auf, umwittert von der Romantik der großen französischen Revolution.
An der Grenze — der gewöhnliche Alltag. Paßkontrolle, Zolluntersuchung, Gendarmen. Und auch weiterhin schien alles beim alten zu sein, nichts verändert, nichts umgestürzt.
Wo ist denn die Revolution? dachte ich. Ist alles nur eine Zeitungserfindung?
Und je näher ich Petersburg kam, um so geheimnisvoller schien mir das Rätsel des aufgewühlten russischen Lebens. Nur eines war mir klar: nach dem 9. Januar gibt es keine Rückkehr mehr zur Vergangenheit.
Das fühlte ich an mir selbst.

Nachdem ich mich in Petersburg ein wenig umgesehen hatte, überzeugte ich mich, daß wirklich keine Rückkehr zum Alten mehr möglich war.
Die Erschießungen am 9. Januar hatten auf alle Schichten der Bevölkerung Rußlands gewaltigen Eindruck gemacht. In Versammlungen, Banketten, Sitzungen klatschten der Parole »Nieder mit dem Zarismus!« jetzt Leute Beifall, die noch vor kurzem behauptet hatten, solche Worte könnten während des Krieges nur von geheimen Agenten Japans geäußert werden.
Besonders stark war die Erregung in Petersburg.
Zwar sah es so aus, als ob die Arbeitermassen nach dem blutigen Sonntag von Schrecken und Verzweiflung gelähmt waren. Sie fluchten Gapon, fluchten den Sozialdemokraten, gaben ihnen die Schuld an dem Blutvergießen. Aber diese Stimmung schlug sehr bald um und wurde von Haß gegen die am Gemetzel Schuldigen und von Kampfeslust und Rachedurst abgelöst. Dazu, daß die Arbeiter revolutioniert wurden und

zum richtigen Verständnis für den Sinn des 9. Januar kamen, hat eine von der Polizei veranstaltete Komödie nicht wenig beigetragen: Der Empfang einer Arbeiterdelegation durch den Zaren.

In den Worten Nikolaus' II. an die Arbeiter: »Ich glaube an die ehrlichen Gefühle der Arbeiter und an ihre unerschütterliche Ergebenheit mir gegenüber, und ich verzeihe ihnen deshalb ihre Schuld« sahen die Arbeiter eine Verhöhnung der gefallenen Opfer durch den Mörder.

Genau so wurden diese Worte in den Kreisen der Petersburger Intelligenz empfunden. Hier war fast jeder Zeuge des einen oder des anderen Momentes des Dramas gewesen, das sich abgespielt hatte.

Als ich in Petersburg eintraf — es war vor dem Empfang der »Arbeiterdelegation« beim Zaren, das heißt vor dem 19. Januar —, sprach man in der Stadt nur vom blutigen Sonntag. Mit besonderer Empörung wurden einige Einzelheiten weitererzählt: die Schießerei auf die Kirchenfahnen am Narwischen Tor; der Mord an den Kindern, die auf die Bäume des Alexanderparks geklettert waren, um besser die Menge und die Soldaten zu sehen; die Kaiserstandarte, die auf dem Winterpalast gehißt war, obgleich Nikolaus II. den Palast verlassen hatte, gehißt war vielleicht, um die Arbeiter, die zum Zaren wollten, in die Falle zu locken?...

Gapon war der Held des Tages, Legenden begannen seinen Namen zu umranken. In unzähligen Abschriften war sein Aufruf an das Volk verbreitet:

»... Brüder — Genossen, Arbeiter von ganz Rußland! Kehrt nicht zur Arbeit zurück, ehe ihr die Freiheit errungen habt! Speise, um euch zu nähren, und Waffen erlaube ich euch dort zu nehmen, wo und wie ihr könnt. Bomben, Dynamit — alles erlaube ich... Baut Barrikaden, zerstört die Zarenpaläste... Den Soldaten und Offizieren, die schuldlose Brüder, deren Frauen und Kinder töten, und allen Unterdrückern des Volkes meinen priesterlichen Fluch! Den Soldaten, die dem Volke helfen werden, die Freiheit zu erringen — meinen Segen! Ich befreie sie

von dem Eid, den sie dem Zaren — dem Verräter, der unschuldiges Blut zu vergießen befohlen hat, geschworen haben...«
Dieser ganze Aufruf — nebenbei bemerkt, verfaßt nicht von dem Geistlichen Gapon, sondern von dem Ingenieur Rutenberg — schien außerordentlich kraftvoll und geeignet, das Herz des Volkes unmittelbar zu ergreifen*.
Die Universität war diese ganze Zeit über geschlossen; die Verwaltung hatte angesichts der Unruhen die Weihnachtsferien verlängert. Endlich kam die Nachricht, daß die Universität am 7. Februar eröffnet werden sollte. Am Eröffnungstage fand eine Studentenversammlung in der großen Aula statt. Eine Rede folgte auf die andere. Des Inhaltes dieser Reden kann ich mich nicht mehr entsinnen, möglicherweise würde ich schon am nächsten Tage nicht imstande gewesen sein, sie wiederzugeben. Auch lag niemandem am Inhalt der Reden, sondern an ihrem Pathos, an der revolutionären Leidenschaft, die sich in diesen Stunden der Redner und der Zuhörer bemächtigte. Als über den Antrag, den Studentenstreik an allen russischen Hochschulen auszurufen, abgestimmt wurde, erhoben sich über der Menge unzählige Hände.
»Die Gegenprobe!« verkündete der Vorsitzende: »Wer ist dagegen?«
Zwei, drei Hände.
Die Versammlung schien zu Ende. Ein Teil der Menge strömte zu den Türen. Plötzlich erscholl der Ruf:

* Gapon selber flüchtete aus Angst vor der Verantwortung für alles, was er angerichtet hatte, ins Ausland. Hier suchte er sich den russischen revolutionären Parteien zu nähern und den Ruhm seines Namens auszunutzen. Die Sozialdemokraten merkten sehr schnell, mit wem sie es zu tun hatten, und nahmen ihn in ihren Kreis nicht auf. Etwas freundlicher wurde Gapon von den Sozialrevolutionären behandelt, aber auch hier hatte er nicht volles Vertrauen erwecken können. Später kehrte er nach Rußland zurück, nahm seine Beziehungen zur Politischen Polizei wieder auf und bot sich ihr zur Schaffung von gelben Organisationen und zur »inneren Beleuchtung« der revolutionären Kreise an. Bei dem Versuch, führende Mitglieder der Sozialrevolutionären Partei in den Dienst der Polizei zu ziehen, wurde er ertappt, entlarvt und als Provokateur getötet. So endete das Leben dieses Mannes, der trotz seiner Bedeutungslosigkeit die Blicke der Welt in den Januartagen an seine Gestalt gefesselt hatte.

»Genossen, geht nicht auseinander!«
Hinter dem Sitz des Vorsitzenden, gegenüber dem Bildnis des Zaren, erhob sich hoch über der Menge eine lange Holzstange. Man hörte das Krachen der Leinwand. Irgend jemand rief aus den Hinterreihen: »Laßt das!«
Aber ein breites Loch gähnte bereits in dem Bilde.
»Nieder mit der Autokratie!« dröhnte ein starker Baß.
Vorbei die Erstarrung, der die Menge für einen Augenblick unterlegen war! Mit Hurra-Rufen drängten, stürzten die Studenten auf das Podium, zum Sturm auf das Zarenbildnis. Sie rissen das mit Farbe bedeckte Leinen aus dem vergoldeten Rahmen, bunte Fetzen flatterten durch die Luft.
Es war etwas Jungenhaftes in der freudigen Erregung dieser Minuten. Aber es war schwer, sich dem allgemeinen Schwung nicht zu überlassen ...
Als ich auf den Korridor gelangte, ein ansehnliches Stück bunter Leinwand in der Hand, kam auf mich ein unbekannter junger Mann zu und stellte sich als »Vertreter der amerikanischen Presse« vor; er bat mich, ihm meine Beute zu überlassen.
»Das ist sehr interessant für die Zeitungen«, sagte er in gebrochener russischer Sprache: »Ich habe schon einige Stückchen, aber ich möchte noch ...«
Tatsächlich waren seine Taschen voll von diesen Reliquien.
Die Studenten um uns lachten. Aber ich dachte, der junge Journalist handle nicht ohne Sinn und Verstand so seltsam, er habe richtig die Bedeutung dessen, was eben in der Aula geschehen war, erfaßt ...

Von Mitte Februar ab standen sämtliche Hochschulen Petersburgs im Streik. Aber die Studenten verließen die Stadt nicht. Offen blieben die Universitätsbibliothek, das Studentenheim und die Mensa Academica. Auch einige wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaften waren weiter tätig. Die Universität blieb trotz ihrer leeren geschlossenen Hörsäle der Mittelpunkt des Studentenlebens. Hier erhielten wir die illegale Literatur, hier politisierten wir, hörten Neuigkeiten.

Nun, und diese Neuigkeiten waren derart, daß sie die Herzen unruhiger schlagen ließen.
Vom Kriegsschauplatz wurden neue Niederlagen gemeldet. Ende Februar wurde das russische Heer bei Mukden geschlagen, am 15. Mai ging das russische Geschwader bei Zusima unter. Die Unruhen unter den Arbeitern hatten kein Ende. Die Salven am 9. Januar erschollen für die Arbeiterklasse Rußlands wie Sturmgeläut. Streikwellen stark revolutionärer Färbung rollten durch alle Industriebezirke — von Polen bis nach dem fernen Sibirien, von den Ostseeprovinzen und Finnland bis nach Transkaukasien. An vielen Orten kam es zu Zusammenstößen mit den Truppen, mitunter auch zu Barrikadenkämpfen.
Im Februar begannen Teilstreiks auf der Eisenbahn — hier mit ökonomischen Forderungen, dort als Protest gegen das Gemetzel am 9. Januar.
Die Verordnung am 18. Februar »über die Erlaubnis für Privatpersonen und Organisationen, Eingaben an den Zaren, betreffend die richtige Ordnung des Staatswesens« zu machen, gaben der liberalen Opposition eine Stütze zur Aktion gegen das bürokratische Regime. Tagungen, Bankette, Petitionen wurden immer zahlreicher, und in den Chor der liberalen Petitionen mischte sich immer lauter die Stimme der Arbeiterschaft.
Im Frühjahr flammten Bauernaufstände auf. An allen Enden Rußlands bemächtigten sich die Bauern der Gutsländereien und zerstörten die Herrensitze.
Im Juli kamen Nachrichten von den Unruhen im Heere und in der Marine. Und endlich erhob sich die rote Fahne über dem Panzerkreuzer »Potemkin«!
War das ein revolutionärer Aufstand oder der plötzliche Ausbruch einer blinden Meuterei? In dem Zettel, der bei dem ans Ufer gebrachten Leichnam des toten Matrosen zurückgelassen war, erklärte die Mannschaft des Panzerkreuzers den Grund ihres Aufruhrs mit folgenden Worten:
»Ihr Herren Odessiten, vor euch liegt der Leichnam des Matrosen Wakulenko, der von dem ersten Offizier des Panzerkreuzers »Potemkin« bestialisch ermordet worden ist, weil er es gewagt

hatte zu sagen, die Suppe tauge nichts. Genossen! Stellen wir uns unter das heilige Kreuzeszeichen und stehen wir für uns ein! Tod den Unterdrückern! Tod den Blutsaugern, es lebe die Freiheit!«

Aber fünf Tage später verkündete dieselbe Mannschaft »der ganzen zivilisierten Welt«:

»Die zaristische Regierung hat beschlossen, lieber das Land im Blute des Volkes zu ertränken, als ihm Freiheit und besseres Leben zu gönnen . . .

Aber der wahnsinnig gewordene Zarismus hat vergessen, daß die dumpfe und unterdrückte Soldatenmasse — diese starke Waffe seiner blutdürstigen Absichten — eben dasselbe Volk, eben dieselben Söhne der arbeitenden Massen sind, welche die Freiheit erringen wollen. Und die Armee wird das über kurz oder lang verstehen und wird endlich die Schmach abschütteln, Scharfrichter an den eigenen Vätern und Brüdern zu sein. Wir, die Mannschaft des Panzerkreuzers ‚Potemkin', tun entschlossen und einmütig diesen ersten großen Schritt.

Wir fordern den unbedingten Abschluß des sinnlosen Blutvergießens auf den Feldern der fernen Mandschurei. Wir fordern die unbedingte Einberufung der gesamtrussischen verfassunggebenden Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts. Für diese Forderungen sind wir einmütig bereit, mit unserem Panzerkreuzer im Kampfe zu fallen oder den Sieg zu gewinnen.«

Es war das größte Ereignis in der Chronik des revolutionären Kampfjahres — niemandem kamen Zweifel, ob ein so schneller Übergang überhaupt möglich wäre . . .

Die illegale Presse diskutierte lebhaft die Frage des bevorstehenden bewaffneten Aufstandes: der Kampfmittel gegen die Artillerie, Infanterie und Kavallerie, des Barrikadenbaus, der Organisation von Stäben, die Frage, welche der verschiedenen Punkte einer Stadt die Aufständischen zu besetzen hätten und in welcher Reihenfolge sie es zu tun hätten. Es schien, der Strom der Ereignisse führte uns mit Macht dieser »letzten Schlacht« des Volkes mit seinen Feinden entgegen.

Am 6. August erschien das Manifest über die Einberufung einer gesetzberatenden Duma. Die liberale Opposition neigte nach einigen Schwankungen dazu, dieses Geschenk des eingeschüchterten Zaren anzunehmen. Die Losung der sozialistischen Parteien und der radikal-demokratischen Gruppen wurde der Boykott.
Zwischen den Liberalen und den Revolutionären flammte der Kampf um die Duma auf. In der Polemik nahm der Gedanke des Aufstandes im Zusammenhang mit der Einberufung der Duma — vielleicht am Tage ihrer Eröffnung — immer deutlichere Umrisse an.
Während dieser ganzen Zeit, vom Januar bis zum September 1905, war offensichtlich die Arbeiterklasse die Vorhut und die Vormacht der revolutionären Bewegung in Rußland: Arbeiterblut floß in Petersburg, Lodz, Warschau, Nishnij-Nowgorod, Odessa. Es war etwas Ergreifendes, Majestätisches und zugleich unendlich Rührendes in der Selbstaufopferung Tausender von einfachen Menschen für die Befreiung des Landes. Neben diesen Opfern, neben der Aktion der Arbeitermassen schien die Rolle anderer Bevölkerungsgruppen fast kläglich. Und das schuf einen unwiderstehlich leuchtenden Nimbus um die Partei, die sich die Befreiung der Arbeiter durch die Kraft der Arbeiter selber zum Ziel gesetzt hatte.
Wie viele Intellektuelle war auch ich von dem Heroismus des Proletariats fasziniert. Mit jedem Tage fühlte ich den immer stärkeren Zwang, an seinem Kampfe aktiv teilzunehmen.
Im Herbst 1905 war ich noch kein folgerichtiger Marxist, fühlte mich aber bereits als Sozialdemokrat und brannte darauf, in die Reihen der Partei einzutreten.

Als ich nach den Sommerferien nach Petersburg zurückkehrte, begann ich mich nach einer Verbindung mit der sozialdemokratischen Partei, die damals noch illegal bestand, umzusehen. Im Sekretariat der Universität traf ich einen Kommilitonen, der mir als Mitglied der Partei bekannt war.
»Ich habe eine Bitte an Sie«, sagte ich ihm. »Ich möchte der

Partei beitreten — sagen Sie mir, wohin ich mich zu wenden habe.«

»Kommen Sie morgen zu mir, ich werde Sie mit einem Genossen zusammenbringen.«

Bei dem Kommilitonen fand ich einen mir unbekannten Studenten. Klein, lebhaft, großer Bart, scharfe, kluge Augen, sichere Bewegungen, spöttische Redeweise — eine Art Märchenzwerg.

Das Verhör begann:

»Kennen Sie das Programm der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei?«

»In allgemeinen Zügen . . .«

»Vielleicht sind Sie kein Sozialdemokrat, sondern ein Sozialrevolutionär?«

»Ich bin Sozialdemokrat, will der Partei beitreten und bin bereit, mich der Parteidisziplin zu unterwerfen.«

Der Zwerg sagte mir:

»Das ist ausgezeichnet, aber das Wesentlichste: Sind Sie Bolschewik oder Menschewik*?«

»Ich muß gestehen, daß ich mich in den Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Fraktionen schlecht auskennen.«

»Wirklich? Aber das ist doch sehr einfach! Vor allem, sind Sie für revolutionären Kampf oder für Kompromißlerei?«

»Für revolutionären Kampf.«

»Das ist auch der Standpunkt der Bolschewiken. Nun weiter: Wie stehen Sie zu der Beteiligung der Sozialisten an der provisorischen revolutionären Regierung?«

»Ich bin mit dieser Frage nicht vertraut.«

»Aber hier gibt es doch gar keine Frage. Sollen wir denn etwa, nachdem wir den Zarismus niedergeschlagen haben, alle Früchte des Sieges in die Hände unserer Klassenfeinde legen, in die

* Zu dieser Zeit bildeten die Bolschewiken und Menschewiken formell eine Partei. Praktisch bestanden aber überall besondere Gruppen der beiden Richtungen, die einander bekämpften. Ich wußte von diesem Zustand nichts oder maß ihm nicht die richtige Bedeutung bei. Es schien mir, man könnte Sozialdemokrat sein, ohne unbedingt Bolschewik oder Menschewik sein zu müssen. Deshalb überraschte mich die Frage des Zwerges.

Hände der Liberalen, die jeden Augenblick zum Verrat an der Revolution bereit sind? Das wäre doch heller Wahnsinn! Stimmen Sie mir zu?«

»Ja, aber ich möchte . . .«

»Sie möchten die Argumente der Menschewiken kennen? Die haben gar keine. Nichts als die kleinbürgerliche Angst vor der Revolution. Glauben Sie mir! Jetzt der dritte Punkt: Wie stellen Sie sich zur Duma?«

»Das heißt? . . .«

»Sind Sie für die Beteiligung an der Duma, in der die Liberalen die Volksinteressen dem Zarismus verkaufen werden?«

»Gewiß nicht.«

»Ausgezeichnet. Sie sind also Bolschewik. Wir werden zusammenarbeiten. Ihre Hand, Genosse! Es bleiben nur noch die Einzelheiten zu erledigen. Welche Arbeit möchten Sie übernehmen?«

Etwas verwirrt durch die Schnelligkeit, mit welcher der Zwerg mich den Bolschewiken zuzählte, gestand ich, ich könnte mir nicht deutlich vorstellen, worin meine Arbeit bestehen könnte.

»Wir haben drei Arten Arbeit«, erklärte mir mein Gegenüber, »agitatorische, propagandistische und organisatorische. Die organisatorische kommt für Sie wohl nicht in Betracht, da Sie die Geschichte der Fraktionsstreitigkeiten nicht kennen. Die Propaganda wäre eher etwas für Sie, aber Sie sind anscheinend nicht ganz fest in bezug auf den Marxismus. Beginnen Sie mit Agitation.«

»Einverstanden.«

»Wir werden Ihnen gleich einen Bezirk zuweisen . . .«

Der Zwerg blätterte in seinem winzigen Notizbuch und überlegte. Mein Kommilitone schlug vor:

»Überlassen Sie uns Woytinsky!«

»Das ist eine Idee. Also, Intelligenzbezirk, Unterbezirk Universität.«

Nachdem er es in seinem Notizbuch vermerkt hatte, drückte er jedem von uns die Hand und ging hastig fort.

Am nächsten Tag wurde ich in den Vorstand der sozialdemokratischen Universitätsorganisation, und zwar als Generalredner

für die Studentenversammlungen, aufgenommen. (Diese Auszeichnung verdankte ich dem Umstande, daß ich in den Seminaren bei den Studenten den Ruf eines erfolgreichen Redners erworben hatte.) Gleichzeitig rieten mir die Genossen aus dem Vorstand, ein Parteipseudonym zu wählen, und ich bezeichnete mich, ohne lange zu überlegen, mit dem ersten besten Namen, der mir in den Kopf kam: Ssergej Petrow.
Für den 13. September war eine allgemeine Studentenversammlung in der Universität einberufen. Wieder füllte sich die Aula. Alles war in ihr wie früher, nur das Bild hinter dem Katheder war mit grauem Stoff umhüllt, wie zum Schutze gegen Staub. In der Menge waren viele Studentinnen, zwischen den Uniformen der Studentenjacken sah man die Schulterabzeichen der Hörer Technischer Hochschulen. Der Beschluß der Versammlung soll morgen in allen Hochschulen Petersburgs als Direktive gelten. Der politische Inhalt der Versammlung – charakteristisch für den Herbst 1905 – bestand in dem Kampf zwischen Sozialrevolutionären und Sozialdemokraten.
Die Argumentation der ersteren war folgende: 1. Seit dem Februar des vergangenen Jahres, als der Studentenstreik erklärt worden ist, habe sich nichts verändert, und der Abbruch des Streiks käme deshalb einer Flucht vom Schlachtfeld gleich; 2. in der Provinz harrt der Studenten ein weites Betätigungsfeld, nämlich die Propaganda unter den Bauern, und im Interesse dieser Arbeit müßten die Hochschulen geschlossen bleiben.
Ich vertrat den entgegengesetzten Standpunkt: Die Stunde der entscheidenden Schlacht mit dem Zarismus, die Stunde des allgemeinen Aufstandes rückt näher; das Sturmgeläute wird zunächst in den Städten ertönen – die Studentenschaft muß in Bereitschaft sein, die Universität muß geöffnet und zu einem Herd der Revolution werden!
Nach mir sprachen die Vertreter der kleineren politischen Gruppen. Ich stand neben dem Rednerplatz, als der Vorsitzende mich mit einem Zeichen zu sich rief und mir einen ihm aus der Menge zugeschickten Zettel zeigte: »Ich bitte um das Wort. Arbeiter Peter.«

»Was sollen wir tun?« fragte er mich: »Eigentlich ... ein Fremder ... Es ist doch eine Studentenversammlung ...«
»Schadet nicht«, erwiderte ich: »Geben Sie ihm das Wort als unseren Gast.«
Der Vorsitzende tat danach.
Unter stürmischem Beifall bestieg ein junger Bursche in hohen Stiefeln und in einer Jacke über dem blauen Hemd die Tribüne. Fein geschnittenes, schönes Gesicht, gescheiteltes blondes Haar, selbstsichere Bewegungen, eine stahlhelle Stimme.
Der Eindruck von Peters Worten — und nicht einmal so sehr von seinen Worten als von der bloßen Tatsache, daß ein Arbeiter in einer Studentenversammlung auftrat — war gewaltig. Und als ich zum zweitenmal nach dem Vertreter der Sozialrevolutionären sprach, wirkte sich dieser Eindruck aus: Diesmal konnte schon kein Zweifel mehr bestehen, daß die Mehrheit der Versammlung auf meiner Seite war.
Ich berief mich auf den Empfang, den die Versammlung eben dem Arbeiter bereitet hatte, und forderte die Studentenschaft auf, den Weg der Annäherung an die Arbeiterschaft zu gehen. Den abschließenden Teil meiner Rede widmete ich dem Beweis der großen Vorzüge unserer Taktik vom Standpunkt der verschiedenen Studentengruppen aus: Wer von den Studenten will, kann auf das Land gehen und die Propaganda unter den Bauern führen, wie die Sozialrevolutionären vorschlagen; wer will, kann in die Arbeiterviertel gehen, wohin die Sozialdemokraten rufen; die anderen können die Vorlesungen besuchen und sich auf die Prüfungen vorbereiten. Wichtig ist nur, daß die Studentenschaft bestätigt, die Universität werde mit ihren gesamten Kräften und Mitteln der Revolution dienen.
Damit endete die Diskussion. Mit überwältigender Mehrheit (mit 1702 gegen 243 Stimmen bei 77 Enthaltungen) wurde unsere Resolution angenommen, deren Schlußteil lautete:
»... in Erwägung (all dessen) haben wir beschlossen:
1. die Erklärung des Streiks bis zu jenem Augenblick zu verschieben, wo dies aus Rücksichten der revolutionären Taktik nützlich sein wird;

2. angesichts der Notwendigkeit, zu schärferen Kampfesmitteln zu greifen, die Universität zu eröffnen, um innerhalb und außerhalb ihrer Mauern eine umfassende Arbeit zur Vorbereitung des herannahenden Entscheidungskampfes zu entfalten;
3. alle Mittel auszunutzen, um die revolutionäre Tätigkeit der Studenten zu verstärken durch die Veranstaltung von Volksversammlungen und die Organisation einer akademischen Legion, die sich der großen Armee der für die Volksfreiheit kämpfenden Arbeiterklasse anschließt.
Und möge unsere geöffnete Universität für die Regierung des Selbstherrschers noch gefährlicher werden, als es unsere streikende Universität war!«
Der Universitätsstreik war damit zu Ende.
Ungefähr um dieselbe Zeit fanden auch in den anderen Hochschulen Versammlungen statt. Überall siegte dieselbe Taktik — Streikabbruch im Interesse der Revolution. Noch keine zwei Wochen vergingen, als die »Volksversammlungskampagne« begann, die eine so große Rolle in dem weiteren Verlauf der Ereignisse des Jahres 1905 spielen sollte.

Harmlose Studentenversammlungen in den Hochschulen entwickelten sich allmählich zu revolutionären Volksversammlungen, weil die Arbeitermassen in die Mauern der Hochschulen eindrangen, wo sie vor Polizeiüberfällen durch den Ukas über die Autonomie geschützt waren, der im Spätherbst vom Zaren erlassen worden war, um die Hochschulen zu beruhigen. In kleinerer Anzahl besuchten die Arbeiter schon vom ersten Tage an die Studentenversammlungen. Ich bin nicht sicher, daß dies durchweg revolutionäre Arbeiter waren — sie machten eher den Eindruck von Menschen, die aus Neugierde in die Versammlung kamen.
Aber schon bald wurden sie aus zufälligen Gästen zu aktiven Teilnehmern und zu den tatsächlichen Herren dieser Versammlungen. Einen entscheidenden Schritt zur Verwandlung der Universität in eine offene politische Tribüne machten wir unter dem Einfluß einer neuen Rede des Arbeiters Peter. Der junge

Schlosser, stolz auf seinen ersten Erfolg, besuchte seitdem alle Versammlungen in der Universität. Einmal, mitten in der Diskussion über eine spezielle studentische Frage, meldete er sich zum Wort und fiel über uns her:
»Was tut ihr da, Genossen? Ihr habt die Universität für die Revolution eröffnet, aber in Wirklichkeit beschäftigt ihr euch Gott weiß womit! Mit unnützem Zeug, von dem wir Arbeiter nichts verstehen können. Wir Arbeiter sehen in euch Genossen, wir wollen immer mit euch zusammengehen, bis zum vollen Sieg oder zum Tod im Kampfe!«
Während dieser etwas wirren Rede des jungen Schlossers empfanden die Studenten ein unbestimmtes Schuldgefühl gegenüber ihm und seinen Genossen, den Helden des 9. Januar. Man unterbrach ihn mit Beifall, mit Zurufen »Richtig!« »Sehr richtig!« Als er endete, dankte ihm der Vorsitzende im Namen der Versammlung.
Auf der Stelle wurde beschlossen, unverzüglich an die Einrichtung der politischen Abendversammlungen für die Arbeiter zu gehen. Es war kein taktischer Beschluß, sondern eher eine Maßnahme technischer Art, ein Mittel, in das Universitätsleben mehr Ordnung zu bringen. Die revolutionäre »Straße« war bereits in die Universität wie auch in andere Hochschulen Petersburgs eingedrungen. Ob wir diese Art Ausnutzung der Autonomie der Hochschulen vorausgesehen hatten oder nicht — die »Fremden«, das heißt die Arbeiter, machten schon Ende September fast die Mehrheit in den Studentenversammlungen aus. Man mußte also für sie bestimmte Stunden festsetzen, sonst wären schließlich nicht nur Studentenversammlungen, sondern auch die Vorlesungen und Übungen in der Universität unmöglich geworden.
Zuerst schien es, als ob die Abendversammlungen sich nicht mit Leben erfüllen wollten: Es gab keine geeigneten Vortragenden, die Reden hatten keinen Schwung, in den halbleeren Sälen war es ziemlich langweilig. Aber dann strömten die Arbeiter in Massen in die Versammlungen, und in den Hochschulen begann ein neues Leben.

Auf den ersten Blick machten unsere Veranstaltungen einen seltsamen Eindruck.
Es gab weder eine Tages- noch eine Geschäftsordnung. Man wußte nicht, wer sprechen und worüber gesprochen werden würde. Die Zuhörer wußten nicht, wer eigentlich diese einander auf der Tribüne ablösenden Redner waren: der »Genosse Leonid«, »Genosse Abram«, »Genosse Makar«, »Genosse Nikolaj«, »Genosse Ssergej«. In gleicher Weise wußten auch die Redner nicht, woher die um das Katheder zusammengedrängten Menschen kamen.
Einige Wochen lang hatte ich den »Volksversammlungsbetrieb« zu leiten, das heißt die Säle zu verteilen und dafür zu sorgen, daß in jedem Hörsaal genügend Redner wären. Jeder Abend brachte Überraschungen.
Inmitten einer Volksversammlung kommt plötzlich eine Gruppe Menschen in steifen Hüten auf mich zu.
»Genosse, sorgen Sie freundlichst für die Handlungsgehilfen.«
»Für welche Handlungsgehilfen?«
»Wir sind auf 9 Uhr in die Universität bestellt.«
»Wieviel sind Sie?«
»Wenn alle kommen, etwa zwanzigtausend ... Aber alle werden doch nicht kommen ... Mit fünftausend muß man rechnen ...«
»Nehmen Sie diesen Hörsaal. Stellen Sie jemanden an die Tür ... Verbindungsleute in den Korridor ... Einen Doppelposten unten, auf die Treppe ... Damit alle in den richtigen Saal kommen.«
»Von unseren Leuten sind schon viele in dem großen Saal. Wie bekommt man sie heraus?«
Ich gehe in die Aula: »Die Genossen Handlungsgehilfen werden in den Hörsaal Nummer 12 gebeten.«
Bewegung. Alles strömt vom Katheder weg und wendet sich zur Tür. Der Vorsitzende sagt zu mir:
»Aber hier sind die Handlungsgehilfen in der Mehrzahl.«
»Lassen Sie abstimmen!«
Die Abstimmung zeigt, daß die Versammlung zu drei Vierteln

aus Handlungsgehilfen besteht. Wir beschließen, ihnen die Aula zu überlassen und das gemischte Publikum im benachbarten Hörsaal unterzubringen.
Ein anderes Mal erfuhren wir ebenso unvorbereitet von der Ankunft der ganzen Belegschaft einer Fabrik: am Morgen hatten sich die Arbeiter in den Werkstätten verabredet, nach der Arbeit in die Universität zu ziehen, und nun kamen sie — eine tausendköpfige geschlossene Menge.
Einmal erschienen auf dem Korridor der Universität seltsame Gestalten: in langen Schafspelzmänteln, in hohen Filzstiefeln, mit Fausthandschuhen und Pelzmützen, mit Peitschen in der Hand. Droschkenkutscher!
Man umringte sie und fragte, wie sie hergekommen wären. Die Kutscher erklärten bereitwilligst:
»Wir stehen an der Brücke. Immer sehen wir, in der Universität ist Licht, und die Menschen strömen dahin wie ins Theater. Heute setzte uns ein Herr auseinander: Da braucht man keine Eintrittskarten, geht auch ihr hin. Dort werdet ihr hören, wie man auf den Zaren schimpft.«
Sofort wurde ein Student zu den Kutschern abkommandiert — ihnen beizustehen und unverständliche Worte in den Reden zu erklären. Die Kutscher befriedigte der ihnen zuteil gewordene Empfang und was sie zu hören bekamen sehr, und es tat ihnen nur leid, daß sie zurück mußten, weil sie um ihre auf der Straße gelassenen Droschken besorgt waren.
An einem anderen Abend überraschte uns ebenso in der Universität ein Schwarm von Schülern und Schülerinnen der höheren Schulen. Wir wiesen ihnen einen Hörsaal zu und überließen es ihnen selbst, »Unbefugte« fernzuhalten. Nach einer halben Stunde kam zu uns eine Abordnung der Schülerversammlung: sie bat um »Parteiredner«.
Mit jedem Tag wurde der Andrang der Besucher stärker. In der Aula und den Hörsälen wurde es eng.
Eines Tages bestieg ein Arbeiter das Katheder — es war wohl wieder der rastlose Peter — und wandte sich an die Hörer mit folgenden Worten:

»Wir Arbeiter gehen zehn Kilometer, um hierherzukommen, durch die ganze Stadt müssen wir zu Fuß ziehen, und wenn wir angekommen sind, gibt es für uns keinen Platz. Wie sollen wir so Revolution machen? Unsere Leute sind darüber sehr verbittert. Mancher versteht die Fremdwörter nicht und steht noch dazu dicht an der Tür, ein anderer versteht nicht einmal, wovon der Genosse Redner spricht. Er wird einmal kommen, er wird zweimal kommen, aber zum drittenmal wirst du ihn in eine Versammlung nicht locken können... Habe ich recht, Genossen?«
»Recht hat er!«
»Und da sehe ich hier so viel Genossen Studenten. Sie brauchen die Versammlungen nicht so sehr wie wir. Dazu versammeln sie sich hier auch vormittags, wir Arbeiter aber können nur am Abend. Wir möchten also die Genossen Studenten bitten, abends in die Universität nicht zu kommen, außer denjenigen, die Redner sind.«
Dieser Vorschlag erschien vielen Studenten unangebracht. Manche empfanden ihn im Ernst als eine Beleidigung. Aber von diesem Tage ab zeigten sich die Studenten abends in den Versammlungen fast gar nicht mehr. Es kamen nur Parteimitglieder, die sprechen sollten oder das Amt von Ordnern hatten.
Nunmehr wurde die Menge in den Versammlungen einheitlich: es waren fast durchweg Fabrikarbeiter aus den Außenbezirken.
Die auftretenden Redner teilten sich scharf in zwei Gruppen: ständige Redner, die tagaus, tagein zu der Menge sprachen, und Gelegenheitsredner, die sonstwoher kamen.
Die bedeutendste Gruppe unter den ständigen Rednern bildeten die Bolschewiken; die Menschewiken (die zu dieser Zeit gerade durch Massenverhaftungen geschwächt waren) und die Sozialrevolutionäre mobilisierten ihre Kräfte etwas später.
Die Gegenstände der Reden waren sehr verschieden. Man besprach die Zeitungsnachrichten über die Entwicklung der revolutionären Bewegung in Rußland, man erklärte das Parteiprogramm. Man sprach über die Verfassunggebende Nationalversammlung, erzählte von der Gewerkschaftsbewegung in Westeuropa, vom Achtstundentag.

Mit lebhaftem Interesse nahm die Menge die Erzählungen über die Anfänge des Freiheitskampfes in Rußland entgegen. Es wurden auch Versuche gemacht, die Versammlungsrede in einen populären Vortrag über das eine oder das andere historische oder politische Thema umzuwandeln. Diese Versuche fanden viel Anklang bei den Arbeitern. Leider hatten die Redner selbst keine genügenden Kenntnisse und waren auch nicht zahlreich genug, um den leidenschaftlichen Wissensdurst der Zuhörer zu befriedigen, und jene, die in dieser Arbeit helfen konnten, zogen sich von den Versammlungen zurück, erschrocken über ihr äußeres Durcheinander.
Dieses Durcheinander schufen vor allem die zufälligen Redner. Ihre Reden gefielen der Menge nicht immer, manchmal riefen sie sogar Bekundungen der Ungeduld hervor.
So sprach einmal ein junger Arbeiter in der Militärärztlichen Hochschule. Er sprach davon, daß es den Arbeitern schlecht gehe, der Verdienst nicht ausreiche, die Akkordsätze ungerecht und die Werkmeister rücksichtslos seien. Er sprach mit der Innigkeit eines tief verletzten Menschen, mit Tränen in der Stimme. Aber man hörte ihn kalt, unaufmerksam an. Und an der Stelle des größten Pathos wurde er von einer spöttischen Stimme unterbrochen:
»Stepka, hast genug im Betriebe gequasselt! Jetzt solltest du das Maul halten: laß andere sprechen, die mehr wissen als du!«
Stepka kam nicht dazu, seine Rede zu Ende zu führen.
Manchmal sagte ein Arbeiter, wenn er das Wort erhalten hatte, zu der Versammlung:
»Genossen! Ich will euch mein Gedicht vorlesen. Von mir geschrieben. Über unser Leben ... Ein sehr gutes Gedicht.«
Die Gedichte waren stets naiv, kunstlos, aber innig und von heißem Gefühl durchdrungen. Als Dichter traten, ich weiß nicht warum, Handwerker, Buchdrucker, Handlungsgehilfen auf. Ich entsinne mich nicht, daß unter den Dichtern der Septemberversammlungen Fabrikarbeiter gewesen wären.
Auch ganz phantastische Gestalten zeigten sich in den Versammlungen. Einen großen Erfolg hatte ein Alter von hohem

Wuchs, mit einem grauen Bart über die ganze Brust. Er trug unter dem Pelzmantel ein Schwert aus der Requisitenkammer eines Theaters und sprach in geschnörkelter, altmodischer Art. Er war offenbar nicht ganz bei Verstand, dies schadete aber nichts. Die politische Idee, die die Versammlungen im Herbst 1905 beherrschte, ließ sich durch die verschwommene Losung: »Kampf mit der Autokratie« ausdrücken.

Die Presse der Rechten behauptete, in den Versammlungen würde die Anarchie gepredigt. Das war reinster Unsinn. Die Anarchisten traten selten auf und meistens ohne Erfolg: die Menge empfand ihre Angriffe auf die bürgerliche Republik wie eine mittelbare Rechtfertigung der Autokratie. Einmal war ich Zeuge dessen, wie die Arbeiter mit Pfiffen und feindseligen Zurufen die feurige und aufrichtige Rede einer alten Anarchistin beantworteten. Die Alte selbst war überzeugt, daß ihre Rede archi-radikal wäre, und konnte gar nicht verstehen, warum die revolutionäre Menge ihr so feindlich begegnete. Mit Tränen der Verletztheit in den Augen rief sie den Arbeitern zu:

»Ich bin eine von der Kolyma, ich bin eine von der Kolyma!«

Aber die Arbeiter wußten nicht, daß die Kolyma einer der schrecklichsten Verbannungsorte war und daß diese Worte lange Jahre des Kampfes und des Leidens bedeuteten, die diese greise, gebückte Frau durchgemacht hatte, weil sie weder das monarchistische noch das republikanische Regime anerkennen wollte. Sie glaubten, die Alte wiederholte einfach ihren Namen, und sie lachten ...

Ich möchte noch eine Besonderheit dieser Massenversammlungen hervorheben: sie waren frei von Demagogie und fast frei von Polemik zwischen den linken Parteien. Niemals und nirgends habe ich später Volksversammlungen gesehen, in denen solche Begeisterung herrschte und so hell die Flamme des Idealismus brannte wie in unseren Septemberversammlungen.

Und noch jetzt, nach vielen Jahren, kann ich nicht ohne innere Bewegung an diese Arbeitermenge denken — naiv, hingerissen, voll Glauben an ihre geschichtliche Mission, bereit zu allen Opfern, durchdrungen von einem grenzenlosen Wissensdurst.

Schon am Anfang versuchte die bolschewistische Organisation, soweit es ging, Ordnung in die Versammlungskampagne zu bringen und sie den Richtlinien der Partei unterzuordnen. Beim Petersburger Vorstand wurde ein »Kollegium der Versammlungsredner« geschaffen. Zuerst hatte es nur 10 oder 12 Mitglieder, aber allmählich zog es neue Kräfte an — teils Bezirksfunktionäre, teils Genossen aus der Provinz.
Das Kollegium stand an weithin sichtbarer Stelle, seine Arbeit war lebendig, effektvoll, es gab also viele, die ihm gern beitreten wollten. Auch junge Mädchen, die uns ihre Dienste als Sekretärinnen antrugen, gab es viel mehr, als man brauchte.
Das stets wachende Auge des Vorstandes im Kollegium war der Genosse Anton, ein vollständig ungebildeter, sehr beschränkter und selbstsicherer Mensch, der sich seiner Unwissenheit keineswegs schämte und dazu ein unverbesserlicher Säufer war*. Er konnte niemandem von uns imponieren, und das war einer der Gründe, warum im Kollegium allmählich ein Geist der Opposition gegen den Vorstand auftrat. Diese Oppositionsstimmung wurde auch dadurch gefördert, daß wir alle, mehr oder weniger, vom Beifallssturm und von dem »Glanz« des täglichen Auftretens berauscht waren.
Übrigens begriff der Vorstand rasch, daß, wie die Dinge sich nun gestaltet hatten, die »Versammlungsredner« nicht so behandelt werden dürften wie etwa Bezirksagitatoren. Uns wurde eine gewisse Autonomie zugestanden.
Den Kern des Kollegiums bildete das Triumvirat: Nikolaj Konowalow, von dem ich noch erzählen werde, Abram (Krylenko), der jetzige Oberstaatsanwalt der Sowjetregierung, und ich. Es gab auch ungefähr zehn junge Mitarbeiter, die nicht allein,

* Später ist er ganz tief gesunken und zog sich von der Politik zurück. Nach dem Oktoberumsturz 1917 war seine Aufgabe, »Konterrevolutionäre« herauszusuchen, dann beging er Unterschlagungen und ging seines Amtes verlustig. Zuletzt machte er von sich reden nach den Sozialistenerschießungen auf den Solowetzki-Inseln. Die Sowjetregierung sandte ihn zum Zweck der »Untersuchung« an den Tatort, und er erstattete nach seiner Rückkehr einen Bericht, der die Kerkermeister und Henker verherrlichte, den Mord billigte und die Gefangenen mit Schmutz bewarf.

sondern stets gemeinsam mit einem der erfahreneren »älteren« Genossen auftraten. Von diesen »älteren« Genossen, unter denen ich einer der ältesten war, hatten allerdings nicht alle das zwanzigste Jahr erreicht.
Ich trat immer am liebsten mit Eugen Litkens auf, einem aufrichtigen, leidenschaftlichen und begabten jungen Mann, dem später ein tragischer Tod beschieden war. Ich werde noch auf ihn zurückkommen müssen.
Das Kollegium arbeitete kameradschaftlich und aus allen Kräften. Die Arbeit war anstrengend — es gab Tage, an denen man fünf- bis sechs-, zuweilen neun- bis zehnmal sprechen mußte. Unser ständiger Treffort war in der Mensa Academica.
Einmal, Mitte Oktober, bemerkte ich am Morgen, daß ich die Stimme vollständig verloren hatte. Ich versuchte zu sprechen — es waren nur heisere Laute eines erstickten Flüsterns zu hören. Sehr bestürzt kam ich in die Mensa Academica. Dort traf ich Abram, er hatte dasselbe Pech. Die anderen Genossen versammelten sich, fast alle klagten über Halsschmerzen.
Ich machte den Vorschlag, einen Streik der Versammlungsredner zu organisieren und dem Vorstand ökonomische Forderungen zu stellen: Achtstundentag und eine Portion geschlagener Eier nach jeder Rede!
Der Antrag fand Beifall, und Anton aus dem Vorstand war nicht wenig erschrocken, als er einen Überschlag machte, wieviel Eier der Vorstand brauchen würde, um das rebellierende Rednerkollegium zu befriedigen.
Wir »streikten« vierundzwanzig Stunden lang. Dann kehrte die verlorene Stimme zurück, und wir traten wieder auf, ohne an den Achtstundentag zu denken und von den geschlagenen Eiern zu träumen — es war schon gut, wenn im Saal Trinkwasser zu bekommen war, um die Kehle anzufeuchten.
Die Arbeit war aufregend, berauschend. Die ganze Zeit unter der vom Enthusiasmus ergriffenen Menge, die ganze Zeit in der Macht ihrer Stimmung, ihrer Gedanken, ihres Willens!
Ich fühlte in diesen Tagen, daß wir vielleicht der Arbeitermasse Fetzen der ihr fehlenden Kenntnisse mitzuteilen vermochten,

daß wir aber nicht imstande waren, ihre Bewegungen zu leiten. Ich fühlte, daß wir nicht die Führer der revolutionären Masse, sondern ihre Wortführer waren.
Diese Gedanken entwickelte ich öfter in unserem Kollegium. Meine Genossen sahen fast alle die Sache ebenso an. Allerdings hörte ich von älteren Vorstandsmitgliedern, all das sei »Dekadentengeschwätz«: die Masse war für sie ein formloses Element, wir aber wären Träger des »revolutionären Bewußtseins«, berufen, nicht nur die Masse zu lenken, sondern sie zu regieren.

Auch Menschen anderer Kreise besuchten manchmal unsere Versammlungen. Die ihnen wesensfremde Menge machte auf sie den Eindruck einer wilden Kraft der Zerstörung.
Hier will ich von dem Empfang erzählen, den wir einer Gruppe solcher fremden Gäste bereiteten.
In der Mensa Academica traf ich einmal den Korrespondenten der Londoner »Times«. Er fing an, mich über die sozialistischen Parteien auszufragen. Allmählich ging er von den allgemeinen programmatischen Problemen auf konkrete Tagesfragen über:
»Wie steht Ihre Partei zu Miljukow?«
»Wie stellen Sie sich zu den Außenschulden Rußlands?«
»Was halten Sie von der geplanten auswärtigen Anleihe*?«
Die letzte Frage veranlaßte mich zur Vorsicht: in Petersburg liefen Gerüchte um, die Regierung verhandle geheim mit den Amerikanern über eine Auslandsanleihe, die ihr die Möglichkeit geben sollte, die Folgen des Krieges im Fernen Osten zu liquidieren und die Aufstände zu unterdrücken. Man erzählte, der Finanzminister Witte habe die Verhandlungen mit den Amerikanern während seiner Fahrt zur Friedenskonferenz in

* Ich spielte in der Partei eine sehr bescheidene Rolle. Das Interview des ausländischen Korrespondenten ist nur dadurch zu erklären, daß in England in Versammlungen die Parteiführer aufzutreten pflegen. Mein Engländer, der die Versammlungen besuchte und stets dieselben Redner auf der Tribüne sah, war anscheinend zu ganz trügerischen Schlüssen über ihr Gewicht in der Bewegung gekommen. Er wußte namentlich auch nicht, wie streng bei uns die Funktionen des Agitators, des Organisators usw. getrennt waren.

Portsmouth angebahnt und eine Gruppe amerikanischer Bankiers mit dem Sohn oder dem Vertreter des bekannten Milliardärs Morgan an der Spitze sei nach Petersburg gekommen, um eine Anleihe zum Abschluß zu bringen. Gerade aus der Anwesenheit der amerikanischen Finanzleute in Petersburg erklärte man, warum die Regierung, und insbesondere der Stadthauptmann Trepow, sich nicht entschließen konnten, gegen die revolutionären Versammlungen in den Hochschulen gewaltsam vorzugehen. Man nahm an, daß das sich alles ändern würde, sobald die Verhandlungen abgeschlossen und die Amerikaner abgereist sein würden.
Ich konnte also bei der Frage des englischen Korrespondenten über die Stellung der Sozialisten zu der geplanten Anleihe nicht gleichgültig bleiben. Meine Antwort war, daß ich nicht genau sagen könnte, ob diese Frage in den Parteizentralen besprochen worden sei, eins aber sei sicher: Die siegreiche Revolution werde keine Anleihen bezahlen, welche ihre Feinde zu ihrer Unterdrückung aufgenommen hätten.
»Wie«, staunte der Engländer, »Sie wollen die Schulden nicht zurückzahlen? Das ist doch unehrlich! Dann wird Ihnen niemand mehr glauben!«
Ich antwortete – nicht umsonst war es das Jahr 1905 –, die Expropriation des Grund und Bodens werde der revolutionären Regierung solche Mittel zur Verfügung stellen, daß sie keine Anleihen mehr brauchen werde.
Der Engländer dankte mir für diese wertvolle Mitteilung, versprach, den Inhalt unserer Unterhaltung den »Times« zu telegraphieren, und fügte dann vertraulich hinzu:
»Einer von meinen amerikanischen Freunden würde sich sehr freuen, mit Ihnen über die Fragen persönlich zu sprechen, die wir soeben berührt haben.«
Wir verabredeten ein Zusammentreffen in der Wohnung des Korrespondenten. Die Zusammenkunft fand drei oder vier Tage später statt (an diesem Tage war gerade die »Times«-Nummer angekommen mit der Wiedergabe unserer Unterhaltung, der Titel hieß: »The Revolution openly preached in Uni-

versity« (Die in der Universität offen gepredigte Revolution). Der Freund des Korrespondenten war ein junger Mann mit blondem Bärtchen, blauen Augen und energischen, selbstsicheren Bewegungen.
Wir sprachen englisch. Der junge Mann stellte schnell Fragen und schrieb meine Antworten auf. Nachdem die Anleihefrage erledigt war, fragte er mich:
»Glauben die republikanischen Parteien, daß sie die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich haben?«
»Zweifellos!«
»Aber die Bauern sind für den Zaren! Und die Arbeiter auch! Nehmen Sie Ihre Versammlungen. Man hat mir gesagt, daß in ihnen Studenten auftreten, Anarchisten, Republikaner, daß sie aber die große Masse der Bürger kalt lassen.«
Ich schlug vor:
»Um die Gewissenhaftigkeit derer zu prüfen, die Ihnen solches Zeug erzählen, müssen Sie selbst eine Versammlung in der Universität besuchen.«
»Das ist möglich? Ich würde die Einladung für mich und drei meiner Kollegen annehmen... Man wird uns nicht totschlagen?«
»Ich garantiere Ihnen volle Sicherheit. Kommen Sie morgen gegen neun Uhr abends in die Universität. Fragen Sie nach mir — ich werde Sie einführen.«
»Gut!«
Ich erzählte von dieser Unterhaltung den Genossen, und wir vereinbarten, worüber vor den Gästen gesprochen werden sollte. Bald nach neun, als die Versammlung in der Aula im vollen Gange war, bekam ich einen Zettel: »Genosse Woytinsky wird zum Eingang gebeten.«
In der Halle im Erdgeschoß warteten auf mich die Amerikaner. Elegant gekleidet, in weiten Ulstern und hellen Handschuhen, waren sie Gegenstand allgemeiner unfreundlicher Aufmerksamkeit der Arbeiter und fühlten sich offensichtlich unbehaglich unter dem Kreuzfeuer spöttischer Bemerkungen, die der »Times«-Korrespondent ihnen halblaut übersetzte.
Ich begrüßte die Gäste und führte sie zu den für sie reservierten

Plätzen — in der Fensternische neben dem Katheder. Der Vorsitzende gab mir, wie vorher verabredet, das Wort. Meine Rede verlief ohne Zwischenfälle — die Gäste sollten den Eindruck gewinnen, daß ich noch ein gemäßigter war. Als nächster Redner sprach Nikolaj. Er richtete den Blick auf den Rahmen des von den Studenten im Februar vernichteten Zarenbildnisses und sprach gleichsam im Namen der hier versammelten Menge zu dem »gesalbten Mörder«. Seine Rede wurde von Beifall, Zwischenrufen, Drohungen gegen den Zaren unterbrochen.
Als seine Rede zu Ende war, erschien auf der Tribüne Abram. Die Rede des vorangegangenen Redners fortsetzend, sagte er:
»Dieser Zar, dem sein Volk flucht, sucht Unterstützung jenseits des Ozeans. Durch seinen Lakaien Witte hat er sich an die Amerikaner gewandt, und diese sind bereit, ihm Geld zu geben für den Kampf mit der Revolution . . .«
»Nieder mit Amerika!« ertönte es aus der Menge.
Der Redner sprach weiter:
»Den Zarenthron werden die Wogen des Volkszorns hinwegfegen, und dann werden die amerikanischen Millionäre von der triumphierenden Revolution Zins für das Kapital fordern, das sie dem Zarismus geliehen. Was werden wir ihnen antworten, Genossen?«
Aus der Menge stiegen laute Zurufe, jeder schlug seine Antwort an die amerikanischen Geldgeber vor.
Die Amerikaner, auf den Stühlen in ihrer Nische stehend, verfolgten den Verlauf der Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Korrespondent übersetzte ihnen flüsternd die Reden und die wenig schmeichelhaften Zurufe. Der blauäugige junge Mann sagte zu mir:
»Ich glaube, das genügt. Geleiten Sie uns, bitte, hinaus.«
Wir schoben uns durch die Menge zum Ausgang — ich voran, hinter mir im Gänsemarsch die Amerikaner, als Nachhut der Korrespondent der »Times«. So gelangten wir auf die Treppe. Die Gäste waren erschüttert von dem Gesehenen und Gehörten und wiederholten ein einziges Wort:
»Dreadful! Dreadful!« (Schrecklich! Schrecklich!)

Sie dankten mir sehr für die Gelegenheit, die Stimmung der Arbeiter kennenzulernen. Mit ihnen zusammen trat ich auf die Straße hinaus. Von draußen sah die Universität unheimlich aus. Das unterste Stockwerk war in Dunkelheit gehüllt. Die Fenster des ersten Stockes waren hell erleuchtet. In jedem Fenster sah man dunkle Menschenschatten, die einen unbeweglich, die anderen aufgeregt, mit ausholenden Armen. Aus den offenen Luftklappen strömten Dampfwolken, gleich dem Rauch über einem vom Feuer ergriffenen Gebäude. Ein wirres Getöse von Stimmen, unterbrochen durch Händeklatschen. In der halbdunklen Straße zogen Schatten vorbei — alle in derselben Richtung, zum Haupteingang der Universität.

»Dreadful! Dreadful!« wiederholten die Amerikaner.

Dann begannen sie mich auszufragen:

»Das geschieht hier oft?«

»Jeden Tag!«

»Warum in der Universität?«

»Nicht nur in der Universität. In sämtlichen Hochschulen werden Sie dasselbe Bild sehen.«

Ein Student lief an uns vorbei. Ich rief ihn an:

»Wohin?«

»In die Kunstakademie, zur Versammlung. Dort wird unsereiner wenigstens nicht hinausgeworfen.«

»Das trifft sich ausgezeichnet.«

Und ich schlug den Amerikanern vor:

»Wollen Sie, um Ihre Eindrücke zu ergänzen, noch die Kunstakademie, die Frauenhochschule, irgendeine Technische Hochschule besuchen?«

»Vielleicht die Akademie ...«

»Dann, Genosse, begleiten Sie bitte diese Herren; sorgen sie, daß ihnen nichts zustößt, und zeigen Sie ihnen alles, was sie interessieren könnte.«

»Sehr gern.«

Am nächsten Tage suchte der »Times«-Korrespondent mich auf und dankte mir wieder lange und warm im Namen seiner amerikanischen Freunde.

Ich weiß auch jetzt noch nicht, wer diese Amerikaner waren. Ich weiß nicht, ob sie irgendwelche Beziehungen hatten zu jener Gruppe amerikanischer Finanzleute, über die so viel Gerüchte im Umlauf waren. Und ich will nicht behaupten, daß unsere Universitätsversammlung einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang der Anleiheverhandlungen ausüben konnte. Die Amerikaner verließen allerdings Petersburg, ohne dem Zaren Geld gegeben zu haben.

Die Eigenart dieser Periode der Versammlungen in der Petersburger Universität war, daß das akademische Leben inzwischen fast ohne jegliche Erschütterungen dahinfloß: zwischen den revolutionären und den gemäßigten Gruppen der Studentenschaft, sowie zwischen der Studentenschaft im ganzen und den Professoren bildete sich ein stillschweigendes Einverständnis heraus auf Grund des Prinzips, einander nicht zu stören. Die Universität war tatsächlich in den Händen einer kleinen Gruppe radikaler Studenten, aber diese Gruppe hinderte die Parteilosen nicht, zu studieren und sich auf die Prüfungen vorzubereiten. Was die Professoren betrifft, so war für sie die Hauptsache, daß die aufrührerischen Elemente nicht das innere akademische Leben der Universität vergewaltigten. Die Frage aber, was in den Universitätsmauern außerhalb der Vorlesungsstunden geschah, war für sie von untergeordneter Bedeutung. Deshalb beschlossen die Professoren gleich zu Anfang, nur in den Fragen des akademischen Lebens den Kampf mit den revolutionären Führern der Studentenschaft aufzunehmen. Hätten wir den Kampf auf diesem Boden angenommen, so würde sich der Konflikt zwischen der Studentenschaft und den Professoren verschärft und aller Wahrscheinlichkeit nach zur Schließung der Universität geführt haben. Aber wir erkannten sofort an, daß die Professoren in den Fragen, denen sie die größte Bedeutung beimaßen und in denen ihnen tatsächlich die Entscheidung zustand, im Rechte waren, und das entwaffnete unsere Lehrer. Ende September fanden die Wahlen zum Studentenausschuß statt. Die Mehrzahl der Stimmen entfiel auf die gemeinsame

Liste der Bolschewiken, Menschewiken und der jüdischen Sozialdemokraten, der Bundisten. Die Sozialdemokraten hatten also die absolute Mehrheit im Studentenausschuß. Die zweite Gruppe der Zahl nach bildeten die Sozialrevolutionäre, und die beiden sozialistischen Fraktionen zusammen herrschten im Rate unbeschränkt, ohne bei der kleinen Gruppe der »Parteilosen« irgendwelchem Widerstand zu begegnen.

An der Spitze der Parteilosen stand Wilenkin (im Jahre 1917 der Vorsitzende des Soldatenrats der 1. Armee, 1918 von den Bolschewiken erschossen), der ein begabter Redner und ein kluger, mutiger, geistreicher Mensch war. Seine Taktik war, in allen Fragen das Wort zu nehmen, um den Unterschied seines Standpunktes von dem der Sozialisten zu zeigen, aber die Auseinandersetzungen nie bis zum Konflikt zu treiben.

Die Sozialdemokraten, die den Studentenausschuß führten, teilten sich in zwei Gruppen: die einen führten die alltägliche Arbeit im Studentenarbeitsnachweis, in der Mensa Academica usw., die anderen, wie z. B. ich, waren mit der politischen Arbeit beauftragt, nämlich mit der »Ausnutzung« der Universität und mit den Reden in den Versammlungen.

Selbstverständlich waren für die gemäßigten Studenten jene Mitglieder des Studentenausschusses, die sich ihnen nur in den Studentenversammlungen zeigten und sonst in den der Masse der Studentenschaft unzugänglichen Volksversammlungen in die Arena traten, nicht ganz geheuer. Bei Wilenkin äußerte sich diese Einstellung unter anderem in der ironischen Hochachtung, mit der er nach meinen hohen Stiefeln und meiner schwarzen Bluse mit Ledergürtel zu blicken pflegte: zu jener Zeit arbeitete ich schon von Partei wegen unter den Arbeitern, den größten Teil des Tages verbrachte ich in den Fabrikbezirken und hatte mich, um in der Menge nicht aufzufallen, daran gewöhnt, mich wie ein Arbeiter zu kleiden. Wilenkin aber betrachtete meine proletarische Kleidung als eine revolutionäre Maskerade.

Eines Tages kam ich todmüde in die Abendsitzung des Studentenausschusses. Seit sechs Uhr morgens war ich auf den Beinen, dreimal hatte ich unter freiem Himmel gesprochen.

Ganz zerschlagen, sehnte ich mich nach Schlaf, indessen mußte ich an diesem Abend den Vorsitz im Studentenausschuß führen. Die Sitzung fand in einem Verwaltungszimmer des Erdgeschosses statt, wir nahmen in den tiefen Ledersesseln um den mit grünem Tuch bezogenen Tisch Platz. Ich fühlte, daß mir die Lider zufielen, daß der Kopf immer tiefer sank.
Plötzlich ein lautes Klopfen, und gleich nachdem eine empörte Stimme:
»Was für ein Unfug! Nehmen Sie Ihre Füße weg!«
Ich öffnete die Augen — Wilenkin hatte die Füße auf den Tisch gelegt und rekelte sich in einer ganz unmöglichen Haltung im Sessel, ohne den drohend vor ihm stehenden Sozialrevolutionär zu beachten.
»Was soll das bedeuten?« fragte ich erstaunt, mir die Augen reibend.
Wilenkin erklärte kaltblütig:
»Wenn der Vorsitzende schläft, können die Sitzungsteilnehmer die Füße auf den Tisch legen.«
Er nahm die Füße erst dann vom Tisch, als ich ihm feierlich versprochen hatte, nicht mehr in der Sitzung zu schlafen.
Übrigens störten solche unbedeutenden Zwischenfälle nicht das gute Einvernehmen, das im Studentenausschuß herrschte. Bald knüpften sich auch freundliche Beziehungen zwischen dem Studentenausschuß und den Professoren an.
Die Professoren brachten zu wiederholten Malen zur Sprache, daß die Universität nicht geeignet für die Volksversammlungen sei: die Decken würden vielleicht die übermäßige Belastung nicht aushalten, das Gebäude habe für den Fall einer Feuersbrunst keine Notausgänge, eine Panik könne zahllose Opfer verursachen. Mit anderen Worten: man müßte die Versammlungen an einen anderen Ort verlegen. Der Studentenausschuß antwortete, indem er auf die polizeilichen Verhältnisse hinwies — und alles blieb beim alten.
Des Morgens fanden in der Universität die Vorlesungen statt, die Hörsäle und die Laboratorien waren voll von Studenten, auf den Lehrstühlen saßen die Professoren. Abends waren nicht

nur die Aula und die Hörsäle, sondern zuweilen auch der Hof voll von Arbeitern, die erst nach Mitternacht auseinandergingen. Bei Tagesanbruch gingen die Wächter an das Reinemachen, und gegen neun Uhr morgens herrschte in der Universität wieder die kasernenmäßige Ordnung, die einem Staatsgebäude zukommt.

Anfang Oktober erreichten die Volksversammlungen in den Hochschulen Petersburgs ihren Höhepunkt. Am 2. Oktober versammelten sich in der Hochschule für Bergbau so viele Menschen — lauter Arbeiter —, daß die Balken der Aula sich bogen. Es konnte mit einer Katastrophe enden, aber alles verlief gut, denn die Menge, die den Saal füllte, benahm sich, als sie von der Gefahr erfuhr, mit einer echt russischen Sorglosigkeit und räumte den Saal ohne Hast, ohne Gedränge, nur langsam dem Zureden der Versammlungsleiter folgend.

Am 7. Oktober stellten die Eisenbahner des Moskauer Eisenbahnbezirkes die Arbeit ein. In Petersburg waren widerspruchsvolle Gerüchte über diesen Streik im Umlauf. Die Zeitungsnachrichten genügten den Arbeitern nicht, sie wollten Näheres über die Ereignisse von »ihren Leuten«, von den »Rednern« hören, an die sie sich im Laufe der letzten zwei bis drei Wochen gewöhnt hatten. Noch dichter wurden die Reihen derer, die in die Versammlungen zogen, und das Gepräge dieser Volksversammlungen änderte sich: die Stimmung wurde sachlicher, konzentrierter; man las die Depeschen vor, ihnen folgten Berichte aus den Betrieben; eine neue Geschäftsordnung nahm festere Umrisse an — die Fragen wurden nach Berufen, Fabriken, Bezirken behandelt.

Am 8. Oktober war in der Versammlung in der Militärärztlichen Akademie von nichts anderem als vom Generalstreik die Rede. Und merkwürdig: sämtliche Redner sämtlicher Parteien sprachen sich gegen den Streik aus. Gründe dafür gab es viele: der Generalstreik sei in Rußland undurchführbar, weil eine solche Aktion eine seit langem erprobte feste Organisation des Proletariats erfordere;

der Generalstreik sei zwecklos, weil diese Waffe nicht scharf genug sei, um die Regierung zur Kapitulation zu bringen;
der Generalstreik sei gefährlich, weil er die Interessen der breiten Bevölkerungsschichten verletze und diese gegen das Proletariat aufbringe.
Die Schlußfolgerung war:
»Kein Generalstreik, sondern der Aufstand!«
Einer nach dem andern ging aufs Katheder, Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre; sie riefen leidenschaftlich die Arbeiter auf, nicht auf die Provokation hereinzufallen. Konkret bedeutete das: nicht zu streiken und sich zum Aufstand zu rüsten. Übrigens setzten diese Aufforderungen schon früher, vor dem 7. Oktober, ein. Die revolutionären Parteien fürchteten, daß vereinzelte Streiks, die aus Solidarität oder infolge verschiedener ökonomischer Forderungen entstanden waren, dem kommenden Aufstand schaden könnten. Schon am 5. Oktober wurden in den Versammlungen entsprechende Resolutionen angenommen.
Dasselbe Bild wiederholte sich in den Versammlungen am 9. und 10. Oktober, als Moskau, Charkow und Reval bereits im Streik standen.
Am 11. Oktober versammelten sich in der Universität über 30000 Menschen. Die Aula war den Eisenbahnern überlassen. An die Berichte der Delegierten, die im Namen des Verbandes mit dem Verkehrsminister und Ministerpräsidenten Witte verhandelt hatten, schloß sich eine Erörterung, nach der die Versammlung einstimmig folgende Resolution annahm:
»Die Eisenbahner von Petersburg schließen sich dem gesamtrussischen Eisenbahnerstreik an.«
Ich werde noch auf diesen Entschluß zurückkommen. Einstweilen will ich nur bemerken, daß, während diese Resolution in der Aula angenommen wurde, in den vielen von Arbeitern überfüllten Hörsälen und im Hofe, wo von zwei Tribünen unter freiem Himmel Reden an die Menge gehalten wurden, noch immer gegen den Streik agitiert wurde.
Allerdings hörte man schon vereinzelte Stimmen zugunsten des Streiks als einer Etappe zum bewaffneten Aufstand.

Die Stimmung der Massen entwickelte sich in diesen Tagen nach ihren eigenen inneren Gesetzen, unabhängig von den Parteilosungen, unabhängig von den Reden, die von der Tribüne gehalten wurden. Die Arbeiter neigten mit jeder Stunde immer mehr zum Streik, der ihnen als die einzige in ihren Händen befindliche Waffe erschien. Sie zollten den Reden über den bewaffneten Aufstand Beifall, riefen »Sehr richtig!«, wenn man sie warnte, auf die Provokation hereinzufallen, und dachten bei sich ihre eigenen Gedanken weiter... Und diese ihre Gedanken, dieser ihr schweigender, immer stärker werdender Entschluß übermittelte sich den Rednern, zwang sie bisweilen anders zu reden, als sie sich auf dem Wege zur Versammlung vorgenommen hatten, und etwas anderes zu sagen, als ihre Partei verlangte.
Am 11. Oktober forderte man mich auf, in die Militärärztliche Akademie zu kommen, wo sich einige tausend Arbeiter versammelt hatten, und wo man keinen Redner hatte.
Ich fuhr dorthin. Das Amphitheater des Hörsaals war gepfropft und gestopft voll. Alles Arbeiter. Man verlangte von mir, ich sollte über den politischen Streik sprechen. Ich fühlte, daß ich auf die alle Arbeiter erregende Frage eine unverklausulierte Antwort geben mußte, wagte aber nicht, die Verantwortung in einer so ernsten Angelegenheit zu übernehmen. Ich bat einen Studenten, unverzüglich zum Parteivorstand zu fahren, um Anweisungen einzuholen. In Erwartung der Antwort begann ich eine Rede über den politischen Streik überhaupt als eine der Waffen des proletarischen Kampfes. Als ich zu Ende war, schlug der Vorsitzende (auch ein Sozialdemokrat-Bolschewik) vor, daß die Anwesenden über die Stimmung in den Betrieben berichteten. Es begannen die Berichte aus den Betrieben.
Nach einer Stunde kehrte der Genosse, den ich zum Parteivorstand geschickt hatte, mit der Antwort zurück: »Der Bezirksvorstand Petersburg ist im Begriff, die Erörterung dieser Frage zu beenden, in einer halben Stunde werden Ihnen die Direktiven zugestellt werden.«
Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde. Keine Nachrichten aus dem Vorstand. Die Versammlung geht inzwischen weiter. Es

sprechen ausschließlich Arbeiter, und alle sagen dasselbe: der Streik sei notwendig, der Streik müsse sofort erklärt werden, die Petersburger Arbeiter könnten nicht hinter den Arbeitern der anderen Städte zurückbleiben!
Es ist elf Uhr vorbei. Die Versammlung will zum Ergebnis kommen, ihren Gedanken eine Form geben. Man hört Zurufe: »Jetzt sollen die von der Partei sprechen! Der Genosse Redner soll uns was sagen!«
Ich muß sprechen. Unwillkürlich von der allgemeinen Stimmung ergriffen, beginne ich:
»Genossen! Was kann ich hinzufügen zu dem, was hier gesagt worden ist? Es lebe der Generalstreik!«
Tosender Beifall. Wer gesessen hatte, erhebt sich. In diesem Augenblick eilt der lang ersehnte Genosse zum Tisch des Vorsitzenden, überreicht ihm einen zusammengefalteten Zettel, flüstert ihm etwas zu. Der Vorsitzende wirft einen Blick auf den Zettel, streckt den Arm aus, um ihn mir hinzureichen, dann überlegt er es sich anders, legt den Zettel beiseite und hört weiter meiner Rede zu.
Als ich endete, übergab mir der Vorsitzende den Zettel. Darauf stand wörtlich:
»Anweisung für die Redner: pro und contra des Streiks ist klarzumachen.«
Immerhin war es eine Anweisung! Die Sozialrevolutionäre hatten nicht einmal das. Nur die menschewistische Gruppe faßte, wie ich es später erfuhr, an diesem Abend einen Entschluß, der später zur Bildung des Petersburger Sowjets der Arbeiterdelegierten führen sollte.
Am 12. Oktober brach in Petersburg der Generalstreik aus.
Im nächsten Kapitel werde ich erzählen, wie er begonnen hat, einstweilen möchte ich vorgreifend darauf eingehen, was sich in diesen Tagen in der Universität ereignete.
Weder im September noch im Oktober ergriff die Regierung irgendwelche Maßnahmen gegen die revolutionäre Propaganda in den Mauern der Hochschulen.
Der Zarismus führte gegen die Revolution zu dieser Zeit eine

Art anarchischen Guerillakrieg: während die einen Verwaltungsbeamten ihren Eifer durch Pogrome und Prügeleien der »Staatsfeinde« an den Tag legten, dachten die anderen nur daran, ihr Schifflein heil zwischen den Kugeln der Terroristen und dem Zorn der Vorgesetzten hindurchzusteuern. In Petersburg herrschte offensichtlich diese vorsichtige Tendenz vor. Es wäre ungeschickt gewesen, in einer Stadt, wo die ausländischen Gesandtschaften ihren Sitz hatten, vor den Augen der Berichterstatter der europäischen Zeitungen, Pogrome zu veranstalten, die doch das einzige den Behörden bekannte Mittel gegen die Opposition waren; auch wurde der Eifer der Scharfmacher in der Verwaltung durch die Nähe des willenlosen, ewig schwankenden und launischen Selbstherrschers gehemmt. Dazu schwebten noch über Petersburg die Schatten der am 9. Januar Gefallenen als eine Warnung an jeden, der das Gemetzel an den waffenlosen Arbeitern hätte wiederholen wollen. Endlich waren die militärischen Befehlshaber des Heeres nicht mehr ganz sicher und fürchteten sich, einen Befehl zu geben, der zum Signal der offenen Meuterei werden konnte.
Aus diesen Gründen wurde Petersburg von jenem Wirbelsturm der Pogrome verschont, der über ganz Rußland hinzog. Deshalb auch dachte die reaktionäre Presse an Petersburg, wenn sie über die »Fahnenflucht der Obrigkeit« jammerte.
Am 12. Oktober, als Petersburg bereits vom Generalstreik ergriffen war, beschloß die Regierung, oder genauer, beschlossen die Hofkreise zu handeln. Die desertierte Obrigkeit kehrte ins Gefecht zurück. Trepow, der die Leitung übernahm, begann am 13. Oktober die zuverlässigen Truppen aus den benachbarten Orten in Petersburg zusammenzuziehen. Am 14. Oktober gab er seinen berühmten Befehl aus:
»Patronen nicht sparen und keine Schreckschüsse abgeben!«
Gleichzeitig wurde eine Regierungsverordnung veröffentlicht, die politische Versammlungen in den Hochschulen auf das strengste verbot. Die Sorge für die Durchführung des Beschlusses wurde dem Professorenrat auferlegt, wobei man ihm zur Pflicht machte, falls andere Mittel zur Verhinderung der Volksversamm-

lungen nicht genügen sollten, die Hochschulen zu schließen. Den Arbeitern warf man zur selben Zeit einen Knochen zu: man stellte ihnen »unentgeltlich« für die Versammlungen drei Lokale (das Volkshaus der Gräfin Panin, das Theater auf der Vassilij-Insel und das Nobel-Volkshaus) zur Verfügung. Für die Universität entstand eine ernste Gefahr. Am Vormittag versammelten sich etwa tausend Studenten in der Aula. Es war eine Versammlung von ziemlich zufälliger Zusammensetzung. Der Rektor, Professor Borgmann, beschwor die Studenten in einer Rede, der zeitweiligen Schließung der Universität zur Vermeidung von Blutvergießen zuzustimmen. Der überraschte Studentenausschuß beauftragte mich, dem Rektor zu antworten. Ich erklärte zuerst, die Befürchtungen des Rektors seien gerechtfertigt, die Studenten gingen Gefahren entgegen, vielleicht sogar blutigen Opfern. Aber gibt es einen Kampf ohne Gefahren? Ist eine Revolution ohne Opfer möglich? Werden die Opfer, die uns bedrohen, die ersten Opfer sein, die für die Befreiung Rußlands gebracht worden sind?
An den Beschluß der Versammlung vom 13. September erinnernd, schlug ich folgende Resolution vor:
»Die Universität, die im Interesse der Revolution geöffnet worden ist, wird offen bleiben, was auch kommen möge!«
Diese Resolution wurde fast einstimmig angenommen. Allerdings sagte ich den Parteigenossen gleich nachher, daß diese Abstimmung nicht überschätzt werden dürfe: viele von den Studenten, die für meine Resolution stimmten, hätten sich sicher innerlich das Wort gegeben, sich nicht in der Universität zu zeigen, bevor nicht »alles wieder ruhig sein würde«. Aber das konnte uns nicht stören: wir dachten nur an die Ausnutzung der Universitätsmauern für die Agitation unter den Arbeitern und kümmerten uns bereits wenig um die revolutionäre Temperatur der Studentenschaft.
Am 14. Oktober fand in der Universität die Versammlung der Vereinigten Verbände statt. Nach vorsichtiger Schätzung kamen in der Aula, in den Hörsälen und im Hof etwa 40000 Menschen zusammen. Es war die besuchteste Volksversammlung dieser

Periode. Man sprach vom Generalstreik. Die Anwesenden waren meist Intellektuelle und Angestellte, es waren nur ganz wenige Arbeiter da. Aber die Stimmung war gehoben. Die Resolutionen über den Anschluß an den Generalstreik wurden einstimmig angenommen.

In einem besonderen Hörsaal tagte die Petersburger Abteilung des Verbandes der Hochschullehrer. Die Mehrheit unter den Versammelten bildeten Privatdozenten und Assistenten. Von den Professoren waren nur wenige, die radikalsten, erschienen. Die Lage des Verbandes der Hochschullehrer war in diesen Tagen recht schwierig. Als Teil der Vereinigten Verbände mußte er Stellung zum Generalstreik nehmen. Streiken? Aber ein Streik der Professoren und Privatdozenten zu einer Zeit, wo die Studentenschaft von dieser Form des Protestes nichts wissen will, würde praktisch die Schließung der Hochschulen gegen den Willen der Studentenschaft bedeuten, das heißt eine Kapitulation vor Trepow.

Andererseits: Sollte man in einer Zeit, wo alle streikten, nicht streiken? Würde sich eine solche Haltung mit den Forderungen der staatsbürgerlichen Pflicht im Einklang befinden?

Die Versammlung beschloß, die Meinung der Vertreter der Studenten in dieser Frage zu hören. Da die Versammlung in der Universität stattfand, wandte man sich natürlich an unseren Studentenausschuß. Als Vertreter der sozialdemokratischen Fraktion des Ausschusses mußte ich die Taktik der Studentenschaft erklären.

Am Anfang meiner Rede kam es zu einem kleinen Zwischenfall. Ich sprach, heiser von den vielen Reden, gekleidet wie ein Arbeiter, in langen Stiefeln und Bluse. Das veranlaßte ein Mitglied der Versammlung zum Protest:

»Wir möchten einen Vertreter der Studenten und nicht der Arbeiter hören.«

In meiner Rede suchte ich zu beweisen, es sei für den erfolgreichen Gang des Generalstreiks notwendig, daß die Hochschulen geöffnet blieben, weil nur in ihnen Arbeiterversammlungen veranstaltet werden könnten. Deshalb wäre es die Pflicht der Professoren, die Vorlesungen trotz des Generalstreiks fortzusetzen.

Einer fragte:
»Ist es wirklich schwerer, eine Arbeitermenge auf der Universitätsstraße zusammenzuschießen als auf der Schlüsselburger Chaussee?«
Ich antwortete:
»Anscheinend ja. Die Versammlungen finden bereits die vierte Woche statt, und kein einziger Tropfen Blut ist bisher vergossen worden.«
»Aber vielleicht wird morgen das Blut in Strömen fließen.«
»Vielleicht... Aber so lange sind uns die Hochschulen nützlich.«
Einer von den Anwesenden sagte:
»Ich meine, die Studentenschaft, und zwar ihr revolutionärer Teil, hat hier das entscheidende Wort. Ich bin nicht überzeugt, daß die von ihr angenommene Taktik die richtige ist, aber ich sehe für uns keine Möglichkeit, diese Taktik zu ändern. Wir müssen das Opfer bringen, das der Vertreter der Studentenschaft von uns verlangt.«
Und die Versammlung nahm schließlich folgende Resolution an:
»In Erwägung, daß die Organisation von Volksversammlungen gegenwärtig ein Bedürfnis des Landes darstellt, das durch die neu erlassenen Regeln über die Versammlungen nicht befriedigt werden kann, erklären wir, die Mitglieder der Petersburger Abteilung des Verbandes der Hochschullehrer, als Antwort auf die Verordnung der Regierung vom 14. Oktober, daß wir die Veranstaltung von Volksversammlungen in den Hochschulen nicht hindern werden. Zugleich lehnen wir es entschieden ab, die Hochschulen zu schließen. Einen Einsatz der bewaffneten Macht durch die Regierung zur Verhinderung der Volksversammlungen halten wir für ein Verbrechen gegen das Volk.«
Aber unsere Versammlungen näherten sich bereits ihrem Ende.

Die letzte Volksversammlung fand am Abend des 15. Oktober statt. Schon am Morgen wurde es bekannt, daß die Regierung — oder vielleicht die Stadthauptmannschaft (denn der General Trepow stellte in diesen Tagen die oberste Gewalt für Petersburg und zugleich für ganz Rußland dar) — beschlossen habe,

mit bewaffneter Hand den Volksversammlungen in den Hochschulen ein Ende zu machen und daß heute zu diesem Zweck Militär eingesetzt werden würde.
Wieder sah die Aula eine Studentenversammlung. Aber der Saal war bei weitem nicht voll: an diesem Vormittag waren in der Universität kaum mehr als sechs- bis achthundert Personen: die vorsichtigen und gemäßigten Studenten saßen zu Hause, in die Universität waren nur radikal gestimmte Brauseköpfe des ersten Semesters gekommen.
Man besprach, was bei einem Überfall durch das Militär zu tun sei. Ein Sozialrevolutionär aus dem Kaukasus entwickelte sehr hitzig einen Verteidigungsplan: beizeiten die Fenster des Erdgeschosses und sämtliche Türen mit Ausnahme des Haupteingangs von der Universitätsstraße zu verbarrikadieren; Materialien an dem Haupteingang bereit zu halten, damit man auch hier zu jeder Zeit eine Barrikade einrichten könnte; an sämtlichen Barrikaden mit Revolvern bewaffnete Trupps aufzustellen ...
Dieser Vorschlag fand bei der Versammlung Zustimmung.
In den Parteikreisen war die Frage der bewaffneten Verteidigung noch gar nicht besprochen worden. Aber während der feurige Kaukasier sprach, stellte ich mir mit voller Deutlichkeit vor, in welche blutige Farce sich dieser Plan zu verwandeln drohte.
Meine Erwiderung begann mit der Kritik der Positionen, die der Vorredner für den Kampf mit dem Militär ausgewählt hatte. Von allen Gebäuden in Petersburg ließe sich keines so schlecht im Barrikadenkampf verteidigen wie die Universität: von allen Seiten einer Beschießung ausgesetzt, bei einem Viertelkilometer Länge bestehen ihre Wände fast nur aus Fenstern. Womit werden wir denn dieses Gebäude gegen Artillerie verteidigen? Man müßte auch noch an eine andere Gefahr denken, an die Panik, die sich der Menge beim Anrücken der Truppen bemächtigen könnte.
Ich schlug deshalb vor, die für den Abend einberufene Volksversammlung nicht abzusagen, aber Maßnahmen zu treffen,

um nötigenfalls die Möglichkeit zu haben, sie aufzulösen, ohne daß es zu Blutvergießen käme.
Nach mir nahm das Wort der Student Nikolski. Er umriß eine Reihe praktischer Maßnahmen: man müßte alle Notausgänge feststellen, Wege vorbereiten, auf denen die Massen vom Universitätshof, in die Seitenstraßen abströmen könnten, eine genügende Zahl Ordner bestimmen, Beobachtungsposten um die Universität herum aufstellen, Vertreter für Verhandlungen mit dem Militär bereit halten, die Versammelten beizeiten von der drohenden Gefahr in Kenntnis setzen, Kinder und Frauen in die Versammlung nicht hineinlassen, auf alle Fälle Sanitätertrupps zusammenstellen.
Nikolski sprach zum erstenmal in einer Studentenversammlung. Aber er sprach selbstbewußt, energisch, als ob er Befehle erteilte. Auf der Stelle wurde beschlossen, ihn mit der Leitung der »Verteidigung« der Universität zu beauftragen, und er ging unverzüglich an die Arbeit, indem er die Eintragung der Freiwilligen eröffnete.
So entstand die berühmte »akademische Legion«: obwohl Nikolski, als ein militärisch geschulter Mann, seiner Arbeit ein halbmilitärisches Gepräge verlieh (es gab ein »Hauptquartier«, einen Verbindungsdienst, einen Erkundungsdienst usw.), war es im Grunde genommen eine ganz harmlose Organisation der »Ordner« mit weißen Armbinden ...
Die Arbeit ging mit Hochdruck vor sich. Im Hofe nahm man einige Zäune auseinander, im »Stabe« studierte man den Stadtplan, im Korridor und auf den Treppen wurden Wachtposten aufgestellt. Nikolski, der bei den Studenten bereits den Spitznamen »General Trepow« oder kurz »General« bekommen hatte, war überall zur Stelle.
Als gegen acht Uhr das »Versammlungspublikum« in der Universität erschien, waren alle Vorbereitungen getroffen. Zwei Mitglieder des Studentenausschusses standen unten, an der Eingangstür, und warnten die Ankommenden:
»Heute kann es mit einem Zusammenstoß mit dem Militär enden. Vielleicht kehren Sie lieber um, ehe es zu spät ist?«

Die Arbeiter zogen vorbei und lachten gutmütig:
»Sie meinen den Befehl, Patronen nicht zu sparen? Wenn's weiter nichts ist!«
Nur einige Damen, die aus Neugier in die Versammlung gekommen waren, kehrten nach der Warnung um. Außerdem weigerten wir uns, eine Gruppe von Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die ohne unser Wissen ihre Versammlung für diesen Tag in der Universität abzuhalten beschlossen hatten, hineinzulassen. Die Kinder waren sehr beleidigt. Eins von ihnen, ein schlanker Junge mit sympathischem Gesicht, suchte uns mit viel Eifer zu überzeugen:
»Sie stellen sich auf den bürokratischen Boden... Sie beurteilen die Menschen nach der Uniform, die sie tragen...«
Der Gymnasiast fand Unterstützung bei einigen Arbeitern. Aber die Mitglieder des Studentenausschusses blieben unbeugsam.
Da sagten die Gymnasiasten:
»Dann werden wir eine Versammlung unter freiem Himmel, im Hofe der Universität, abhalten. Wir gehen nur unter dem Druck der Gewalt auseinander!«
Und sie eröffneten tatsächlich ihre Versammlung im Hofe, indem sie einen Haufen Kohle als Tribüne benutzten, und nahmen eine Protestresolution gegen den Studentenausschuß an.
Was die Versammlung in der Universität betrifft, so war sie diesmal nicht sehr stark besucht — zehn- bis fünfzehntausend Menschen mochten da sein. Aber sie war beherrscht von einer außerordentlich großen Kampfbereitschaft.
An diesem Abend mußte ich nicht weniger als zehnmal sprechen — in der Aula, in den einzelnen Hörsälen. Außerdem hatte ich noch Verbindung mit Nikolski zu halten und stieg ab und zu in den dritten Stock, zum »Stab«, wohin die Berichte der Erkundungsstreifen gelangten.
Die Universität war auf allen Seiten von Truppen umstellt, aber sie hielten sich ziemlich weit entfernt und bildeten einen weiten und nicht geschlossenen Ring. Truppenverschiebungen wurden uns gemeldet, aber der Gegner zögerte, als ob er seiner Kräfte nicht sicher sei. An der Universität ritten Kosaken vorbei, Artillerie

fuhr über die naheliegende Brücke, in raschem Schritt kam Infanterie vorbei.
Die Versammlung ging weiter.
Ein Kavallerieregiment stellt sich vor der Universität längs des gegenüberliegenden Bürgersteigs auf. Die lange Linie der Reiter verharrt unbeweglich, starr: es ist nur eine Demonstration und nicht eine Vorbereitung zum Ansturm — Kavallerie kann ja nicht das von der Straße durch ein hohes Eisengitter getrennte Gebäude attackieren. Wir beschließen, dieses Manöver nicht zu beachten.
Aber bald ändert die Kavallerie ihre Stellung. Ihre geschlossene Linie teilt sich in einzelne Glieder, sie sammelt sich in drei – vier dunkle, unbewegliche Haufen. Zwischen den Gruppen der Kavallerie erscheint Infanterie. Waffen klirren, Hufgetrappel ertönt auf dem Pflaster, die Reiter sitzen ab und treten in die Linie der Infanterie ein, die Pferde werden nach rückwärts geführt, in die Dunkelheit.
Die Lage wird ernster. Aber die Soldatenlinie bleibt reglos. Ob Befehl zum Angriff gegeben wird?
Jedenfalls werden sie nicht ohne Warnung feuern. Wir haben noch Zeit, die Versammlung kann weitergehen.
Die Erkundungsstreifen, die Nikolski in den Rücken der vor der Universität aufgestellten Soldaten geschickt hatte, kommen herbeigelaufen.
»Artillerie ist angekommen, protzt ab, richtet die Geschütze auf die Universität!«
Aus den Fenstern des »Stabes« sieht man eine Bewegung hinter der Frontlinie, auch Silhouetten, die die Berichte der Streifen bestätigen. Allem Anschein nach nähert sich der entscheidende Augenblick. Man muß auf alles gefaßt sein. Wir benachrichtigen die Kommission, die gegebenenfalls mit dem Gegner verhandeln soll. Ich eile in die Aula und nehme neben dem Vorsitzenden Platz, um die Versammlung aufzulösen, sobald ich einen Zettel von Nikolski erhalte.
Von dem hohen Katheder sind ein Teil der Universitätsstraße, die unbewegliche Front der Soldaten, die hinter ihr sich bewe-

genden seltsamen Schatten zu sehen*. Die Aula ist gestopft voll. Wie soll man diese Menge ohne Gedränge in den Türen, ohne Panik auseinanderbringen?
Man bringt mir einen Zettel aus dem »Hauptquartier«: »Schließen Sie die Versammlung. Es dürfen nicht alle auf einmal den Saal verlassen.«
Ich zeige den Zettel dem Vorsitzenden. Er gibt mir das Wort außer der Reihe. Gleichzeitig drängt sich in den Saal eine Gruppe von Studenten mit weißen Armbinden. Sie bilden eine Kette quer durch den Saal und schneiden die hinteren Reihen ab. Ich beginne meine Rede:
»Ihr wißt, Genossen, von der Provokation, die Trepow ausgedacht hat. Ich muß euch jetzt von der letzten Aktion des Petersburger Stadthauptmanns berichten. Seine Truppen sind schon vor der Universität aufgestellt, ein paar Schritte von dieser Tribüne... Die Mündungen seiner Kanonen sind auf uns gerichtet...«
Empörte Rufe aus der Menge. Aber keine Anzeichen des Erschreckens. Der gefährlichste Augenblick ist vorbei: es wird keine Panik geben, wir werden die Versammlung auflösen können, ehe die Soldaten in das Gebäude eindringen. Aber die Versammlung muß so aufgelöst werden, daß die Arbeiter nicht mit dem bitteren Gefühl der Niederlage nach Hause gehen!
Und ich spreche weiter:
»Wie sollen wir auf die Provokation von Trepow antworten? Wir sind nicht zum Kampf bereit, wir haben keine Waffen mit, wir sind heute hergekommen, um zu besprechen, was uns not tut, nicht zum Aufstand. Gehen wir also in voller Ruhe und Ordnung auseinander!... Die Genossen, die den Türen näher stehen, hinter der Kette der Ordner, bitte ich, die Versammlung zu verlassen... Die anderen bitte ich, auf ihren Plätzen zu bleiben... Ich fahre fort, Genossen! Wir verzichten nicht auf

* Um den Erinnerungen dieses Tages keine übertriebene Dramatik zu verleihen, muß ich hinzufügen, daß ich nicht bestimmt weiß, ob tatsächlich Artillerie hinter der Soldatenfront gegen die Universität aufgefahren war. Unsere Streifen mögen in der Dunkelheit Feldküchen für Kanonen gehalten haben.

unser Recht, uns in den Mauern der Universität frei zu versammeln... Wir werden hierher zurückkehren und mit Waffengewalt uns diese Tribüne erobern!...«
»Morgen!« erklingt es aus der Menge: »Morgen alle bewaffnet, zur Universität!«
»Jawohl, morgen!« fange ich den aus der Menge geborenen Kampfruf auf: »Morgen alle zur Universität, mit der Waffe in der Hand!«
Währenddessen war die Kette der Ordner schon näher ans Katheder gerückt und hatte von neuem einen Teil der Menge abgeschnitten. Wieder verlassen die hinteren Reihen auf meine Aufforderung den Saal.
»Setzt die Zeit für morgen fest!« schreien die Fortgehenden.
»Um drei Uhr!« antworte ich: »Aber jetzt bitte ich euch, sich nicht auf dem Korridor aufzuhalten.«
»Bis morgen!« hört man Zurufe.
Der bolschewistische Agitator Leonid, der neben mir stand, faßte mich am Arm:
»Was tun Sie? Kann man so eine bewaffnete Demonstration ansetzen? Wissen Sie, was morgen geschehen wird?«
Aber ich war so sehr von meiner Aufgabe ergriffen, die heutige Versammlung auseinanderzubringen, daß ich nicht an das Morgen denken konnte.
Ich verlor die Stimme. Leonid ersetzte mich. In mir regte sich der Gedanke, vielleicht hätte Leonid recht, ich hätte nicht die Arbeiter auffordern dürfen, bewaffnet zur Universität zu kommen. Ich hoffte, daß Leonid die Situation retten würde. Aber weit gefehlt! Er wiederholte noch mit größerer Leidenschaft als ich:
»Nicht vergessen, Genossen! Morgen um drei Uhr! Mit Waffen! Was jeder bringen kann! Alle zum entscheidenden Kampf!«
Eine Stunde später erfuhr ich, daß ganz unabhängig von mir und von Leonid wohl zehn Redner in wohl zehn Hörsälen, bei der Schließung der Versammlungen, denselben Kampfruf erhoben hatten...
Gegen ein Uhr nachts besetzten die Soldaten sämtliche Eingänge der Universität und traten durch den Haupteingang ein.

Aber die Arbeiter waren nicht mehr da, weder in der strahlend erleuchteten Aula noch in den Hörsälen. Nur eine Gruppe von Mitgliedern des Studentenausschusses stand auf der Treppe, als die Soldaten erschienen.
Der Offizier, der die Abteilung führte, erklärte uns, wir könnten nach Belieben in der Universität bleiben oder nach Hause gehen, da er Befehl hatte, von den Waffen Gebrauch zu machen gegen die Unbefugten, die sich zu vielen Tausenden in der Universität befinden sollten, nicht aber gegen ein Dutzend Mitglieder des Studentenausschusses. Wir blieben bis fünf Uhr morgens in der Universitätskanzlei, und als es zu tagen anfing, gingen wir schlafen.
Das Gebäude der Universität blieb in den Händen der Regierungstruppen. In derselben Nacht wurden auch alle anderen Hochschulen der Stadt umzingelt. Nur in der Technischen Hochschule verbarrikadierte sich eine Gruppe Studenten, die sich entschlossen hatten, den Soldaten Widerstand zu leisten. Aber dieser Versuch hatte keine ernsten Folgen. Ebensowenig Folgen hatte unsere Aufforderung zu der bewaffneten Demonstration vor der Universität... Davon — ausführlicher im nächsten Kapitel. Die Periode der Volksversammlungen in den Hochschulen war zu Ende. Aber der Sieg des Generals Trepow war illusorisch: der Generalstreik dauerte an.

Unter den Arbeitern

Als das Jahr 1905 begann, hatte die Arbeiterbewegung in Petersburg bereits eine lange Geschichte hinter sich. Aber man konnte kaum zehn Arbeiter finden, die persönliche Erinnerungen an den von der Petersburger Arbeiterschaft zurückgelegten Weg besaßen.
Drei Jahrzehnte hatte der politische Geist beharrlich in den Arbeitervierteln gearbeitet. Aber ebenso beharrlich arbeitete in all diesen Jahren die politische Polizei. Die Bewegung ersticken, das Wachstum der revolutionären Stimmungen in den Arbeitermassen aufhalten konnte sie nicht, aber es war ihr gelungen, diese Massen zu hindern, politische Erfahrungen zu sammeln und eine politische Tradition herauszubilden.
Ich erinnere mich, wie andächtig die Arbeitermenge im September 1905 einem Agitator zuhörte, der ihr über Stepan Chalturin erzählte. Aber ebenso hätte sie auch einer Erzählung über Spartakus zugehört. Der Name des Gründers des ersten illegalen nordrussischen Arbeiterverbandes war ihr genau so neu, genau so unbekannt wie der des Führers der römischen Gladiatoren. Und wenn Stepan ihr doch näher und verwandter erschien, so nur deshalb, weil der Genosse Redner auseinandersetzte, daß Stepan einer von ihnen, ein Petersburger Tischlergeselle, gewesen war.
Das allgemeine Niveau der politischen Kultur der Petersburger Arbeiterschaft wurde dadurch gesenkt, daß in den Fabriken zahlreiche Saisonarbeiter vom Lande Beschäftigung fanden. Die Schicht der ständigen Arbeiter, die ihr ganzes Leben in der Fabrik verbracht hatten, war recht dünn, dazu hielten sie sich meistens abseits von der revolutionären Bewegung. In den Betrieben gab es viele Männer und Frauen ohne jede politische Schulung. Aber vor kurzem hatte ihnen das Schicksal ein großes Gemeinschaftserlebnis beschieden: die aufrüttelnde Bewegung, die am blutigen Sonntag, dem 9. Januar, ihren erschütternden Zusammenbruch gefunden hatte. Dieser Tag hatte bei ihnen jede Spur monarchistischer Stimmungen hinweggefegt.

Auf Reste eines Glaubens an den Zaren stieß man nur höchst selten. Ich entsinne mich nur an zwei solcher Fälle: einmal hörte ich zufällig, wie eine Arbeiterin von der Weberei Stieglitz murmelte, es sei eine Sünde, über den Zaren zu schimpfen; der andere Fall ereignete sich auf den Franko-Russischen Werken. Ständiger Vorsitzender der Arbeiterversammlungen auf diesem Werk war Thomas, ein Arbeiter von ungefähr dreißig Jahren, ein hervorragender Redner, gütig und feinfühlig. Die Arbeiter hingen an ihm mit rührender Liebe. Einmal eröffnete er die Versammlung mit einer kurzen Agitationsrede und forderte die Genossen, die mit ihm nicht einverstanden sein sollten, auf, sich zum Worte zu melden. Ein bejahrter Arbeiter von bäuerlichem Aussehen ging unentschlossen auf die Tribüne und begann:
»Ich kann dich, Thomas, nicht begreifen. Du bist ein guter Mensch, stehst zu uns, trotzdem bist du gegen den Zaren ... Wie kommt das nur?«
»Gerade deshalb bin ich gegen den Zaren«, antwortete Thomas, »weil ich für die Arbeitersache einstehe.«
»Das kann nicht stimmen«, bestand das Bäuerlein auf seiner Meinung. »Ich verstehe die Sache so: bist du für das Volk, so mußt du auch zum Zaren halten. Wenn du gegen den Zaren bist, so müßtest du gegen die einfachen Leute sein.«
Und ohne die wachsende Heiterkeit der Versammlung zu bemerken, wandte er sich an die Menge: »Habe ich nicht recht, Genossen? Wie faßt ihr unseren Thomas auf?«
Ein einmütiges Lachen antwortete ihm; verständnislos hob er die Arme und stieg von der Tribüne ab.
Übrigens verzichtete nach einigen Tagen auch dieser Alte auf seine monarchistischen Ansichten, und er verkündete es öffentlich auf der nächsten Versammlung: »Jetzt billige ich dich, Thomas. Jetzt bin ich selbst gegen den Zaren.«
»Wer hat dich zur Vernunft gebracht?« fragte der Vorsitzende.
»Die Kosaken!«
Als er am Vorabend spät nach Hause zurückkehrte, war er einer Kosakenstreife begegnet, und die Kosaken hatten ihn durchgeprügelt, indem sie wiederholten:

»Wir werden dich lehren, gegen den Zaren zu meutern!«
Die negativen Forderungen der Revolutionäre — gegen die Behörden, gegen die Unternehmer, gegen den Zaren — hatten in den Arbeitermassen Petersburgs schon tiefe Wurzeln geschlagen, als der Herbst des Jahres 1905 nahte. Schlechter stand es um die positiven Forderungen, die die Masse sich erst nach lang andauernder Schulung zu eigen machen kann, erst nachdem sie viel Lehrgeld bezahlt hat.

Übrigens stand die politische Bildung der Arbeiterschaft in den verschiedenen Betrieben nicht auf gleicher Höhe: die Metallarbeiter waren den Textilarbeitern voran; die Vororte waren radikaler gestimmt als die inneren Bezirke; die Buchdrucker hoben sich hell und scharf aus der Masse der städtischen Arbeiter hervor; in den Werken der Metallindustrie standen die »heißen« Werkstätten (Schmieden, Gießereien, Walz- und Kesselwerke) den »kalten« (Schlossereien, Drehereien usw.) nach.

Die Versammlungen vom Ende September und Anfang Oktober rüttelten, wenn auch nicht in gleichem Maße, fast alle Winkel des werktätigen Petersburgs auf. Abseits der Bewegung blieben nur wenige Fabriken und einzelne Werkstätten. Aber auch hier waren die Massen erfüllt von unbestimmten, unklaren Erwartungen, von dem Gefühl, jetzt käme etwas, was ihr Leben ändern würde, und deshalb gewann sie die Revolution so leicht und so schnell.

Das Gefühl, etwas Gewaltiges nahe heran — unbekannt, woher es komme, und trüge den rätselhaften, erschreckenden, verlockenden Namen »Revolution« —, dieses fast mystische Harren beherrschte die Stimmung der Arbeitermasse am Vorabend der Oktoberereignisse.

Ich will nun erzählen, wie ich zum ersten Male mit einer echten Arbeitermenge zusammenkam — nicht auf einer Versammlung in der Stadt, sondern in einem entlegenen Fabrikviertel.

Eines Abends — es muß ungefähr am 20. September gewesen sein — verlangte man plötzlich einen Redner aus unserem Kollegium. Es war schon sieben Uhr abends, in der Universität stand

eine interessante Versammlung bevor, in der Bolschewiken und Menschewiken ihre Meinungsverschiedenheiten diskutieren sollten; die Referate lagen in den Händen der aus dem Auslande gekommenen Genossen, und die Mitglieder des Rednerkollegiums wollten sich so interessante Debatten nicht entgehen lassen. Anton bat mich, die Versammlung zu versorgen. Ehrlich gesagt, hätte auch ich lieber der Diskussion beigewohnt, aber das Pflichtgefühl des Zwanzigjährigen gewann am Ende doch die Oberhand.

Gemäß der erhaltenen Anweisung fuhr ich mit der Pferdebahn bis zum Snamenski-Platz, dort stieg ich in die Dampfstraßenbahn, die auf der Schlüsselburger Chaussee nach der Vorstadt fuhr. Wiederum gemäß der Anweisung kletterte ich auf das nicht beleuchtete Verdeck — man hatte mir erklärt, dorthin folge einem kein Spitzel, der ja fürchten müßte, an einer dunklen Stelle »zufällig« herunterzustürzen.

Es war kalt, feucht, neblig. Ich war leicht gekleidet; als ich am Morgen aus dem Hause ging, hatte ich nicht geahnt, daß ich mich in der Nacht, weiß Gott wo, außerhalb der Stadt befinden würde. Bald war ich bis auf die Knochen durchfroren.

Auf dem Wege versuchte ich eine Rede vorzubereiten. Aber es fand sich kein passendes Thema, und noch mehr Unbehagen verursachte mir, daß ich den einleitenden Satz nicht zusammenbrachte. Ich erinnerte mich endlich daran, daß ich nicht gleich in die Versammlung gehen, sondern zuerst mich in der Wohnung der Parteisekretärin melden sollte, und das beruhigte mich etwas: »Ich werde jetzt gar nicht an die Rede denken. Die Genossen draußen werden schon sagen, wofür sich die hiesigen Arbeiter am meisten interessieren.«

Allmählich schlugen meine Gedanken eine andere Richtung ein. Mein Lebtag war ich noch nicht in einem Fabrikviertel gewesen. Alles hier war für mich neu. Der Wagen sauste durch fast menschenleere, kaum beleuchtete Straßen. Links und rechts ragten aus der Finsternis mächtige schwere Gebäudemassen, die einen ganz dunkel, die anderen Fassaden von einer Menge gleichartiger, grell erleuchteter Fenster durchbrochen. Finster ragten

hohe Schornsteine; über einigen von ihnen flatterten Rauchwolken, ähnlich Feuerzungen. Zuweilen brachen aus der Finsternis Lichtbündel hervor; blendend helle Funken schrieben seltsame Kurven ans Fensterglas...

Mit dem Lärm des Wagens vermischte sich das Klirren von Eisen, das Dröhnen von Hämmern, das Geläute der Glocken, Pfiffe, Geschrei. Menschen aber waren nicht zu sehen — und das verlieh dem Bilde das Gepräge düsteren Geheimnisses...

Kurz, als ich an den Treffort in der Wohnung der Parteisekretärin gelangte, war ich in der Macht der neuen Eindrücke und wußte gar nicht mehr, wovon ich in diesem Reich des Feuers und des Eisens sprechen sollte.

Die Parteisekretärin empfing mich mit der Frage:

»Sie sind allein? Wir haben den Genossen Abram gebeten...«

Ich antwortete:

»Der Vorstand hat mich geschickt. Wann beginnt die Versammlung?«

Ein im Hintergrund des Zimmers sitzender junger Arbeiter antwortete:

»Wir haben noch Zeit. Auch wenn wir erst in einer Stunde gehen, kommen wir noch zurecht.«

»Wovon soll ich sprechen?«

»Nun, wovon Sie wollen.«

»Doch welche Fragen interessieren Ihre Arbeiter?«

»Wie soll ich sagen? Sprechen Sie von der Republik, vom Sozialismus, von den Parteien... Auch über den Achtstundentag hat man Fragen gestellt... Auch über die Freiheit müßte man ein Wort sagen... Und von dem 9. Januar sollte man... Dann etwas über die Nationalversammlung... Dann ist da auch die Agrarfrage, weil die Arbeiter meistens vom Lande sind... Auch vom Krieg wäre sehr interessant... Das Programm erklären...«

»Bitte, Genosse«, unterbrach ich ihn, »wieviel Zeit habe ich für die Rede?«

»Das kommt darauf an, wie lange die Leute stehenbleiben werden... Man muß mit zwanzig Minuten rechnen, vielleicht auch eine halbe Stunde...«

»Wie wollen Sie, daß ich in zwanzig Minuten alle Fragen streife?«
»Das ist die erste Versammlung bei uns, da müßte man die Leute packen...«
Es war klar, ich konnte von dem Arbeiter keinen gescheiten Rat bekommen. Dazu bemerkte noch die Sekretärin, die unzufrieden war, daß der Vorstand mich anstatt Abrams geschickt hatte, boshaft:
»Ich glaubte, wer für die Versammlung bestimmt wird, wüßte selbst, worüber er zu sprechen hat...«
Als es Zeit war, in die Versammlung zu gehen, wurde der Arbeiter auf meine Persianermütze aufmerksam. Er drehte sie in der Hand und sagte:
»Lassen Sie das Mützchen lieber hier, sonst könnten Sie es verlieren.«
Und er nahm eine riesige zottige Pelzmütze vom Nagel und reichte sie mir:
»Die Papacha unserer Organisation. Wir geben sie immer den Rednern: sie ist warm, deckt das Gesicht und für den Fall, daß Kosaken oder ähnliches... schützt sie auch den Kopf.«
Die Papacha setzte ich auf, aber die Mahnung an die Notwendigkeit, den Kopf im voraus vor der Kosakenpeitsche zu schützen, verdarb mir endgültig die Stimmung.
Die Sekretärin ging ein Stück mit. Wir durchschritten lange dunkle Straßen, gingen über glitschrige Brettersteige, an endlosen Zäunen entlang. Hinter den Zäunen bellten Hunde. Hie und da sah man zwischen den Zaunbrettern hindurch ein schwaches Licht, das nicht fest geschlossenen Fensterläden entschlüpfte. In der Luft spürte man eisige Feuchtigkeit.
Ich überlegte mir immer, wie ich die Rede anfangen sollte, um die Menge sofort zu packen. Aber ich konnte nichts Vernünftiges ersinnen.
Wir kamen auf einen breiten Weg. Vor uns ein riesiger unbebauter Platz. Hinter ihm eine schwache Röte am Himmel. In der Ferne eine dünne Kette von Lichtern. Rechts und links von der finsteren Gasse, die wir durchschritten hatten, Zäune; an den Zäunen entlang hohe Bäume.

Der Arbeiter, der mich vom Treffpunkt hergeleitet hatte, gab einen leisen Pfiff ab. Aus der Finsternis antwortete ein vorsichtiges Hüsteln. Von dem Zaun sonderten sich Schatten ab, drei Gestalten traten aus der Dunkelheit an uns heran:
»Pawel, bist du's?«
»Ja! Hab' den Redner hergebracht. Kommen sie bald?«
»Gleich...«
»Ist alles fertig?«
»Aber sicher! Waska hat Lehm ins Schloß gestopft, das neue Tor wird sich nicht öffnen lassen, alle werden dann hierherströmen...«
»Und die Unseren?«
»Hier sind wir drei, am Tor zwei, die übrigen kommen mit der Nachtschicht vorneweg ... Wachtposten stehen. Der Alte sitzt vor dem Revier auf der Truhe und kaut Sonnenblumensamen, er wird niemandem auffallen; von dort stehen Wachtposten an jeder Straßenkreuzung... Mit einem Wort, alles ist in Ordnung!«
»Nun, dann geht in Stellung! Du stellst dich, Fedja, hinter dem Graben, ich bleibe inmitten des Weges, ihr beide an den Seiten. Zuerst nur die Unseren anhalten. Und wenn ich sage: ‚Halt!', fassen wir uns an den Händen und bilden eine Kette... Und dann rühren wir uns nicht mehr vom Fleck. Du, Fedja, am Ende der Kette, mußt ganz fest halten, viele werden übers Feld kommen, auch die dürfen wir uns nicht entwischen lassen.«
Pawel, von dem ich vergebens am Treffort versucht hatte, einen gescheiten Rat zu bekommen, traf hier sicher und ruhig seine Anordnungen, wie ein Oberst die Aufstellung seines Regiments für die Schlacht befiehlt. Man besetzte die »Stellung«. Ich blieb im Schatten des Zaunes stehen. Von rechts schritten eilig zwei Menschen an uns heran. Sie flüsterten Pawel zu: »Sie kommen!« Und sie stellten sich rechts und links des Weges auf.
Jetzt kam von weitem ein unbestimmtes Geräusch. Gebückte Gestalten gingen an uns vorbei. Alle in derselben Richtung, von rechts nach links.
Das Häuflein Menschen auf dem Wege wurde größer. Der neben mir stehende Arbeiter flüsterte:

»Jetzt müßte man sie aufhalten! Sonst gehen alle fort...«
Eine andere Stimme antwortete:
»Pawel wird das Zeichen geben, wenn sie in dichterer Menge kommen werden.«
Diese Vorbereitungen fesselten meine Aufmerksamkeit; daß ich bald sprechen müßte, vergaß ich vollständig.
Jetzt kamen die Menschen in dichten Scharen. Plötzlich erscholl vom Wege das Kommando:
»Halt!«
Eine lebende Mauer schoß aus dem Boden empor, quer über den Weg. Die Menge blieb stehen. Offenbar drückte man von hinten. Es entstand ein Gedränge. Man hörte ärgerliche Zurufe:
»Warum sind die da vorne stehengeblieben? Eine schöne Zeit hat sich dieses Pack ausgesucht! Der Tag war ihnen nicht lang genug!«
»Einen Augenblick, Genossen!« brüllte Pawel aus Leibeskräften: »Gleich wird der Redner sprechen!«
Aber unzufriedene Stimmen antworteten:
»'s ist Zeit, nach Hause zu gehen! Was steht ihr im Weg?«
»Aber es dauert nicht lange, Genossen!« schrie Pawel: »Aus der Stadt ist ein Redner gekommen ... Hört doch zu!«
»Nun gut, mag er sprechen!«
»Lärmt nicht, laßt einen doch zuhören!«
Ich trat einige Schritte vor, in die Menge hinein. Mit beiden Füßen geriet ich in eine leicht mit Schnee bedeckte Pfütze, bekam um mich herum das schwere Atmen und den Geruch des Schweißes und des Rußes zu fühlen und begann zu sprechen.
Ich fing mit der Antwort an die Unzufriedenen an. Gewiß wäre es Zeit, nach Hause zu gehen. Wer hätte Lust, auf dem Wege zu stehen in einer kalten Nacht, bei diesem Schlackerwetter, und noch dazu mit leerem Magen, und das nach einer vollen Tagesarbeit?
»Richtig!« stimmte man aus der Menge zu.
Dann fragte ich, warum wir uns in der Nacht, heimlich, außerhalb der Stadt versammeln müßten, wenn wir besprechen möchten, wie das Leben der Arbeiterschaft zu bessern sei.

Ich sprach ohne jeglichen Plan, aber von selbst kamen die richtigen Worte, die der Menge verständlich waren. Man hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Zuweilen bekräftigte man, was ich sagte:

»Richtig! So ist es!«

Plötzlich kam aus der Ferne ein schriller Pfiff. Jemand schrie: »Kosaken!«

Die Menge stürzte erschrocken in alle Richtungen auseinander, den Weg entlang, zu den Zäunen auf das freie Feld.

»Sind ja gar keine Kosaken da!« schrie Pawel: »Halt, Genossen! Der Redner ist noch nicht zu Ende.«

Zuerst schrie ich auch mit, um die Menge zu beruhigen und aufzuhalten. Aber dann fühlte ich, daß ich auf diese Weise bald die Stimme verlieren würde, verstummte, stand neben Pawel auf dem Wege und wartete, bis die Panik sich legen würde und die Arbeiter sich wieder versammeln würden.

Und tatsächlich waren bald wieder alle da. Die Menge war jetzt nicht kleiner als am Anfang. Ich setzte meine Rede fort, sprach von den eben durchlebten Minuten der Angst.

»Die Kosaken hätten in der Tat heransausen, alle durchprügeln, verkrüppeln, manchen vielleicht totschlagen können. Und vor keinem Gericht kriegt man sein Recht gegen sie!«

Ich sprach von der Rechtlosigkeit der Arbeiterschaft, von der Angst, die sie der herrschenden Schicht einflößt, vom revolutionären Kampf, sprach das Allereinfachste, wie es mir die Verhältnisse dieser Nachtversammlung eingaben.

Als ich geendet hatte, sagte laut ein älterer Arbeiter, der neben mir stand, sich an die Menge wendend:

»Das alles ist ja Wahrheit, heilige Wahrheit!«

Er war von hohem Wuchs, überragte mich um Haupteslänge, und sein runzeliges Gesicht war mit Ruß bedeckt, sein Haar schon stark ergraut. Gleich zu Anfang hatte ich ihn bemerkt — er hatte lauter als die anderen seiner Unzufriedenheit darüber Luft gemacht, daß man mitten auf dem Wege die Leute aufhielt. Jetzt beugte er sich zu mir hinüber, legte mir mit ungeschickter Liebkosung seine starke Hand auf die Schulter und sagte:

»Danke, Genosse!«
Die anderen sagten auch ihren Dank, baten mich, wieder zu ihnen zu kommen. Pawel rief heiter:
»Und jetzt nach Hause! Das nächste Mal machen wir unsere Versammlung auf dem Werkhof!«
»Ist recht!«
Die Menge kam langsam in Fluß und strömte den Weg entlang, in der Richtung auf die Laternen, die in der Ferne auf der Chaussee durch die Dunkelheit flimmerten.
Hinter der Ecke erwartete uns unsere Parteisekretärin. Von ihr erfuhr ich, es wäre ein voller Erfolg gewesen: über tausend Menschen hätten der Versammlung beigewohnt, die Rede über eine Stunde gedauert, die Arbeiter wären sehr zufrieden ...
Aber bestimmt hat kein einziger von meinen Zuhörern einen so tiefen Eindruck mitgenommen wie ich, den Eindruck, den mir diese Menge müder, erschöpfter Menschen, die durch die kalte neblige Nacht aus den verrußten Werkstätten in ihre elenden Wohnhöhlen zogen, hinterlassen hat.

Am nächsten Morgen wußte man schon im Vorstand, wie meine Nachtversammlung verlaufen war. Man beschloß, mich zur propagandistischen Arbeit in den Bezirken heranzuziehen, und beauftragte mich mit der Leitung einer Propagandagruppe der Metallarbeiter vom Semjannikoff-Werk. Die erste Versammlung der Gruppe sollte am nächsten Sonntag stattfinden. In einer Seitenstraße fand ich leicht das mir angegebene Haus des Kupferschmiedes Wassilij. Ein junger Mann, sauber, fast städtisch gekleidet, aber in hohen Stiefeln und einer Bluse mit weichem Kragen, öffnete mir die Tür. Ich war etwas erstaunt, als ich erfuhr, daß er Mitglied meiner Gruppe war.
Ein Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Ich fragte den Arbeiter, wie groß die Gruppe und wie weit die Vorbildung der Teilnehmer waren. Er antwortete mir ziemlich unbestimmt und fragte mich seinerseits, ob ich Balalaika spielte. Ich verneinte seine Frage und wollte zur Sache zurückkehren. Aber der Arbeiter bemerkte: »Ein feines Instrument!«

Und er nahm von der Wand eine Balalaika, begann zu klimpern und versuchte das Motiv der Marseillaise herauszubringen. Ich hatte mich auf den Weg in die Arbeitergruppe in der Erwartung von etwas Feierlichem gemacht. In dieser Stimmung berührten mich diese musikalischen Übungen als etwas unangebracht. Ein wenig später kam noch ein Arbeiter — ein junger Mann ohne Schnurrbart —, und wir gingen zu dritt in die Gruppe. Das Zimmer, in dem die Versammlung stattfinden sollte, war ziemlich geräumig. Ein riesiger getünchter Ziegelofen stand in der Mitte. Für mich hatte man einen Stuhl am Fenster und auf dem Tisch daneben ein Glas kalten Tee gestellt. Die Hörer saßen auf Bänken und Schemeln, einige standen im Gang zwischen dem Ofen und der Wand.

Es sah aus, als ob man mir aufmerksam zuhörte, aber es gelang mir nicht, die Arbeiter dahin zu bringen, Fragen zu stellen und den Vortrag mit einer ungezwungenen Unterhaltung abzuschließen. Deshalb hatte ich den Eindruck, daß der Vortrag den Hörern nicht besonders gefallen hatte.

Ehe wir auseinandergingen, mußten wir den Tag des nächsten Zusammentreffens festsetzen. Ein Arbeiter fragte:

»Vielleicht wieder am Sonntag?«

Aber ein anderer erwiderte:

»Am nächsten Sonntag geht es nicht: wer wird am zweiten kommen?«

Der nächste Sonntag fiel wirklich auf den 2. Oktober, aber ich konnte nicht begreifen, wieso dies die Versammlung unserer Gruppe hindern könnte. Ich genierte mich, danach zu fragen, schlug aber meinerseits vor:

»Vielleicht kommen wir am Sonnabend zusammen?«

Die Arbeiter blickten einander an — die einen lächelten, andere lachten offen. Der Kupferschmied, der sich mit mir über die Balalaika unterhalten hatte, antwortete für alle:

»Am Samstag ist es schon ganz unmöglich. Am ersten braucht man es gar nicht erst zu versuchen.«

Ich verstand wiederum nichts. Man verlegte die Versammlung auf den Montag. Wassilij begleitete mich zur Pferdebahn und

lud mich unterwegs ein, mit ihm in einen Bierausschank zu gehen. Ich genierte mich etwas, nahm aber seine Einladung an.
In der Bierstube bestellte der Arbeiter eine Flasche Bier. Mit dem Bier stellte man uns Salzbrezeln und ein paar Erbsen auf zwei winzigen Tellerchen hin. Wir sprachen vom Semjannikoff-Werk. Unter anderem fragte ich mein Gegenüber:
»Warum kann eigentlich die Gruppe weder am Sonntag noch am Sonnabend zusammengerufen werden?«
Der Arbeiter beantwortete meine Frage mit einer Gegenfrage: »Wie wollen Sie sie zusammenbringen, wenn am Samstag Lohntag ist und am ersten die Akkordarbeiter den Monatsverdienst erhalten?«
Mir waren dies alles böhmische Dörfer.
Die nächste Versammlung verlief wieder ziemlich schwunglos. Ich weiß nicht, woher das kam — ob ich mich in die Rolle des Propagandisten nicht hineinfinden konnte, oder ob es nicht die richtige Zeit für die Arbeit in der Gruppe war. Die Arbeiter hörten mir zu wie Schüler in der Stunde, und wenn ich sie aufforderte, Fragen zu stellen, so sah es aus, als ob ich ihnen die Worte aus dem Munde ziehen wollte.
Nach dem Vortrag kamen wir doch etwas ins Gespräch (über die Zeitungsnachrichten), und ich fühlte mich weniger fremd als das erstemal.
Wassilij begleitete mich wieder und fragte mich, ob ich nicht ein Schnäpschen mit ihm trinken wollte. Ich lehnte es ab, erschrak aber gleich, daß meine Antwort ihn kränken würde. Aber der Arbeiter war nicht gekränkt und sagte mir, er hätte eigentlich nicht viel dafür übrig, und ein Parteimitglied sollte überhaupt um jede Branntweinhandlung am besten einen Bogen machen — damit man von ihm nicht sagen könnte, er unterstützte Nikolaus II.*.
Damit verabschiedeten wir uns.

* Nach der Einführung des Branntweinmonopols in Rußland spottete man: »Nikolaus handelt mit Wodka.« Der Schnaps bekam den Spitznamen »Romanovka«. Jetzt wird er »Rykovka« genannt (nach dem Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare Rykow, der das Branntweinmonopol des Staates wieder eingeführt hat).

Am Montag, dem 10. Oktober, kam ich zum drittenmal in meine Gruppe. Wassilij kam mir sehr aufgeregt entgegen:
»Bei uns ist so eine Provokation losgegangen, davon machen Sie sich gar keine Vorstellung.«
Und er erzählte mir, am Morgen hätte sich in den Betrieben das Gerücht verbreitet, in der Stadt sei der Generalstreik ausgerufen. Die Arbeiter gerieten in Erregung, warfen die Arbeit hin, stürzten in den Hof. Niemand wußte, wer den Streik erklärt habe und welche Forderungen aufgestellt sein sollten. Dafür interessierten sie sich auch wenig, sie suchten nur herauszukriegen, ob in der Stadt wirklich gestreikt wurde oder nicht. Nachdem sie im Hofe eine Zeitlang gelärmt hatten, beruhigten sie sich und gingen wieder an die Arbeit.
»Was meinen Sie, Genosse?« fragte mich Wassilij: »Woher konnte dieses Gerücht kommen?«
»Eine Provokation der Polizei«, meinte ich.
»Das haben wir uns auch gedacht«, stimmte Wassilij ein.
Wir gingen zusammen in die Wohnung, wo die Gruppe sich versammeln sollte. Ich kam nicht dazu, den vorbereiteten Vortrag zu halten — die Arbeiter wollten von nichts anderem als vom Streik hören.
Um diese Stunde, am 10. Oktober, hatte der Generalstreik schon begonnen und breitete sich mit jeder Stunde immer mehr aus. Keine Partei kann vor der Geschichte die Initiative zu diesem Streik für sich in Anspruch nehmen. Er brach aus, wie ein Feuer in einem von der Sommerhitze ausgedörrten Walde ausbricht: irgendwoher kommt ein zufälliger Funke — und ein unübersehbarer Scheiterhaufen lodert auf, und neue Funken trägt der Wind in die Ferne, um neue Brände zu entzünden. Woher der erste Funke kam — ob aus dem schlecht ausgetretenen Hirtenfeuer, aus der Pfeife eines Wanderers, aus der vorbeisausenden Lokomotive, oder ob ihn ein Blitz vom Himmel entzündet hat — ist das nicht gleich? Die langen heißen Sommertage, die Dürre haben den Waldbrand vorbereitet — und dies ist seine einzige Erklärung.
Das Signal zum Oktoberstreik wurde von der Moskau-Kasaner

Eisenbahn gegeben. Die Eisenbahner traten in den Streik, ohne allgemeine politische Forderungen aufzustellen, ohne zu versuchen, ihre Aktion mit der allgemeinen politischen Bewegung zu verbinden, ohne sich nach der Meinung der revolutionären Parteien zu erkundigen, ohne auch nur den Rat ihrer eigenen Zentrale, des damals in Petersburg tagenden Eisenbahnerkongresses, einzuholen.

Sie begannen ihren Streik zum großen Teil auf Grund eines Mißverständnisses, auf Grund falscher Gerüchte, wonach die Petersburger Tagung auseinandergejagt und ihre Teilnehmer verhaftet wären.

Warum begann der Streik gerade in Moskau, und nicht in Petersburg? Wahrscheinlich deshalb, weil die Stimmung in Moskau gereizter war, und weil dort die Aufregung der Arbeitermassen keinen Ausweg in den Versammlungen mit hitzigen Reden fand, nach denen man ruhig nach Hause gehen konnte ...

Eigentlich hatten seit Mitte September die Streiks in Moskau nicht aufgehört. Am 19. September begann dort der Streik der Setzer in der Druckerei Sytin*. Die Führung des Kampfes nahm der halblegale »Verband der Moskauer Typo-Lithographen« in die Hand, und am 24. Oktober hatte der Streik schon fast alle Moskauer Druckereien ergriffen. Den Buchdruckern schlossen sich aus Solidarität die Brotbäcker und eine ganze Reihe Fabriken an. Die Polizei griff ein. Zusammenstöße fanden in den Straßen statt. Militär wurde eingesetzt. Barrikaden wurden errichtet.

Ende September traten die Werkstätten der Moskau-Brester Eisenbahn zum Protest gegen die Gewalttätigkeiten in den Streik, welche die Kosaken an Arbeitern verübt hatten.

Man begann von einem allgemeinen Eisenbahnerstreik zu sprechen. Um diese Zeit entstand in Moskau der »Sowjet der Delegierten der Buchdruckerarbeiter«. In einer gemeinsamen

* Die Setzer verlangten unter anderem eine Erhöhung des Stücklohnes für jedes Tausend Buchstaben, Satzzeichen mitberechnet. Daher der Witz: »Die ganze Geschichte hat mit dem Komma angefangen.«

Versammlung der Delegierten der Buchdrucker, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Tabakarbeiter und anderer Berufe wurde beschlossen, die Organisation zu erweitern und einen allgemeinen Sowjet der Arbeiter von ganz Moskau zu bilden ...

In Petersburg aber war es in diesen Tagen verhältnismäßig ruhig. Die Versammlungen in den Hochschulen fanden weiter statt, aber es gab keine Zusammenstöße in den Straßen und bis Anfang Oktober auch keinen Streik.

Erst am 2. Oktober stellten die Petersburger Druckereien aus Solidarität mit den Moskauer Buchdruckern die Arbeit ein. Aber dieser Streik galt als eine reine Berufsangelegenheit der Buchdrucker, dauerte nur drei Tage und endete zu der im voraus bestimmten Stunde mit der Annahme einer Resolution, die Sympathiestreiks für unzeitgemäß erklärte und aufforderte, alle Kräfte für den entscheidenden Kampf aufzusparen.

So kam es, daß wir in Petersburg noch immer redeten und die festen Mauern des zaristischen Jerichos mit Worten zu erschüttern suchten.

Aber unsere Worte blieben schließlich doch nicht fruchtlos.

Vom 20. September an tagte in Petersburg der Eisenbahnerkongreß, eine harmlose Versammlung, welche das Verkehrsministerium zum Zweck der Besprechung des Pensionsstatuts einberufen hatte. Die Arbeiter waren auf diesem Kongreß nur schwach vertreten, es überwogen die Beamten. Zunächst maß niemand diesem Kongreß große Bedeutung bei. Aber allmählich drang in ihn der revolutionäre Geist ein. Der Rahmen der Debatten erweiterte sich. Es wurden Forderungen aufgestellt, welche das Ministerium nicht vorausgesehen hatte. Die ökonomischen und beruflichen Fragen traten hinter den Losungen politischen Charakters zurück. Und in dem Maße, wie der Kongreß sich revolutionierte, wuchs seine öffentliche Bedeutung; er fesselte immer mehr die Aufmerksamkeit der Eisenbahner und wurde immer mehr der Mittelpunkt, in welchem sich ihre Kräfte sammelten. Als die gemäßigten und schüchternen Mitglieder des Kongresses eingesehen hatten, welche Suppe hier eingebrockt wurde, bemühten sie sich bald nur noch, nicht aufzu-

fallen. In den Vordergrund traten radikal gestimmte, kühne, energische Männer.
Dem Ministerium kam manchmal der Gedanke, den Kongreß aufzulösen; die Polizei bereitete sich vor, die Rädelsführer unschädlich zu machen. Aber ehe sie einen entscheidenden Schritt getan hatte, verbreitete sich in Moskau das Gerücht, in Petersburg hätten Eisenbahnerverhaftungen stattgefunden, und zum Protest dagegen legten die Angestellten und Arbeiter der Moskau-Kasaner Eisenbahn die Arbeit nieder.
Das war Freitag, den 7. Oktober. Der Sonnabend verging mit Meetings, Studentenversammlungen und Sitzungen. Unter anderem fand an diesem Tag eine Versammlung der Angestellten des Petersburger Eisenbahnbezirks statt. Man beschloß, einen Reichsverband der Eisenbahner zu gründen, um dann der Regierung ein Ultimatum vorzulegen und ihm notwendigenfalls durch einen allgemeinen Eisenbahnerstreik Nachdruck zu verleihen. Eine erwähnenswerte Einzelheit: man sprach nicht nur über die Stellung von Forderungen an die Regierung, sondern auch über den Streik wie von etwas sehr, sehr Fernem.
Und schon am nächsten Tag, am Sonntag, dem 9. Oktober, telegraphierte der Delegiertenkongreß alle Eisenbahnlinien entlang die Forderungen, die der Regierung vorgelegt werden sollten: Achtstundentag, bürgerliche Freiheiten, Amnestie, Verfassunggebende Nationalversammlung.
Allerdings waren es keine Streiklosungen; der Kongreß erklärte den Streik nicht, ja, zu dieser Zeit hatte er noch nicht einmal seine Stellung zum Streik festgelegt.
Der Streik entwickelte sich, wie er begonnen hatte — spontan, ohne Führung, ohne Plan.
Am Montag, dem 10. Oktober, streikte seit dem Morgen der ganze Moskauer Eisenbahnknotenpunkt, und sämtliche Eisenbahnlinien entlang lief nach allen Ecken und Enden Rußlands ein kraftvoller Willensstrom: streiken!
An diesem Tag standen fast sämtliche Fabriken Moskaus, Charkows und Revals still. Am 11. Oktober schlossen sich dem Streik an: Smolensk, Jekaterinoslaw, Minsk, Lodz. Die Welle

des Eisenbahnstreiks durchbrach immer weitere Dämme. In seiner Durchführung zeigten die Eisenbahner ganz unerwarteterweise gewaltige Entschlossenheit und Festigkeit. Sie rissen Schienen auf, zerbrachen Stellwerke, stürzten Lokomotiven um. In einigen Fällen gelang es einem Zug mit Maschinisten und sonstigem Fahrpersonal von Streikbrechern die Blockade des Streiks zu durchbrechen. Dann begann sogleich eine richtige Verfolgung, nach allen Enden flogen Telegramme: Abfangen, zum Stehen bringen! Und am Ende geriet der Blockadebrecher doch in die Hände der Streikenden!
Der Streik dehnte sich naturgemäß von der Eisenbahn auf den Telegraphen aus: Die Telegraphisten in Charkow traten als erste dem Streik bei, die Telegraphisten anderer Städte beeilten sich, sich ihnen anzuschließen.
Aber Petersburg, das dem Zarismus den letzten, den entscheidenden Schlag geben mußte, zögerte noch immer, erwog noch immer »pro et contra«.
Am 11. Oktober, spät am Abend, nahm die Eisenbahnerversammlung in der Universitätsaula die Resolution an, die den Anschluß des Petersburger Eisenbahnknotenpunktes an den allgemeinen Streik verfügte. Am 12. Oktober streikte Petersburg. Die Eisenbahner stellten gemäß der Resolution die Arbeit ein. Die Fabriken schlossen sich dem Generalstreik spontan an, ohne daß irgendwo ein entsprechender Beschluß gefaßt worden wäre.
Er begann in den entlegenen Werken des Newa-Viertels. Von da aus dehnte sich der Streik stromabwärts aus und sprang auf das andere Ufer über. Die Streikenden gingen von Fabrik zu Fabrik. Die Sirenen dröhnten Alarm, die Fabrikglocken läuteten Sturm.
»Werft die Arbeit hin, Streik!«
Und als ob die Arbeiter diesen Ruf erwartet hätten, legten sie hastig ihr Werkzeug zusammen und kamen in den Hof. Irgend jemand erstieg eine Außentreppe, einen Stapel Holz, ein Faß oder sogar den Prellstein an der Ausfahrt, aber keine Agitation war mehr nötig. Die Reden waren kurz, selten länger als eine Minute:

»Genossen! Ganz Rußland streikt... Sollen wir hinter den anderen zurückbleiben?«
Und die Masse strömte hinaus, aus den Werkstoren auf die Straße, und die Menschenmenge rollte weiter, zu den benachbarten Fabriken.
Polizei war nirgends zu sehen. Die Werksleitungen versuchten nicht, sich der Bewegung zu widersetzen. Die Ingenieure und die Werkmeister baten nur die Arbeiter, das Werkzeug ordentlich zusammenzulegen und dafür zu sorgen, daß mit den Dampfkesseln kein Unglück geschehe. Aber die Arbeiter behandelten das Werkseigentum von selbst mit großer Sorgfalt, wovon mir eine bezeichnende Szene im Gedächtnis geblieben ist.
Am Morgen erfuhren wir in unserem Treffpunkt vom Beginn des Streiks. Wir eilten sofort in die Arbeiterviertel. Ohne Verabredung, ohne Direktiven aus der Zentrale wußten wir, was zu tun war.
Ich fuhr hinter den Newa-Schlagbaum. Dort ging ich mit den Arbeitern von Werk zu Werk und zog die noch nicht in den Streik getretenen Belegschaften zurück. Wir kamen in den Hof einer kleinen Kistenfabrik. Ein langer, schmaler Hof; die Werkstätten lagen in den oberen Stockwerken. Um die Belegschaft aus den Werkstätten nach unten zu bekommen, begann der mit uns gekommene Arbeiterjunge von etwa 15 Jahren die Fabrikglocke zu läuten, und zwar mit soviel Eifer, daß zuerst der Haken, an dem das Glockenseil befestigt war, aus der Wand flog, und dann auch der Strick zerriß. Dies ärgerte die Arbeiter, sie jagten den Jungen weg:
»Was treibst du dich hier herum? Machst nur fremdes Gut kaputt!«
Den ausgerissenen Haken schlugen sie sorgfältig wieder in die Wand ein.
An diesem Tag, am 12. Oktober, ergriff der Streik auch Kursk, Poltawa, Samara, Saratow.
Die Zeitungen erschienen weiter. Sie waren voll von Nachrichten über die Erfolge der Bewegung. Und die reaktionären Organe, am stärksten über die Ereignisse erschrocken, taten vielleicht

noch mehr für die Verherrlichung des proletarischen Kampfes als die fortschrittlichen Zeitungen.

In den rechten Kreisen setzte die Panik ein. Die Petersburger Stadtverordnetenversammlung veröffentlichte eine Erklärung über die Notwendigkeit, die längst spruchreifen ökonomischen und politischen Forderungen des russischen Lebens unverzüglich zu befriedigen.

Am 13. Oktober machte der Streik neue Fortschritte — das Petersburger Telegraphenamt trat ihm bei, die Elektrizitätswerke standen still, die Buchdrucker stellten die Arbeit ein. Die Angestellten der Stadtverwaltung, der Banken, des Oberlandgerichtes schlossen sich der Bewegung an. Einige Gymnasien und Realschulen streikten.

Am Abend versank Petersburg in Dunkelheit. Durch die unbeleuchteten Straßen der Stadt bewegten sich im dumpfen Stimmengewirr unbestimmte Massen. Von Mund zu Mund flogen unruhvolle Nachrichten. Alle warteten auf etwas. Die Stimmung der Menge war gehoben, festlich.

An diesem Tag trat auf die politische Bühne der *Sowjet der Arbeiterdelegierten.*

Am 13. Oktober hatte der Sowjet noch keinen Namen. Es versammelten sich einfach in der Technischen Hochschule 10 bis 15 Delegierte von den Werken des Newa-Viertels, welche die Arbeiter auf Vorschlag der Menschewiken gewählt hatten, und die Versammelten beschlossen, ein »Arbeiterkomitee« zu bilden auf Grund von Wahlen, bei denen auf je 500 Arbeiter ein Delegierter entfallen sollte, und erließen den folgenden Aufruf an die Petersburger Arbeiter:

»Der Generalstreik hat begonnen. Wir, Delegierte verschiedener Petersburger Betriebe, fordern sämtliche Arbeiter auf, die große Sache des Kampfes für die Befreiung und das Glück des Volkes zu unterstützen und sich dem Generalstreik anzuschließen.«

Ferner erklärten die Delegierten: »Wir haben beschlossen, die Führung der Bewegung in den Händen eines Arbeiterkomitees zu vereinigen.«

Am nächsten Tag kamen die Arbeiterdelegierten (diesmal waren es Vertreter von 42 Fabriken und 3 Gewerkschaften) wieder zusammen und beschlossen, eine Abordnung zur Stadtverordnetenversammlung zu schicken. Sie sollte für die Arbeiterschaft Versorgung mit Lebensmitteln und freie Versammlungsräume fordern. Aber auf dem Rathaus bereiteten die Stadtverordneten, die von dem eben entstandenen »Komitee« noch nichts wußten, der Abordnung einen nicht eben sehr rücksichtsvollen Empfang und speisten sie mit der Empfehlung ab, in zwei Tagen zur nächsten Vollsitzung zu kommen.
Indessen strömten in das Arbeiterkomitee von Stunde zu Stunde neue Kräfte ein, es wurde zum führenden Zentrum der Petersburger Arbeiter. Am 15. Oktober kamen zu seiner Sitzung schon 226 gewählte Delegierte von 96 Fabriken. Sie erließen den folgenden Aufruf an das Petersburger Proletariat:
»Genossen! Holt die Arbeiter, die trotz unserer Zureden und Resolutionen die Arbeit nicht einstellen, von der Arbeit weg. Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns, und das Komitee hat beschlossen, gegen solche das äußerste Mittel — die Gewalt — anzuwenden.«
Man beschäftigte sich dann wieder mit der Frage der Abordnung, die zur Stadtverordnetenversammlung geschickt werden sollte. Man unterzog die Forderungen, die gestern aufgestellt worden waren, einer strengen Kritik und befand sie als nicht ausreichend. Es wurde beschlossen, sie durch zwei neue Punkte zu ergänzen:
»Aus den Mitteln des Magistrats, die dem Volke gehören, sind Geldsummen bereitzustellen für die Bewaffnung des für die Volksfreiheit kämpfenden Proletariats und der auf seine Seite übergegangenen Studenten (die letzten Worte spielen auf die akademische Legion unter dem Kommando Nikolskis an). Die Leitung dieses Teils des revolutionären Volksheeres muß in den Händen des Proletariats selbst liegen. Die Geldsummen sind dem allgemeinen Sowjet der Arbeiter zu übergeben.«
Die zweite Forderung war, daß aus dem Städtischen Wasserwerke die Soldaten zu entfernen seien, die zur Verhinderung

der Arbeitseinstellung in das Gebäude gelegt worden waren. Mit diesen Forderungen erschien die Arbeiterabordnung zum zweitenmal im Rathause am 16. Oktober. Diesmal empfingen die Herren Stadtverordneten die Arbeitervertreter, hörten ihre Reden aufmerksam an und begleiteten sie dann sorgsam bis auf die Straße, um der Möglichkeit ihrer Verhaftung durch die vor dem Rathause und in dem Gebäude selbst zahlreich zusammengezogene Polizei vorzubeugen.
Letzten Endes führte dieser ganze Gedanke mit der Abordnung zur Stadtverordnetenversammlung doch zu nichts und hinterließ bei den Arbeitern einen unangenehmen Nachgeschmack. Übrigens wurde diese Geschichte im Wirbel der Ereignisse bald vergessen.
Das Arbeiterkomitee erkundete in den ersten Tagen gleichsam tastend den Boden, suchte sich selbst und suchte die Formen, in denen seine Arbeit verlaufen sollte. Am fünften Tage seines Bestehens, am 17. Oktober, fühlte es, daß es seine Aufgabe war, die verworrenen und oft widerspruchsvollen Wünsche der verschiedenen proletarischen Gruppen in einen einheitlichen Willen zusammenzuschweißen und der Wortführer dieses einheitlichen Willens zu werden
An diesem Tage bekam das repräsentative Organ der Petersburger Arbeiter den Namen, mit dem es in die Geschichte eingegangen ist, den Namen des *Sowjets der Arbeiterdelegierten* — eine Benennung, die wohl aus der Praxis der Moskauer Septemberbewegung entlehnt war.
In dieser Zeit näherte sich der Generalstreik, der bisher im ununterbrochenen Aufstieg begriffen war, dem kritischen Punkte.

Im ersten Abschnitt habe ich schon von den militärischen Vorbereitungen der Regierung seit dem 13. Oktober sowie von dem berühmten Befehl Trepows — »Patronen nicht zu sparen und keine Schreckschüsse abzugeben« — erzählt.
Die Arbeiter waren weder durch diese Vorbereitungen noch durch die Drohungen Trepows eingeschüchtert. Sie glaubten,

daß die Soldaten nicht schießen würden. Der Befehl des Stadthauptmanns rief spöttische Bemerkungen hervor:
»Wir haben uns schon lange den Kopf darüber zerbrochen, warum er bisher nicht geschossen hat? Glaubten, es täte ihm um uns leid ... Nun aber kommt heraus, daß es ihm um die Patronen leid tat — das Menschenleben gilt ihm keinen Sechser.«
Anscheinend überwog in diesen Tagen auch in den Regierungskreisen die Überzeugung, daß die Soldaten auf das Volk nicht schießen würden.
Es ist schwer, mit Sicherheit zu sagen, wie weit diese Vorstellung von der Stimmung der Soldaten der Wirklichkeit entsprach. Die Leichtigkeit, mit der sechs Wochen später der Aufstandsversuch in Moskau unterdrückt wurde, läßt unwillkürlich an der revolutionären Reife des Heeres in den Oktobertagen zweifeln. Sicher gärte es auch in den Kasernen, aber in welchem Maße? So sehr, daß bei dem entscheidenden Befehl »Feuer« das Gewehr sich gegen die Vorgesetzten richten würde? ...
In bürgerlichen und intellektuellen Kreisen überwog jedenfalls die entgegengesetzte Meinung, nämlich, daß der Befehl zum Feuern stündlich gegeben werden könnte und daß die Soldaten ihn ausführen würden. Aber hier — vielleicht ebenso wie in den Regierungskreisen — herrschte eine übertriebene Vorstellung von den Kräften der Revolutionäre, von dem Stande ihrer Rüstungen. Deshalb erschien hier ein bewaffneter Zusammenstoß unvermeidlich, aber sein Ausgang war nicht vorauszusehen.
Man muß unterstreichen, daß in den ersten Tagen des Streiks die Bourgeoisie und die Intelligenz nicht nur mit den Arbeitern fühlten, sondern daß sie ihre Bereitwilligkeit bekundeten, bei dem bevorstehenden bewaffneten Zusammenstoß sich auf die Seite der Arbeiterschaft zu stellen.
So breit war in jenen Tagen die Front der Revolution! Braucht man zu betonen, daß in dieser allgemeinen Stimmung der nichtproletarischen Kreise eine der Quellen der wunderbaren Kraft des Oktoberstreiks lag?
Die Regierung fühlte sich isoliert, von allen verlassen, sie verlor

den Glauben an sich selbst, an ihre eigenen Kräfte. Daher ihre Unentschlossenheit, welche dem Strom der Revolution immer weiter die Schleusen öffnete.
Am 16. Oktober sah es unheimlich in Petersburg aus. Es war Sonntag. Die Straßen wimmelten von Menschen. In der Menge waren viele streikende Arbeiter aus den Außenbezirken. Die Hochschulen waren vom Militär umzingelt. Überall Streifen zu Fuß und zu Pferde. In einigen Straßen standen die Soldaten in Reihen an den Bürgersteigen entlang. Andere Straßen waren durch starke Wachen abgeriegelt. Die Schloßbrücke war für den Verkehr gesperrt...
Am Morgen, gegen 10 Uhr, kam ich in die Universität. Am Eingang — ein Zug Garde. Ich verlangte den kommandierenden Offizier zu sprechen, nannte meinen Namen, zeigte meinen Ausweis als Mitglied des Studentenausschusses und forderte freien Zutritt in die Universitätskanzlei. Auf Befehl des Offiziers ließen mich die Soldaten durch. Im Büro fand ich Wilenkin und noch etwa fünf Ausschußmitglieder. Man besprach die letzten Ereignisse. Mich bewegte am meisten die Frage, wie man unser Rednerkollegium zusammenrufen und mit den Parteigenossen Fühlung bekommen könnte. Vor unseren Augen, unmittelbar vor den Fenstern der Universitätskanzlei, fiel eine Ulanenstreife über einen Studenten her, der zur Universität durchzukommen versuchte. Man hieb mit Säbeln auf ihn ein. Der verwundete Student machte eine Anstrengung, sich vor den Soldaten über das eiserne Gitter des Vorgartens zu retten, aber er fiel blutüberströmt auf das Pflaster zurück. Zwei von uns eilten vor die Tür und schrien die Soldaten an. Die Streife trabte weg, man trug den Studenten in das nächste Krankenhaus (seine Wunden erwiesen sich später als nicht gefährlich).
Es kamen noch einige Menschen. Der Posten ließ diejenigen durch, die erklärten, sie gingen auf die Kanzlei in persönlichen Angelegenheiten. Die Nachrichten aus der Stadt waren beunruhigend.
Endlich erfuhr ich, daß das Rednerkollegium sich in der Freien Ökonomischen Gesellschaft versammeln werde. Ich eilte hin.

Weder Pferdebahn noch Droschken*. Es blieb nichts anderes übrig, als durch die ganze Stadt zu Fuß zu gehen. Überall eine aufgeregte Menge, überall Soldaten.
Um die Technische Hochschule herum, auf dem Sagorodnij- und dem Sabalkanskij-Prospekt schien die Lage besonders gespannt zu sein.
In der Menge hier wurde ich erkannt. Rings um mich drängten sich die Arbeiter enger zusammen. Ihre Augen leuchteten vor Entschlossenheit.
»Also, Genosse? Es ist Zeit, anzufangen! Bauen wir jetzt Barrikaden, was?«
In der Nähe hatte das Straßenbauamt das Pflaster aufgerissen, an den Bürgersteigen lagen Haufen von Steinen. Dutzende von Händen langten nach ihnen.
»Sollen wir anfangen? Übernehmen Sie die Leitung, Genosse.«
Um es nicht zu einem Zusammenstoß der waffenlosen Masse mit den Soldaten und zu zwecklosem Blutvergießen kommen zu lassen, redete ich halblaut, aber eindringlich den Nahestehenden ab:
»Nur keine Eile, Genossen ... Die Partei wird bestimmen, wann die Stunde der entscheidenden Schlacht kommt ... Laßt die Steine liegen ... Fallt nicht auf die Provokation herein.«
Endlich gelangte ich in die Freie Ökonomische Gesellschaft. Dort saßen im Bibliotheksraum bereits etwa 15 Mitglieder aus unserem Kollegium. Sie saßen auf den Fensterbänken, auf dem Tische — hier auch in halbliegender Stellung eine Frau —, auf aufgestapelten Bücher- und Zeitungsbündeln.
Als ich eintrat, lief auf mich der Agitator Michail zu, ein zwei Meter großer Bursche. Er war außer sich.
»Nun, wie steht's da?« schrie er: »Haben Sie was gesehen?«
Sein Gesicht war blaß, die Stimme zitterte hysterisch.
»Wonach fragen Sie?« antwortete ich gereizt mit einer Gegenfrage: »Sprechen Sie doch vernünftig.«

* Die Kutscher streikten nicht, aber sie fürchteten sich, auf die Droschkenbörse zu kommen, weil unter ihnen ein Gerücht umging, daß die Streikenden beschlossen hatten, den sich in den Straßen zeigenden Droschken die Kummetriemen durchzuschneiden.

»Dort auf der Straße...?« Michail zeigte auf das Fenster: »Wie steht's da? Haben Sie was gesehen?«
»Nichts ist da zu sehen. Gewiß, viele Menschen ... Soldaten, Polizei ... Sonst nichts.«
Konowalow, der auf einem Fensterbrett saß, kam auf mich zu und klopfte mich freundlich auf die Schulter:
»Gut so, Genosse Ssergej! Ihre Hand! Wir sind doch keine Weiber, um hier in hysterischen Anfällen loszugehen!«
Die Frau auf dem Tische erhob den Kopf: »Schon ist Blut geflossen«, heulte sie schluchzend: »Gegen Abend werden es Haufen von Leichen sein. Und wer hat die Schuld? Wer ist der Mörder? Wer hat diese Menschen auf die Straße gerufen? Wir, wir!«
»Wir sind Mörder«, kreischte Michail.
»O Gott! O Gott!« klang es aus der anderen Ecke.
Ich fühlte, daß ich vor Wut erstickte, und sagte laut:
»Entschuldigen Sie, bitte, meine Herrschaften ... Ich glaubte, hier befinde sich das Kollegium der Parteiredner, aber hier ist ja ein Irrenhaus. Ich bin wohl falsch gegangen.«
Ich wandte mich zur Tür. Aber Michail packte mich am Ärmel:
»Halt, Genosse Ssergej! Gut, seien wir kaltblütig. Überlegen wir ... Gut! Wie soll es an der Universität werden? Dorthin ist doch ein bewaffneter Aufmarsch für heute bestellt ...«
»Was, welcher Aufmarsch?« rief man von allen Seiten.
»Wer hat den bestellt?«
»Genosse Ssergej«, erklärte Michail: »Deshalb frage ich ihn ja, was jetzt werden soll ...«
»Ist das wahr? Sie haben einen Aufmarsch bestellt? Wer hat Ihnen das Recht dazu gegeben?«
Ich geriet in Verwirrung und schwieg verlegen. Mir half ein eben eingetretener Genosse — ich glaube, es war Eugen Litkens — aus der Not heraus.
»Nichts hat der Genosse Ssergej bestellt«, sagte er: »Gestern bei der Schließung der Versammlungen in der Universität haben alle die Leute aufgefordert, am nächsten Tag bewaffnet zurückzukommen. Ssergej hat es gesagt, und ich, und Abram, und Leonid, alle haben dasselbe gesagt.«

»Wir sind Mörder«, heulte Michail wieder auf und begrub das Gesicht in den Händen.
»Wir sind Mörder«, scholl es durch das ganze Zimmer.
Ich war meiner Aufregung Herr geworden und sagte:
»Also, Genossen! Unsere Sitzung wird ja wohl nicht zustande kommen. Ich gehe weg. Ich werde an der Universität sein und alles tun, um Zusammenstöße und Opfer zu verhindern. Sollte Blut fließen, so wird niemand sagen können, wir hätten die Leute in den Tod geschickt und uns selber vor der Gefahr versteckt.«
Zur Bekräftigung meiner Worte zog ich den Browning, den ich am Vorabend aus dem Komitee erhalten hatte, aus der Tasche und entsicherte, was ja wohl überflüssig war, aber der Stimmung des Augenblicks entsprach.
Michail schrie etwas Unverständliches von Selbstmord. Nikolai und Eugen erklärten, sie würden mit mir zur Universität gehen, und wir verließen zu dritt den Bibliotheksraum.
Wir mieden die menschenerfüllten Straßen, wir liefen fast. An der Fontanka trafen wir einen Kutscher, der nach langem Zureden sich endlich bereit erklärte, uns bis zur Nikolausbrücke zu fahren.
Auf dem Kai vor der Universität bewegten sich viele Arbeiter, aber nicht in geschlossener Schar, sondern in kleinen Gruppen, die sich ausschließlich auf den Bürgersteigen hin und her schoben, während die Kosaken sich auf dem Fahrdamm tummelten. Überall waren auch Polizeibeamte zu sehen, welche die »Herrschaften« baten, weiter zu gehen.
Eine Gruppe Arbeiter vom Semjannikoff-Werk hielt uns an:
»Warum so spät, Genossen? Die Leute sind verbittert, daß man sie lange warten läßt.«
»Heute wird nichts werden«, sagten wir entschlossen und fest.
»Warum?«
»Weil wir noch nicht bereit sind! Habt ihr Waffen?«
»Und ob!«
»Zeigt mal her!«
Aus den Taschen kamen ein paar finnische Messer, ein Totschläger, ein kleiner Taschenrevolver ans Licht.

»Ist das alles? Das reicht nicht!« entschied Nikolai schroff.
»Was ist jetzt zu tun?« fragten verwirrt die Arbeiter und versteckten ihre armselige Bewaffnung.
»Geht nach Hause!«
»Aber unser sind hier viele, vom Semjannikoff-Werk ... sie warten, daß es losgehen soll ...«
»Nehmt alle mit!«
Und wir gingen weiter. Bis spät in den Abend hinein gingen wir auf dem Kai hin und her, redeten den Arbeitern zu, stritten mit den Starrköpfigeren, beruhigten die Aufgeregteren. Und mit dem Gefühl einer großen Erleichterung verfolgte ich, wie die Menge vor der Universität allmählich zusammenschmolz ...
An diesem Tage hatte der Generalstreik neue Erfolge erzielt. Alle Bemühungen der Regierung, die Elektrizitäts- und Gaswerke in Betrieb zu setzen, waren vergeblich geblieben, und am Abend versank die Stadt wiederum in Dunkelheit. Die an Straßenkreuzungen und auf Plätzen angezündeten Holzhaufen gaben kein Licht, im Gegenteil, der rote Schein, den ihr Geflacker auf die Mauern warf, betonte die herrschende Finsternis.
Das Militärkommando fand einen Ausweg: auf dem Turm der Admiralität wurde ein starker Scheinwerfer aufgestellt und auf den Newski-Prospekt gerichtet. Wie ein Kometenschweif streckte sich der Lichtkegel über die Stadt hin. Die Arbeiter spotteten, unter den braven Bürgersleuten keimte die Panik.

Spät am Abend erhielt ich den Auftrag des Petersburger Parteivorstandes: am nächsten Tag vor den Narvischen Schlagbaum zu fahren und dort die Einstellung der Arbeit auf einer Fabrik durchzuführen, deren Arbeiter am Sonnabend abgelehnt hatten, sich dem Streik anzuschließen. Der Auftrag war nicht besonders angenehm: ein rückständiger und mir unbekannter Bezirk, eine unsichere Meldestelle — zwei Arbeiter, Fedor und Wassja, sollten mir auf der Straße begegnen.
Am Morgen steckte ich meinen Browning in die Manteltasche und fuhr in den Bezirk. An der angegebenen Stelle kam mir niemand entgegen. Die Straße war sehr belebt, Arbeiter standen

in Gruppen umher und unterhielten sich friedlich. Gewichtig schritten Schutzmänner auf und ab. Eine Kosakenstreife ritt vorbei. Um nicht aufzufallen, kaufte ich bei einer Straßenhändlerin Sonnenblumenkörner, setzte mich auf einen Prellstein und fing an, die Körner zu kauen, indem ich die Hülsen ausspuckte — nach den erforderlichen Übungen hatte ich gelernt, die Samenhülsen auszuspucken wie ein richtiger Fabrikarbeiter, und war stolzer auf diese Kunst als auf die Erfolge in den Versammlungen. Ohne daß mich jemand beachtete, blieb ich so etwa zehn Minuten lang sitzen. Ich dachte schon daran, nach Hause zurückzukehren, als ein Bursche auf mich zukam. Er blieb neben meinem Prellstein stehen und fragte unsicher, mit einem Blick zur Seite:

»Sind Sie aus der Stadt, Genosse?«

»Jawohl. Und Sie sind Fedor?«

»Nein, ich bin Wassja. Am besten ist es, Genosse, Sie fahren zurück. Heute wird es nichts werden bei uns. In die Fabrik kommt man nicht hinein, dort ist Polizei.«

»Viel?«

»Nicht besonders viel... Aber die Leute wollen sich auf nichts einlassen.«

»Wo sind Ihre Leute?«

»Das hier sind alles unsere Leute... Aber die Stimmung ist schon anders als gestern, als wir zum Vorstand schickten...«

Ich überlegte mir, was ich tun sollte. Sollte ich die Leute zusammenrufen, ihnen eine Agitationsrede halten? Das wäre gefährlich — vielleicht würde es auf eine »Provokation« hinauslaufen. In die Stadt zurückkehren? Das wäre beschämend.

»Hören Sie, Wassja«, entschloß ich mich endlich: »Holen Sie etwa zehn zuverlässige Leute hierher, und dann gehen wir in den Betrieb.«

Wassja lief seine Leute zusammenzutrommeln, ich blieb auf dem Prellstein sitzen und fuhr fort, Sonnenblumenkörner zu kauen. Dann gingen wir in den Betrieb.

Die Fabrik lag hinter einem breiten Graben. Eine Holzbrücke führte zum geschlossenen Tor, auf der Brücke drängten sich

Menschen, dem Aussehen nach Arbeiter. Vor der Eingangstür standen zwei Wächter und ein Schutzmann — alle drei sahen äußerst friedliebend aus. Von dieser Seite brauchten wir Widerstand kaum zu befürchten. Aber die Menschen auf der Brücke empfingen uns mit Geschrei, Drohungen, Schmährufen. Nahmen meine Begleiter Reißaus oder verloren sie sich in der feindseligen Menge? — Jedenfalls waren sie auf einmal weg, und Wassja auch. Ich blieb allein vor dem geschlossenen Tor. Der Schutzmann trat auf mich zu und fragte:

»Woher kommst du?«

»Aus dem Sowjet der Arbeiterdelegierten.«

»Aha, dann komm mit aufs Revier!«

»Aufs Revier? Weißt du nicht, was der Sowjet der Arbeiterdelegierten ist?«

»Woher soll ich das wissen? Wirst es dem Reviervorsteher erzählen, ich brauche das nicht . . .«

Die Sache war dabei, eine unangenehme Wendung zu nehmen. Der Ort war nicht günstig zu einem Wortstreit mit dem Schutzmann. Ich sagte:

»Gut, gehen wir!«

Bis zum Revier war es ziemlich weit. Wir gingen durch die Straße, wo die Sympathie der Vorbeigehenden offensichtlich auf meiner Seite war. Ich hätte bloß stehenzubleiben und mich an die Menge zu wenden brauchen, und dem Polyp würde es schlecht ergangen sein.

Der Schutzmann fühlte sich sichtbar unbehaglich. Er verlangsamte den Schritt und fragte mich:

»Was wirst du dem Reviervorsteher sagen?«

»Eben das werde ich sagen, daß ich in die Fabrik gekommen war, um den Befehl des Sowjets der Arbeiterdelegierten bekanntzugeben, daß alles streiken müsse. Du aber hast mich nicht hineingelassen und noch dazu verhaftet.«

»Ich hab' dich doch gar nicht verhaftet«, jammerte der Schutzmann, »ich habe gesagt, ich weiß von euren Sachen nicht . . .«

»Aha, jetzt weißt du von nichts«, unterbrach ich ihn streng: »Komm also aufs Revier!«

Wir gingen noch etwa zwanzig Schritte, und man wußte bereits nicht, wer von uns beiden eigentlich den anderen abführte. Endlich begann der Schutzmann zu flehen:
»Och du, laß mich doch gehen! Was hab' ich dir denn getan? Ich wußte doch nicht, daß du vom Sowjet kommst...«
»Na, mag's denn sein, mach dich davon«, willigte ich gnädig ein.
Der Schutzmann lief erfreut auf seinen Posten, und ich, nicht minder mit dem Ausgang des Zwischenfalls zufrieden, beeilte mich, in die Stadt zu kommen.
Im Verlauf des Streiks war der 17. Oktober der kritische Tag. In der Stimmung der Menge wurde ein Anzeichen für einen baldigen Umschwung sichtbar. Auf allen Lippen war eine einzige Frage:
»Was weiter?«
Seit dem Beginn des Streiks in Moskau (auf der Moskau-Kasaner Eisenbahn) waren schon zehn Tage verflossen. Auch Petersburg streikte bereits den sechsten Tag. Aber ein Ergebnis war nicht zu sehen. Man hatte gestreikt, die Arme auf der Brust gekreuzt, alles zum Stillstand gebracht... Und was weiter? Überall Bajonette. An den Straßenecken prangte der Befehl Trepows. Die Regierung hatte alle Stellungen fest in der Hand behalten.
Sollte man den Streik als verloren anerkennen, zu den Werkbänken zurückkehren? Oder noch einen letzten Versuch machen? Ein solcher Versuch wäre nur als Kampf mit den Regierungstruppen denkbar gewesen ... Aber wie sollte man mit den bloßen Händen auf die Mauer der Bajonette losgehen? Und wenn keine entscheidende Schlacht geliefert werden sollte, was war dann von einem endlos in die Länge gezogenen Streik zu erwarten? Das Dilemma: Vormarsch oder Rückzug? Übergang zum bewaffneten Kampf oder Eingeständnis der Niederlage? — dieses grauenhafte Dilemma zeichnete sich immer deutlicher vor jedem ab, der den Gang der Ereignisse aufmerksam verfolgte und ihren Sinn zu verstehen versuchte. Aber in den Arbeitermassen war die Widerstandskraft nicht gebrochen.

Der Sowjet machte einen Versuch, zusammenzutreten. Da die Technische Hochschule, in der die ersten Sitzungen des Sowjets stattgefunden hatten, von Militär umstellt war, versuchte man, eine Sitzung in der Freien Ökonomischen Gesellschaft einzuberufen. Aber die Polizei jagte die Versammlung auseinander. Gegen Abend war es gelungen, die Versammlung in der Roschdestvenski-Geburtshelferinnenschule abzuhalten. Noch nicht hundert Delegierte erschienen. Nach einer Diskussion nahm man eine Resolution an:

»In Anbetracht dessen, daß

1. der gegenwärtige Streik keinen lokalen Charakter trägt, sondern das ganze Reich umfaßt;

2. der Kampf des Proletariats ganz Rußlands mit dem Zarismus zur Zeit sich so sehr verschärft hat, daß der gegenwärtige Generalstreik dem stürzenden Zarismus den entscheidenden Stoß versetzen kann;

3. in vielen Städten die Welle der proletarischen Bewegung ansteigt und die Einstellung des Streiks in Petersburg, angesichts der Bedeutung dieses Zentrums, die gesamtrussische Bewegung hemmen könnte,

hat der Petersburger Sowjet der Arbeiterdelegierten beschlossen, den Streik fortzusetzen.«

Welch ein Gegensatz zu den selbstsicheren, kampflustigen Resolutionen der ersten Tage!

So redet der Befehlshaber den Soldaten zu, welche die Stellung zu verlassen im Begriff stehen: an den benachbarten Frontabschnitten steht es nicht so schlecht wie bei uns; dort wird vielleicht der Feind geschlagen werden; wanken wir, so können wir die ganze Sache verderben — halten wir noch ein wenig aus.

In dieser Sitzung war ich nicht anwesend, weil zu derselben Zeit unser Rednerkollegium eine gemeinsame Sitzung mit Vertretern des Petersburger und des Zentralvorstandes abhielt. Wir versammelten uns im Konservatorium, der einzigen Hochschule, die bisher noch nicht für die Revolution »ausgenutzt« und deshalb in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober vom Militär noch nicht besetzt worden war. Die Sitzung fand statt

in einem geräumigen, hellen Zimmer. Etwa 25 Personen waren anwesend. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. In Erwartung des Vertreters des Zentralvorstandes saß man da und ließ kaum ein paar Worte fallen. Alle waren müde, erschöpft. Endlich erschien der Vertreter des Zentralvorstandes. Man empfing ihn kalt und mürrisch. Ohne sich durch diesen Empfang verwirren zu lassen, begann er mit der Wichtigkeit fast eines Ministers:

»Ich bin hierhergekommen, Genossen, um Sie mit dem letzten Beschluß des Zentralvorstandes bekannt zu machen und auch, um Ihnen Erklärungen zu allen Fragen unserer Politik zu liefern, die Sie interessieren könnten. Fragen Sie, ich bin bereit zu antworten.«

Ein Mitglied des Rednerkollegiums sagte darauf:

»Uns alle beschäftigt eine Frage. Einen Monat lang haben wir, gemäß Ihren Direktiven, vor den Massen die Aufforderung zum bewaffneten Aufstand wiederholt. Jetzt ist die Zeit des Aufstandes gekommen. Die Massen sind auf den Straßen und verlangen Waffen. Auf welche Waffenvorräte können wir rechnen?«

Die Handbewegung des Vorstandsvertreters ließ keine Hoffnung:

»Wir haben alles mögliche getan, aber Waffen haben wir nicht!«

»Was soll das heißen?«

»Sämtliche Revolver, die wir besaßen, haben wir Ihnen bereits übergeben.«

»Sie meinen die fünfunddreißig Brownings, die an die Agitatoren ausgegeben worden sind?«

»Jawohl! Mehr haben wir nicht!«

»Sie machen sich über uns lustig?«

»Durchaus nicht. Der Transport, auf den wir warteten, ist an der Grenze abgefangen worden ... Vielleicht werden wir etwas Quecksilber für Bombenzünder erhalten ... Das ist alles!«

»Warum haben Sie uns dies nicht früher gesagt? Wie konnten Sie uns anweisen, die Arbeiter zum bewaffneten Aufstand aufzufordern, wenn Sie genau wußten, daß Sie keine Waffen haben?«

»Wir hofften ...«

»Aber wird man Waffen durch Soldaten bekommen können?«

»Kaum. In den Truppenteilen, mit denen wir Verbindung haben, sind die Waffen abgenommen.«
»Dann wollen wir versuchen, Waffen aus den Waffenhandlungen zu kriegen!«
»Unmöglich: aus sämtlichen Handlungen sind alle Gewehre mit gezogenem Lauf auf die Festung in Sicherheit gebracht. Nur Schrotflinten für die Jagd hat man in den Geschäften gelassen. Wir dürfen uns nicht selbst betrügen: wir haben keine Waffen, werden auch keine kriegen.«
Bedrücktes Schweigen. Einer von uns gab der Meinung der ganzen Versammlung Ausdruck:
»Sie haben uns gegenüber die Rolle von Provokateuren gespielt und haben uns veranlaßt, dieselbe Rolle den Arbeitermassen gegenüber zu spielen.«
Der Vorstandsvertreter antwortete ruhig:
»Genossen, ich verstehe Sie. Es gibt Augenblicke, in denen wir alle äußerst unzufrieden mit uns selbst sind, unzufrieden miteinander, und unzufrieden mit der Führung. Es gibt Tage, in denen nur hoffnungslose Dummköpfe mit sich zufrieden sein können. Aber man darf nicht verzweifeln. Man muß die Arbeit fortführen und zu diesem Zweck für die Erhaltung des Parteiapparats sorgen.«
Er machte eine Pause und fragte uns:
»Sind Sie bereit, den Beschluß des Zentralvorstandes zu hören?«
»Nun, sprechen Sie!«
»Der Zentralvorstand ist sich bewußt, daß der Streik verloren ist. Wir haben allen Grund, zu erwarten, daß spätestens morgen in Petersburg Massenverhaftungen stattfinden werden. Höchstwahrscheinlich werden in erster Linie jene verhaftet werden, die in der letzten Zeit besonders im Vordergrunde gestanden haben, das heißt Genossen, auf deren Schultern die Last der Versammlungskampagne geruht hat. Der Zentralvorstand hat deshalb beschlossen, eine Umgruppierung der Funktionäre durchzuführen und namentlich sämtliche Genossen, die in der letzten Zeit in Petersburg in den Versammlungen gesprochen haben, in die Provinz zu schicken. Wir fordern Sie auf: die Pässe zu

wechseln, Ihr Äußeres möglichst zu verändern und sich nicht mehr in den Versammlungen zu zeigen.«
Ein Chor empörter Stimmen unterbrach den Vertreter des Zentralvorstandes:
»Das ist eine Gemeinheit!« schrie Abram.
»Dank Ihnen sind wir bereits zu Provokateuren geworden!« brauste ein anderes Kollegiumsmitglied auf: »Jetzt wollen Sie, daß wir noch Deserteure werden!«
»Übermitteln Sie dem Zentralvorstand unsere Antwort«, sagte ich: »Ihren Vorschlag empfinden wir als den Gipfel des Zynismus. Was auch kommen mag, wir bleiben auf unserem Posten.«
Der Vorstandsvertreter, der auf etwas Derartiges nicht gefaßt war, war bestürzt.
»Gut, gut«, wiederholte er: »Ich werde das übermitteln, wir bestehen nicht darauf, es war ein bloßer Ratschlag von unserer Seite...«
Es war schon Nacht, als wir auseinandergingen. Auf dem Platz vor dem Konservatorium und in den Straßen herrschte tiefe Dunkelheit. Kein lebendes Wesen, kein Laut... Die Luft war durchtränkt mit Todesschwermut.
Als wir uns trennten, drückten wir einander fest die Hand. Niemand wußte, was ihn morgen erwartete. Das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und der Niederlage lastete unerträglich schwer auf allen Herzen. Es schien, es gäbe keinen anderen Ausgang als den Tod.
...Dies war in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober, als der Zarismus schon kapituliert hatte vor dem Generalstreik, als das Manifest bereits unterzeichnet war!

Am Morgen des 18. Oktober ging ich, noch ehe ich irgend etwas vom Manifest wußte, in die Universität — dort, in der Mensa Academica, war unser Meldepunkt.
In den Straßen war es für die frühe Stunde ungewöhnlich belebt. Hie und da beflaggte Häuser. Zeitungsjungen laufen umher. Menschengruppen drängen sich vor weißen Plakaten an den Mauern. Droschken poltern.

Um unangenehme Begegnungen zu vermeiden, nahm ich eine Droschke, ließ das Verdeck hinüberziehen und gab die Adresse: »Universitätsstraße.«
Zwei Straßen weiter fragte ich meinen Kutscher:
»Warum sind denn heute soviel Menschen auf der Straße?«
»Man liest das Manifest. Über die Freiheit!«
So erfuhr ich von unserem Sieg!
Ich rief einen Zeitungsjungen, kaufte ein Extrablatt mit dem in Riesenlettern gedruckten Manifest und vertiefte mich in das Blatt. Der erste Eindruck war: ein Betrug, eine Falle!
Dies war auch der Eindruck aller, die dem Streik nahegestanden hatten. Wir alle empfanden mit voller Deutlichkeit, daß, wenn wir uns auch nur für einen Augenblick mit dem Manifest zufrieden geben würden, dies zur Niederlage der Bewegung, zum Sieg der Schwarzen Hundert, der Reaktion führen würde. Dagegen hatten alle, die der Bewegung ferngestanden hatten, das entgegengesetzte Empfinden: sie glaubten, das Manifest bedeute einen großen Sieg des Volkes und schaffe eine neue Grundlage für das politische Leben Rußlands; sie befürchteten, daß jeder Versuch, über die im Manifest verkündeten Grundsätze hinauszugehen, unheilvolle Folgen haben würde.
Dieser Unterschied in der Beurteilung der Lage läßt sich nicht allein daraus erklären, daß das Manifest den bürgerlichen Kreisen Konzessionen gemacht, den Arbeitern aber nichts gebracht hätte. Denn wenn alle Versprechen des Manifestes verwirklicht worden wären, so wäre auch das Proletariat, gemeinsam mit anderen Klassen, in den Genuß der Früchte dieses Sieges gelangt. Andererseits wären, falls der Zarismus seine Versprechen nicht erfüllte, die Forderungen der liberalen Kreise ebenso unbefriedigt geblieben wie die der Arbeiter.
Die Meinungsverschiedenheit in der Beurteilung des Manifestes hatte zweierlei Gründe: beide Richtungen schätzten nicht nur die erhaltenen Konzessionen verschieden ein, sondern auch die Realität der vom Zaren gegebenen Versprechen. Die Revolutionäre trauten diesen Versprechen nicht, die Liberalen trauten ihnen oder taten so, als ob sie ihnen trauten.

Es wäre heut allzu leicht zu beweisen, daß in diesem historischen Augenblick die Revolutionäre mehr Scharfblick an den Tag legten als die gemäßigten bürgerlichen Elemente, die das Manifest mit lärmendem Jubel aufnahmen. Aber ich möchte hier auf die psychologische Quelle dieses Scharfblicks hinweisen: nach dem, was wir am Vorabend erlebt hatten, fühlten wir die Schwäche der revolutionären Bewegung unmittelbar, wir fühlten die Notwendigkeit vorwärtszugehen, da wir wußten, daß unsere Kräfte nicht ausreichten, um die Stellungen zu halten, die der Feind in einem Augenblick der Panik verlassen hatte...
In der Mensa Academica fand ich eine improvisierte Versammlung vor. Ein liberaler Professor las auf dem Treppenabsatz das Manifest vor und erklärte, von jetzt ab trete Rußland in die Familie der freien, konstitutionellen Staaten ein. Die Studenten klatschten Beifall. Ich ergriff das Wort und versuchte zu beweisen, daß man der zaristischen Regierung nicht trauen könnte. Einer schrie:
»Zum Kasaner Platz!«
Man stürzte auf die Straße, zog von den Häusern die blauweißroten Nationalflaggen herunter, riß ihnen die blauen und weißen Streifen ab. Die auf diese Weise improvisierten »roten Fahnen« gatterten über der mit jedem Schritt anwachsenden Menge.
Wir passierten die Schloßbrücke, gingen mit »Nieder«-Rufen an dem vergoldeten Gitter des Winterpalastes vorbei. Als wir in den Newski-Prospekt einbogen, trafen wir auf eine andere Demonstration mit Nationalfahnen. Die blauweißroten Fahnen wichen aus, ließen uns vorbeiziehen. Man schrie uns sogar »Hurra« zu und schwenkte die Mützen zur Begrüßung.
Auf dem Kasaner Platz hielt man eine Versammlung ab. Die Redner sprachen von dem Vorplatz der Kirchentür, unter den Säulen, von den Schultern der Menge herab. Als erster sprach ein Offizier mit Kriegsauszeichnungen. Er schwenkte die Hände, schlug sich an die Brust, aber seine Worte waren nicht zu hören, genauer, man hörte nur das eine Wort »Port Arthur«, aber was er eigentlich von Port Arthur sagte, blieb unbekannt. Nach ihm sprach ich.

Die Menge überschwemmte den ganzen Platz bis zum Newski-Prospekt. Auf dem Prospekt fuhren Droschken und die Pferdebahnwagen. Der Lärm war so massiv, daß ich meine eigene Stimme nicht hören konnte, obwohl ich aus Leibeskräften schrie. Während der Rede fand ich Zeit zu bemerken, daß ich zu einem zufälligen Gemenge von Leuten sprach, die nicht von einer einheitlichen, festen Stimmung belebt waren. Hie und da leuchteten die blauweißroten Flecke der Fahnen. Es schien, daß auf einem Platz einige Dutzend einander fremder Gruppen wie von ungefähr zusammengekommen waren.
Ein paarmal kam es zum Beginn einer Panik. Aus verschiedenen Ecken des Platzes erscholl der Schrei:
»Kosaken!«
Und ein Teil der Menge suchte zu entfliehen. Ich bekam den sicheren Eindruck, daß immer ein und dieselben Menschen, in Ketten über den ganzen Platz zerstreut, schrien. Aber auch ohne ihre Anstrengungen war die Menge zur Panik geneigt: der brave Bürger, obwohl er sich über das Manifest freute und bereit war, dem Zarenwort zu trauen, erwartete doch, daß nach der Verkündung der Freiheit eine Katastrophe geschehen müßte — eine Schießerei oder ein Judenpogrom oder sonst etwas dergleichen.
Vom Kasaner Platz gingen wir zur Universität. Unterwegs riß man Trepows Patronenbefehl von den Mauern ab. Auf dem Schloßplatz begegneten wir einer Kosakenstreife — fünf bis sechs Mann im ganzen. Sie hielten an, nahmen die Gewehre in die Hand und machten zum Schuß fertig. Ich weiß nicht, ob das herausfordernder Mutwille und leere Drohung war, oder ob sie wirklich schießen wollten. Der Student, der die rote Fahne trug, lief an sie ganz heran und begann ihnen etwas zu erklären — wahrscheinlich, daß die Demonstrationen jetzt vom Zaren erlaubt wären. Die Kosaken ließen die Gewehre sinken, wendeten die Pferde und trabten in der Richtung zum Winterpalast fort. »Hurra«-Rufe schollen hinter ihnen her.
Auf dem Kai trug man drei Offiziere auf den Schultern, von denen einer mit wütender Energie sich zu befreien suchte — an-

scheinend machte die ihm erwiesene Ehrung ihm nicht das geringste Vergnügen.
Eine neue Versammlung in der Universitätsstraße. Die Redner sprachen vom Balkon der Universität. Sie zergliederten das Manifest, zeigten, man könnte seinen Versprechen nicht trauen. Ein Redner riß am Schluß seiner Ausführungen das Manifest in Stücke und warf die Papierfetzen in die Luft.
Inzwischen hatte sich schon die Menge, meistens Arbeiter, in die Universität ergossen und die Aula gefüllt. Dort hielt man eine Versammlung ab und nahm eine Resolution mit folgenden Forderungen an:
1. Volle politische Amnestie,
2. Abschaffung der Todesstrafe,
3. Schaffung einer Volksmiliz,
4. Rücktritt Trepows,
5. Zurückziehung der Truppen aus Petersburg.
Der 18. Oktober war einer der wirrsten Tage des wirren Jahres 1905. Vom Morgen bis zum späten Abend — Versammlungen, Reden, Demonstrationen, rote Fahnen, revolutionäre Aufrufe. Aber keine feste Stimmung in der Straßenmenge.
Das Leben schien die schwarzen Erwartungen der Bürger zu rechtfertigen. Am Morgen fielen die Kavalleriestreifen über die Fußgänger an der Technischen Hochschule her. Gegen Mittag feuerten Truppen vom Preobraschenskij-Regiment auf die Menge, die sich friedlich die Straße entlang bewegte. Am Abend schossen die Soldaten ohne jeden Anlaß auf die Arbeiter des Putilow-Werkes.
Am ergreifendsten war an diesem Tag die Forderung nach der Amnestie. Vielmals erscholl aus der Menge der Schrei:
»Zu den Gefängnissen! Zur Befreiung der politischen Gefangenen!«
Eine tausendköpfige Menge ging zum Gebäude der Roschdestvenski-Schule, wo der Sowjet der Arbeiterdelegierten tagte, und verlangte, daß der Sowjet die Führung der Demonstration übernehme, welche die Häftlinge befreien sollte.
Die Führer des Sowjets waren gegen dieses Vorhaben, sie be-

fürchteten, es würde mit einem nutzlosen Blutvergießen enden. Aber aus der Menge rief man immer wieder: »Zu den Gefängnissen! Unsere Genossen befreien!« Dann stellten sich die Vertreter des Sowjets (einer von ihnen war Trotzki) an die Spitze der Menge und führten sie — aber nicht zu den Gefängnissen, sondern in die Viertel, wo man verhältnismäßig gefahrlos manifestieren konnte. Als man an den Kasernen vorbeiging, blieb man stehen und forderte die Soldaten auf, auf die Straße zu kommen und sich der Kundgebung anzuschließen. Erst gegen Abend zog man zum Untersuchungsgefängnis. Aber den Teilnehmern der Manifestation fehlte die Entschlossenheit zum letzten Ansturm, und die Menge ging auf die Aufforderung der Führer auseinander, ohne das Gefängnis erreicht zu haben. Zu dem Beschluß der Führer, den Zug aufzulösen, trug viel die Einmischung des Verbandes der Ingenieure bei, der mitteilte, der Amnestieerlaß wäre bereits unterzeichnet und die politischen Häftlinge würden schon am nächsten Tag befreit werden.
Später gab es in den revolutionären Kreisen Petersburgs viel Streit über diese mißlungene Kundgebung. Die Bolschewiken versicherten, die Regierung und die Gefängnisverwaltung wären bereit gewesen, schon am 18. Oktober die politischen Gefangenen zu befreien, und hätten es auch getan, wenn die Menge mehr Entschlossenheit bekundet und zum Beispiel den Versuch gemacht hätte, die Gefängnistore zu sprengen. Die Menschewiken behaupteten dagegen, solch ein Versuch hätte eine Provokation bedeutet, denn in den Gefängnissen wären Truppenteile versteckt gewesen, die bereit waren, auf die Manifestanten zu schießen.
Am Abend beriet der Sowjet der Arbeiterdelegierten über die weitere Taktik — ob man den Streik fortsetzen oder einstellen sollte.
Der Sowjet tagte wieder in einer Klasse der Roschdestvenski-Schule. Der lange Raum mit seinen vielen engen Reihen von Bänken war drückend heiß, voll Tabakrauch, die Gesichter gingen in einem Nebel unter. Anwesend waren 248 Delegierte von 111 Betrieben. Alle entschlossen, kampflustig — keine Spur

war mehr von dem Wanken und Zweifeln, das am Vortage geherrscht hatte, übriggeblieben. Diese Stimmung der Betriebsvertreter stach auffallend ab von der nervösen, zur Panik neigenden Gemütsverfassung der Stadtbevölkerung. Die Berichte aus den Bezirken schilderten die Wirkung des Manifestes auf die Arbeitermassen: die Arbeiter glaubten den Zarenversprechungen nicht, sie maßen den angekündigten Reformen keine Bedeutung bei, aber sie waren alle zufrieden:
»Das Kläuschen hat Angst gekriegt!«
Die allgemeine Meinung war für Fortsetzung des Streiks. Nach den Berichten nahm der Sowjet einstimmig eine Resolution an, in der es hieß:
»... Das kämpfende revolutionäre Proletariat kann seine Waffen nicht aus den Händen legen, solange die politischen Rechte des russischen Volkes nicht feste Grundlagen erhalten haben, solange die demokratische Republik nicht eingeführt ist, die den besten Weg für den weiteren Kampf des Proletariats um den Sozialismus darstellt.«
Dann kamen die nächsten Forderungen der Streikenden: Zuallererst »vollständige Beseitigung jener Kräfte, mit deren Hilfe die zaristische Regierung das Volk niederhielt und erwürgte, nämlich: der ganzen Polizei, von oben bis unten; Entfernung der Truppen aus der Stadt; Schaffung einer Volksmiliz, zu welchem Zweck wir die Ausgabe von Waffen an das Proletariat fordern«.
Weiter — Amnestie, Aufhebung des Kriegszustandes und Einberufung einer Verfassunggebenden Nationalversammlung.
Dies war die erste offizielle Formulierung der Forderungen der Streikenden in Petersburg. Wäre sie acht Tage früher — nicht am Ende, sondern am Anfang des Streiks — verkündet worden, dann würde dieses Programm vielleicht jene nichtproletarischen Elemente abgestoßen haben, deren Unterstützung der Bewegung den Charakter einer allgemeinen Volksbewegung verliehen hatte. Aber eine spontane Volksbewegung beeilt sich nie, ihre Ziele in Worten festzulegen, meistens überläßt sie diese Arbeit den Geschichtsschreibern. Und darin liegt ihre Kraft.

Charakteristisch war der Schlußsatz der Resolution: »Der Streik wird weiter fortgesetzt, bis die Verhältnisse eine Änderung in der Taktik nötig machen.«
Die Änderung in der Taktik stellte man sich in zwei Formen vor: entweder Wiederaufnahme der Arbeit oder Aufstand. Die Wiederaufnahme der Arbeit, falls die Forderungen erfüllt würden; der Aufstand, falls der Zarismus nicht nachgeben würde. Als taktische Lösung stellte solch ein Beschluß den Gipfel des Leichtsinns dar, und ihn von diesem Standpunkt aus zu kritisieren, wäre nicht schwer. Aber der Sowjet war keine Streikleitung mit einer bewußten Taktik, er spiegelte nur die Stimmungen der Massen wider, aus denen er hervorgegangen war. Und diese Stimmungen waren am 18. Oktober derart, daß sie sich am besten durch Trompetenklänge und Siegeslieder wiedergeben ließen, wenn die Wirklichkeit zu solchen auch keinen Anlaß bot.
Indem ich den Reden der Arbeiterdelegierten im Sowjet zuhörte, fragte ich mich: Ist es nicht ein schwerer Traum gewesen, was wir gestern im Konservatorium und vorgestern in der Freien Ökonomischen Gesellschaft und vor der Universität erlebt hatten?

Ich konnte der Sitzung nicht bis zum Schluß beiwohnen, da ich mich beeilen mußte, in die Universität zu kommen. An diesem Tag kam zum erstenmal viel Militär in die Universität: Offiziere, Soldaten, Matrosen, Heeresbeamte. Ich weiß nicht, was sie zu uns in die Versammlung führte — ob die Aufforderung einer revolutionären Militärorganisation oder Neugier, oder ob sie in die Volksversammlung kamen, um über das Verhältnis zwischen Heer und Volk im freien Lande Klarheit zu gewinnen.
Man wies ihnen einen entlegenen Hörsaal zu und stellte Posten an den Türen auf, um Unbefugte fernzuhalten. Auf der Treppe mahnten Mitglieder des Studentenausschusses die militärischen Gäste zur Vorsicht und rieten ihnen, aus Vorsicht gegen etwaige Spitzel ihre Achselklappen mit Papier oder Taschentüchern zu verdecken.

Im ganzen kamen etwa 300 bis 400 Mann. Den Vorsitz führte ein Einjähriger mit einem feinen, intelligenten Gesicht. Die Versammlung äußerte den Wunsch, Vertreter der Parteien zu hören.
Von den Sozialrevolutionären sprach ein Student aus dem Kaukasus, derselbe, der am 15. Oktober die Universität zu verbarrikadieren vorgeschlagen hatte. Er sprach wie immer, in einem leidenschaftlich-agitatorischen Ton. Ein junger Soldat mit einem Kneifer, der auf der vordersten Bank saß, unterbrach ihn: »Die hierhergekommen sind, wissen, was sie riskieren, und brauchen keine Agitation. Wir sind hergekommen, um Anweisungen zu erhalten.«
Aber Anweisungen hatten wir gar nicht. Und als die Reihe an mich kam, konnte ich den Versammelten nur vorschlagen, unter den Mannschaften zu agitieren, sie für die Sache des Volkes zu gewinnen, regere Verbindungen miteinander zu unterhalten, aufgeklärte Elemente im Auge zu halten und bereit zu sein. Nur bei einer großen Naivität konnte man diese Allgemeinheiten als eine Antwort auf die qualvolle Frage hinnehmen: Was soll die Armee tun? Aber die Versammelten waren schon über solche »Anweisungen« froh.
Ich kann mich nicht mehr erinnern, was für eine Resolution angenommen wurde. Aber nach der Versammlung kamen auf mich drei Herren zu, alle drei bejahrt, beleibt, in sackähnlich formlosen Überröcken, alle drei sahen mehr Gymnasiallehrern ähnlich als Offizieren. Einer von ihnen sagte zu mir:
»Nun, Freundchen ... Um jeden Fehler zu vermeiden, darf man sich nicht selbst betrügen ... Jetzt wird man reden: die Armee ist mit dem Volke, die Armee ist mit der Revolution. Wie weit es noch bis dahin ist, mag Gott wissen. Unser sind hier zwar, wie es scheint, viele, aber das nützt wenig. Sie brauchen das aktive Militär, das in Reih und Glied steht und die Gewehre und Kanonen in Händen hat. Aber von dieser Sorte waren hier nicht einmal fünf Mann ...«
»Und die Matrosen, die Soldaten?« fragte ich erstaunt.
»Ach was, Schreibstubenfritzen waren das ... Nun, auch noch

Kompaniesanitäter, Spielleute... Genau solche Krieger wie wir hier: vom Militär haben sie nur die blanken Knöpfe. So ist es, Freundchen...«
Sie seufzten alle drei, schüttelten den Kopf und wandten sich zum Ausgang.

Am 19. Oktober legte sich die Aufregung in Petersburg von selbst. Es gab weder Straßendemonstrationen noch Versammlungen. Niemand störte sich daran, daß an den Straßenecken neben dem Zarenmanifest über die Freiheiten auch Trepows Patronenbefehl klebte. Die Stimmung der Einwohner war über Nacht umgeschlagen: an die Stelle des mit Unruhe gemischten Jubels trat eine hoffnungslose Verzagtheit. Die Angst wurde größer. Von den Arbeitern, von dem Sowjet der Arbeiterdelegierten sprach man mit Achtung (müssen wohl tollkühne Kerls sein), aber schon ohne Begeisterung — man erwartete von ihnen nichts Gutes.
Der Streik dauerte fort. Die Zeitungen erschienen nicht, die Eisenbahnen lagen still. Aber Petersburg war doch nicht mehr vom übrigen Rußland abgeschnitten wie vor dem Manifest. Und aus ganz Rußland, aus allen Ecken und Enden flogen nach der Hauptstadt Nachrichten von blutigen Pogromen.
In den Fabrikvierteln traute man diesen Nachrichten nicht oder maß ihnen vielleicht keine Bedeutung bei. Hier gab es weder Mutlosigkeit noch Besorgnis um den morgigen Tag. In den Straßen brodelten hier aufgeregte Menschenmengen, Gruppen von Arbeitern lasen laut die Nachrichten des Sowjets der Arbeiterdelegierten vor. Der Sowjet war hier auf dem Höhepunkt seines Ruhmes — die Arbeiter sahen in ihm ihren Führer. Seine Resolutionen sowie die Artikel in seinen »Nachrichten« wurden wie Befehle aufgenommen.
Aber in Wirklichkeit hatte sich der Streik schon überlebt. Bis zur Republik streiken zu wollen, wie es der gestern angenommenen Resolution entsprochen hätte, wäre eine offensichtliche Sinnlosigkeit gewesen. Ebenso sinnlos wäre es gewesen, streiken zu wollen bis zum Rücktritt Trepows oder bis zur Zurückziehung

der Truppen aus Petersburg. Um den Streik herum begann sich schon allmählich ein luftleerer Raum der öffentlichen Abneigung zu bilden.
Am Abend versammelte sich wiederum der Sowjet in der Roschdestvenski-Schule. Anwesend waren 132 Delegierte von 74 Betrieben. Auch viele Vertreter der revolutionären Parteien wohnten als Gäste der Sitzung bei.
Die Berichte aus den Betrieben zeugten davon, daß die Arbeiter noch nicht ihr letztes Pulver verschossen hatten, daß sie bereit waren, weiterzustreiken. Aber aus anderen Städten liefen beim Vollzugsausschuß des Sowjets Nachrichten von der Wiederaufnahme der Arbeit ein. Insbesondere ging Moskau wieder an die Arbeit. Der Eisenbahnverkehr lebte auf. Unter dem Einfluß dieser Nachrichten beschloß der Sowjet, den Streik abzubrechen, aber so, daß der Abbruch bei niemandem die Vorstellung von einer Niederlage der Arbeiter oder von ihrer Bereitwilligkeit, sich mit dem Almosen vom 17. Oktober zu begnügen, erwecken könnte: am 20. Oktober sollten in sämtlichen Fabriken Arbeiterversammlungen stattfinden, die den politischen Sinn des abgeschlossenen Kampfes klarmachen sollten; die Arbeit sollte erst am 21. Oktober und nicht auf den üblichen Ruf der Fabriksirene, sondern überall zu gleicher Zeit zu der vom Sowjet festgesetzten Stunde, Schlag 12 Uhr mittags, beginnen.
In der vom Sowjet angenommenen Resolution hieß es:
»In Erwägung, daß die Arbeiterklasse, gestützt auf die erreichten Siege, sich auf das beste organisieren und für den endgültigen Kampf um die Einberufung der Verfassunggebenden Nationalversammlung auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zur Erreichung der vollen Volksherrschaft bewaffnen muß, beschließt der Sowjet der Arbeiterdelegierten, am 21. Oktober, um 12 Uhr mittags, den politischen Generalstreik zu beenden, aber mit der Maßgabe, daß er bei geänderter Lage auf den ersten Ruf des Sowjets zum weiteren Kampf wieder aufzunehmen ist.«
Aus dem Dilemma von gestern — Einstellung des Streiks oder seine Umwandlung in einen bewaffneten Aufstand — war also

ein Ausweg gefunden: Abbruch des Streiks zwecks Vorbereitung zum Aufstand.
Ein rein papierner Ausweg, aber ein sehr charakteristischer für das Denken in den Oktobertagen: der Streik wurde damals aufgefaßt als ein Prolog zum Aufstand, und der Aufstandsidee wurde die ganze Taktik untergeordnet — die Erklärung des Streiks wie sein Abbruch.
Mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte die Versammlung die Frage der Beendigung des Streiks der Buchdrucker. Der Vorsitzende des Sowjets, Chrustalew, der zugleich im Sowjet den Buchdrucker-Verband vertrat, schlug vor, nur solche Zeitungen erscheinen zu lassen, deren Redakteure sich verpflichten würden, »in revolutionärer Weise« die Pressefreiheit einzuführen, d. h. es ablehnen würden, ihre Veröffentlichungen der Zensur vorzulegen. Nichts konnte besser der augenblicklichen Stimmung entsprechen: die Rolle des Proletariats als der Vormacht der allgemeinen Befreiungsbewegung wurde unterstrichen und ein Anschein wirklicher Erfolge geschaffen, die über die leeren Versprechungen des Manifestes hinausgingen.
Daraus erklärt sich die Begeisterung, mit welcher der Vorschlag Chrustalews aufgenommen wurde. Fast ohne Debatte nahm der Sowjet einstimmig folgende Resolution an:
»Der Sowjet der Arbeiterdelegierten beschließt, daß nur diejenigen Zeitungen erscheinen können, deren Redakteure die Zensurbehörde ignorieren und ihre Nummern der Zensur nicht vorlegen, und die überhaupt so verfahren wie der Sowjet bei der Veröffentlichung seiner Zeitung. Deshalb werden die Setzer und die anderen am Erscheinen der Zeitungen beteiligten Genossen Arbeiter in den Druckereien erst dann die Arbeit aufnehmen, wenn die Redakteure die Freiheit der Presse erklären und durchführen. Bis dahin müssen die Genossen Zeitungsarbeiter weiterstreiken, und der Sowjet wird alle Maßnahmen ergreifen, um Mittel zur Auszahlung des Lohnes an die Streikenden ausfindig zu machen.
Zeitungen, welche sich diesem Beschluß nicht unterwerfen, werden bei den Zeitungsverkäufern beschlagnahmt und ver-

nichtet. Die Druckereien und die Maschinen werden zerstört, und Arbeiter, welche sich dem Befehl des Sowjets der Arbeiterdelegierten nicht fügen, werden boykottiert.«
Der abschließende Teil der Resolution rief in der Versammlung besonders stürmische Äußerungen des Entzückens hervor. Aber der Sowjet kam nicht in die Lage, die in seiner Resolution ausgesprochene Drohung wahr machen zu müssen: gerade zu derselben Zeit beschloß der Verband der Redakteure der periodischen Veröffentlichungen, die Zensur nicht zu beachten, und dadurch wurde einem Konflikt zwischen den Druckereiarbeitern und den Redaktionen vorgebeugt.

Vom 20. Oktober an stand Petersburg im Zeichen der Massenversammlungen in den Betrieben. Streng genommen hatten die Betriebsversammlungen zugleich mit dem Streik begonnen, aber erst am 20. Oktober wurden die Versammlungen in sämtlichen Betrieben zu gleicher Zeit mit einem und demselben Programm abgehalten. Diese neue Art der Versammlungen gefiel den Arbeitern, seitdem lockten sie die Versammlungen in den Hochschulen nicht mehr. Lohnte es sich, sieben Kilometer zu einer Versammlung zu laufen, wenn man dieselben Reden derselben Redner bei sich, auf dem Hof der Fabrik oder in der Werkstatt hören konnte? Und dazu kam noch dies: in die städtische Versammlung kamen selten sämtliche Arbeiter eines Betriebes, meistens blieben die »Unaufgeklärten« zu Hause; wenn man dagegen die Versammlung bei sich veranstaltete, konnte man damit rechnen, daß alle kommen würden, ohne jede Ausnahme, die Fortgeschrittenen wie die Rückständigen.
Die Umwandlung der Versammlungen hatte wichtige politische Folgen. Seit dem Tage, als die Fabrikarbeiter begannen, sich in den Betrieben zu versammeln, gingen den städtischen Versammlungen ihre revolutionärsten und beständigsten Teilnehmer verloren; zu gleicher Zeit verließen die bisherigen Redner die städtischen Tribünen und wurden von neuen Personen, die früher geschwiegen hatten, abgelöst; immer lauter erschollen in der Stadt gemäßigte liberale Reden.

Mit anderen Worten: stellte vor dem Oktoberstreik die Arena des politischen Lebens eine Versammlung dar, auf der die Fabrikarbeiter der Zahl nach und geistig vorherrschten, so bildeten sich jetzt gleichsam zwei Kurien, eine proletarische und eine bürgerliche, und ihr Leben floß von nun ab in zwei getrennten Strombetten dahin.
Die Universitätsversammlungen entsprachen der Zeit, wo das Proletariat die Vormacht der Befreiungsbewegung des ganzen Volkes war. Die Betriebsversammlungen bedeuteten den Beginn der unheilvollen Vereinsamung der Arbeiterschaft.
Die Betriebsversammlungen setzten also am 20. Oktober richtig ein. An diesem Tag besprach man in allen Fabriken den Beschluß des Sowjets, den Streik abzubrechen. Am 21. Oktober versammelten sich die Arbeiter wieder, um noch einmal vor der Wiederaufnahme der Arbeit die Redner zu hören. Der 22. Oktober war Samstag — die Betriebe luden wiederum die Redner ein.
Zum Erfolg der Versammlungen an diesem letzten Tag trug nicht wenig bei, daß in den Fabriken die Amnestierten erschienen, die am Vorabend aus den Gefängnissen freigelassen worden waren: das war ein lebendiger Beweis für den Sieg des Proletariats. Am 23. Oktober, am Sonntag, fanden auf Beschluß des Sowjets überall Versammlungen zur Ehrung der am 18. Oktober erschossenen Arbeiter vom Putilow-Werk statt. Im Laufe der nächsten Tage hatte man mit einer Reihe von wirtschaftlichen Fragen zu tun: mit der Einführung des Achtstundentages, der Stillegung der Betriebe, der Hilfe für die Arbeitslosen. Dann kamen beunruhigende Nachrichten aus Kronstadt, man mußte sie besprechen. Darauf (am 2. November) begann ein neuer Streik, und die Versammlungen folgten einander täglich. Nach der Beendigung dieses Streiks erhob sich drohend die Frage der Aussperrung, und neue Versammlungen folgten.
Auf diese Weise gingen die Versammlungen in Petersburg ununterbrochen bis zur zweiten Hälfte des November vor sich. Äußerlich unterschieden sie sich sehr von denen in der Universität. Eine einheitliche Menge, durchweg Arbeiter eines einzigen Betriebes. Nur selten waren Vertreter der Betriebsverwal-

tung und des technischen Personals dabei, eine abgesonderte Gruppe von schweigsamen, korrekten Gästen. Mehr Ordnung, mehr Würde war jetzt in der Führung der Versammlung als Anfang Oktober in der Stadt. In jedem Betrieb ein ständiger Vorsitzender, der meistens das volle Vertrauen der Kollegen genoß. Bei der Eröffnung der Versammlung setzte man die Tagesordnung fest. Man führte eine Rednerliste. Es gab weder Lärm noch Streitigkeiten.
In den großen Betrieben unterstützte die Umgebung selbst die Feierlichkeit der Versammlungen: für die Redner waren hohe Tribünen eingerichtet und mit rotem Stoff bezogen. Betriebsfahnen wurden hergestellt, häufig prunkvoll, aus rotem Samt, mit goldenen Aufschriften, mit Brokatsäumen, mit schweren Fransen. Aber auch Versammlungen, die in einfachen Werkstätten abgehalten wurden, trugen das Gepräge des Feierlichen. Der Redner sprach hier von einer hohen Werkbank, durch die Luft schlingen sich Treibriemen, das Eisen dröhnt unter den Füßen der Menge, ringsherum gleich Kriegsgeschützen oder riesigen Katapulten stehen Maschinen.
In einigen Betrieben veranstaltete man die Versammlungen in der Werkskirche, zwei- oder dreimal hatte ich solche Versammlungen abzuhalten: ringsherum Heiligenbilder, Kirchenfahnen; hie und da flimmernde Lichter; Frauen, die zum Altar drängen, sie lauschten dem Redner mit demselben naiven Glauben, mit dem sie sonst der Messe zuhörten. In ihrer Vorstellung war die Versammlung auch eine Art Gottesdienst, ein Gebet, nur nicht für den Zaren, sondern gegen den Zaren.
Einmal umringten mich nach einer Versammlung in der Kirche der Stieglitzschen Fabrik die Arbeiterinnen und dankten mir für das »gute Wort«, wobei ein bejahrtes Mütterchen immerfort ganz in Tränen sagte, ich hätte »besser als der Vater Nikolaj« gesprochen.
In den Betrieben war die Menge auf eine andere Weise naiv, ihre Naivität gab sich in der Begeisterung kund, mit der alle revolutionären Losungen von ihr aufgenommen wurden, sogar die widerspruchsvollen.

Mit dem Übergang der Versammlungen in die Arbeitervororte ließ der Strom des revolutionär-politischen Lebens die proletarischen Schichten in der eigentlichen Stadt (nicht der Vororte) abseits liegen. Die Fabrikarbeiter waren in ihrem Sowjet vereinigt und schöpften daraus ihre Kraft. Die Arbeiter der Kleinbetriebe, die Handwerker, die Handlungsgehilfen blieben außerhalb dieses Zusammenschlusses, ihm beitreten konnten sie nur dann, wenn sie sich nach Berufen organisierten.
Die Tendenz zur beruflichen Organisierung, die schon lange vorher in Petersburg zu merken war, verstärkte sich nach dem Oktoberstreik, und zwar besonders bei jenen proletarischen Gruppen, die im Sowjet nicht vertreten waren.
Eine intensive gewerkschaftliche Organisierungsarbeit setzte ein. Unsere Partei nahm an dieser Arbeit fast keinen Anteil, ihre Kräfte waren von den Fabrikbezirken voll in Anspruch genommen. Aber ich persönlich trat in enge Beziehungen zu dem damals im Entstehen begriffenen Verband der Handlungsgehilfen, und diese Verbindung hielt ich auch später, bis zu meiner unfreiwilligen Abreise aus Petersburg, aufrecht.
Ich war den Handlungsgehilfen zufälligerweise nahe getreten. Man lud mich einmal ins Theater auf der Wassilij-Insel ein, wo die Handlungsgehilfen versammelt waren, um die Fragen der Feiertagsruhe und der Verbandsorganisation zu besprechen. Die Versammlung war gut besucht, lebhaft, einmütig.
Zu Beginn wandte sich ein Handlungsgehilfe mit intelligentem Gesicht, gut gekleidet und schon nicht mehr jung, an die Versammlung mit der Aufforderung, sich von den Sitzen zu erheben, um das Andenken der ... Dekabristen zu ehren*. Alle standen ehrfürchtig auf, standen eine Minute lang schweigend da und setzten sich wieder. Dann schlug der Redner vor, das Andenken Scheljabows und der Sofia Perowskaja** zu ehren. Man stand wieder auf und setzte sich wieder hin. Dann eine

* Teilnehmer an der Militärverschwörung im Jahre 1825, deren Ziel die Einführung der konstitutionellen Verfassung in Rußland war.
** Helden der revolutionären Bewegung des Endes der siebziger Jahre. Hingerichtet als Mörder Alexanders II. Dieses Attentat hatte Scheljabow vorbereitet und nach dessen Verhaftung Sofia Perowskaja ausgeführt.

neue Aufforderung: das Andenken von Kaljaew* zu ehren. Dann folgte die Aufforderung zur Ehrung des Andenkens der am 9. Januar Gefallenen und zum Schluß der am 18. Oktober Erschossenen. Nachdem der Redner diese kultische Handlung ausgeführt hatte, verließ er, ohne ein Wort hinzuzufügen, die Tribüne.
Nach ihm trat ein Mann von richtiger Ladendienereleganz auf und begann vom Leben der Handlungsgehilfen zu sprechen. Er sprach mit tiefem Gefühl und ansteckender Leidenschaft. Noch bei einigen anderen Personen fühlte man eine politische Ader sowie den Willen und die Fähigkeit, sich in die ungewohnte Arbeit hineinzudenken, ja sogar eine gewisse Vorbereitung für diese. Und diese Arbeit war ungeheuer groß: man zählte in Petersburg etwa zweihunderttausend Handlungsgehilfen, fast ebensoviel wie industrielle Arbeiter, und ihr gewerkschaftlicher Zusammenschluß bot eine sehr schwere Aufgabe dar. Aber die Veranstalter der Versammlung hatten einen fertigen Plan: sie wollten der ganzen Arbeit den Kampf um die Feiertagsruhe zugrunde legen, eine Forderung, welche die ganze Angestelltenschaft aufrütteln und vereinigen konnte und die noch dazu ziemlich leicht zu verwirklichen war. Zugleich mußte die Organisationsarbeit vor sich gehen: zuerst dachte man an die Vereinigung der Marktgehilfen, und diese geschlossenen Gruppen sollten zu Anziehungszentren für die Handlungsgehilfen der benachbarten Straßen werden.
Die Führer der Handlungsgehilfenbewegung, die ich auf dieser Versammlung kennenlernte, baten mich, ihnen bei der Ausarbeitung eines Entwurfes des Verbandsstatuts, bei der Abfassung der Aufrufe und bei der Veranstaltung von Werbeversammlungen zu helfen. Zuerst wehrte ich mich dagegen, da ich ohnedies überlastet war. Aber in der Parteiorganisation beschloß man, den Einfluß der Partei auf den Handlungsgehilfenverband durch mich zu sichern, und ich mußte mich fügen.
Auf diese Weise wurde ich, ohne meine Agitationsarbeit in den Betrieben aufzugeben, in das Werk der Organisierung der An-

* Sozialrevolutionär, der den Großfürsten Ssergej in Moskau getötet hatte.

gestellten hineingezogen. Dabei kam ich auch mit anderen beruflichen Gruppen zusammen: Bäckern, Schneidern, Silber- und Goldschmieden. Überall ein leidenschaftliches, ungeduldiges Streben nach Zusammenschluß. Überall wurde dieser nicht bloß als Mittel betrachtet, um Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung oder andere materielle Vorteile durchzusetzen, sondern als Weg zum Licht, zum Wissen, zur menschlichen Erneuerung. Die kulturellen Tendenzen hatten nicht allein über die wirtschaftlichen, sondern auch über die revolutionär-politischen Strömungen die Oberhand.

Die Führer der jungen Gewerkschaftsbewegung hatten etwas Angst vor der »Politik«. Sie wollten jedenfalls nicht, daß ihre Arbeit zum »Ausnutzungsobjekt« der revolutionären Parteien werde. Aber selbst die gemäßigtsten Gewerkschafter sahen eine der grundsätzlichen Aufgaben der Vereinigung in der sozialistischen Propaganda, in der politischen Erziehung der Massen durch Vorträge, Broschüren, Zeitungen usw.

Das Streben nach Zusammenschluß erfaßte Ende Oktober auch solche Berufe, die bisher der Arbeiterbewegung sehr fern gestanden hatten. Ich konnte mich davon überzeugen unter Umständen, von denen ich etwas ausführlicher erzählen will.

Eines Tages wurde ich aus der Sitzung des Sowjets in die Halle hinausgerufen. Ein Genosse aus dem Petersburger Vorstand fragte mich mit vielsagender Miene:

»Können Sie morgen gegen fünf Uhr auf einer Versammlung sprechen? Eine verantwortungsvolle Sache. Vergessen Sie nicht, für alle Fälle den Revolver mitzunehmen.«

»Was ist denn das für eine Versammlung?«

»Wir wissen eigentlich selbst nicht recht. Vielleicht überhaupt eine Falle ... Näheres werden Sie auf der Meldestelle erfahren.«

»Aber wer veranstaltet die Versammlung?«

»Polizeibeamte, Revieraufseher, Polizeileutnants. Es geht dort was vor. Sie haben gebeten, Parteiredner hinzuschicken. Das ist sehr wichtig. Der Vorstand hat beschlossen, Sie und Nikolaj zu schicken. Wollen Sie hinfahren?«

»Nennen Sie die Meldestelle.«
Ich war nicht besonders erstaunt über die Polizeiversammlung, da im Jahre 1905 schon einige ähnliche Versammlungen stattgefunden hatten: im Januar, zur Zeit des Generalstreiks, traten die Rigaer Polizeibeamten mit wirtschaftlichen Forderungen und mit Streikdrohungen hervor; im Juni berichteten die Zeitungen von Aufrufen, welche die »aufgeklärten Polizisten« von Baku und Moskau erlassen hatten; im Oktober liefen Gerüchte von einem ausgebrochenen oder noch in Vorbereitung befindlichen Streik der Polizei in Polen um. In unserem Falle war neu und originell nur, daß die Polizeibeamten für ihre Versammlung eine Parteiorganisation um Redner ersuchten.
Die Meldestelle war ganz draußen im Elektrizitätswerk am Obwodnyj-Kanal, wo ich nach dem Hauptingenieur fragen sollte. Gegen vier Uhr war ich mit Nikolaj zur Stelle. Man führte uns ins Büro des Ingenieurs. Wir nannten ihm das Erkennungswort. Der Ingenieur schloß die Tür fest, rückte den Sessel hin und sagte:
»Ich habe dem Vorstand die Einladung übermittelt, weiß aber selber nicht, worum es sich handelt. Jedenfalls fahre ich mit Ihnen hin.«
Er nahm aus der Schublade des Schreibtisches ein Mauser-Gewehr und steckte es entschlossen hinter den Hosengürtel.
»Wie haben Sie von der Versammlung erfahren?« fragte ich.
»Wir haben einen Angestellten, einen gewissen Trofimow, von dem geht das aus.«
»Was ist das denn für ein Mensch?«
»Wie soll ich das sagen? Ich habe ihn immer für einen Rechtsradikalen angesehen. Wenn es sich darum handelte, für ein Heiligenbild zu sammeln oder einen Gottesdienst für den Zaren zu veranstalten, war er immer der erste bei der Sache. Auch mit der Polizei ist er sehr vertraut. Aber stellen Sie sich vor, in der letzten Zeit schlug er nach links um, ist so ein Demokrat geworden ...«
»Vielleicht ist er vom Spitzel zum Provokateur befördert worden?«

»Vielleicht! Sie werden gleich selbst sehen.«
Er klingelte und sagte dem erschienenen Wächter:
»Der Trofimow soll herkommen.«
In das Zimmer rollte ein Mann, nicht mehr jung, rundlich, weich, mit rosigem, lächelndem Gesicht, mit hellem Schnurrbart und Bart, ein süßlicher Leisetreter.
»Aus dem Parteivorstand«, sagte ihm der Ingenieur, indem er auf uns zeigte, »von der Organisation der Bolschewiken.«
»Ich bin entzückt, ganz entzückt«, begann fast singend Trofimow. »Und wie die Herren von der Polizei sich freuen werden, ist gar nicht wiederzugeben. Jetzt wird unsere Sache in Gang kommen ... Ein Verband der Polizeiaufseher und -beamten! Der alte Traum der besten Männer in der hauptstädtischen Polizei. Heute, meine Herren, ist ein historischer Tag — wir legen den ersten Grundstein.«
»Wo findet die Versammlung statt?«
»Ich werde Sie begleiten.«
»Werden viele kommen?«
»Etwa fünfzig Mann.«
»Nicht mehr? Nun, fahren wir!«
Wir machten uns auf den Weg. Trofimow holte eine Droschke und sagte zum Kutscher:
»Anitschkin-Brücke!«
An der Brücke entließ er den Kutscher und führte uns den Newskij-Prospekt entlang auf das Admiralitätsgebäude zu. Er rollte so rasch auf seinen kurzen Beinen nach vorwärts, daß wir ihm kaum nachkommen konnten. Plötzlich huschte er irgendwohin nach unten, in einen Keller. Ich hinter ihm her. Ein Weinkeller. Trofimow sah sich um, warf einen Blick in das Nachbarzimmer, dann — zur Theke hin:
»Wo ist die Polizei?«
»Sie sind in den Karawanen-Gasthof gegangen«, antwortete der Verkäufer: »Hier gefiel es den Herren nicht.«
Wir kehrten auf den Newskij-Prospekt zurück, gingen einige Schritte weit, bogen in eine Seitenstraße ein und traten nach Trofimow in den Eingang eines Hotels.

»Wo ist die Polizei?«
»Alle Herren sind schon versammelt«, antwortete ein Bursche mit weißer Schürze: »Die Herrschaften warten auf Sie, sie haben befohlen, Sie hinzubringen.«
Er führte uns durch endlose Gänge, treppauf, treppab. Endlich hielten wir vor einer geschlossenen Tür.
»Bitte schön, hier ist's.«
Der Diener klopfte vorsichtig, auf eine besondere Art. Wir traten ein in ein Gasthauszimmer der gewöhnlichen Art. Hinter einem Vorhang eine riesige zweischläfrige Bettstelle. Zwei Fenster auf die Straße. Spiegel und Öldrucke an den Wänden. Fast der ganze Raum zwischen dem Bett und den Fenstern erfüllte ein langer Tisch. Rings um den Tisch herum Menschen in Polizeiuniform, alle mit umgeschnallten Säbeln. Ernste, angestrengte Gesichter.
Trofimow flatterte scharwenzelnd auf die näher an der Tür Sitzenden zu.
»Da sind wir ... Die Herren Zivilisten haben es nicht abgelehnt, unserer Sache zu helfen ... Vom Petersburger Parteivorstand, von den Bolschewiken ...«
Eiskalt die Antwort:
»Nehmen Sie Platz, meine Herren!«
Wir legten unsere Mäntel aufs Bett und nahmen die uns zugewiesenen Plätze ein — ich und Nikolaj einander gegenüber an einem Ende des Tisches, am Fenster, der Ingenieur und Trofimow am entgegengesetzten Ende, am Bett.
Schweigen. Endlich wandte sich ein Revierbeamter, ein kleiner, schwächlicher Mann mit rasiertem Kinn und mit langem rotem Schnurrbart, an uns:
»Meine Herren Zivilisten! Entschuldigen Sie die Störung, aber unsere Lage ist eine ganz besondere; ich erlaube mir es, Ihnen zu sagen als ein Beamter im Staatsdienst. Sehr streng ist es bei uns ... Da wir nicht das Vergnügen haben, Sie zu kennen, ist es für uns nicht ungefährlich, mit Ihnen zu reden. Also bitte schön, Ihren Vor- und Zunamen und Wohnort ...«
Mein Nachbar, ein Mensch mit intelligentem Gesicht und sil-

bernen Achselstücken (ein Polizeileutnant, wie ich später erfuhr), runzelte die Brauen und bemerkte:
»Das ist gänzlich unangebracht.«
Aber Nikolaj nahm schon seine Visitenkarte heraus und legte sie auf den Tisch. Ich folgte seinem Beispiel. Die Visitenkarten wanderten von Hand zu Hand um den Tisch herum. Nachdem sie unsere Namen gelesen hatten, lächelten einige von den Revierbeamten liebenswürdig und sagten zu uns:
»Sehr erfreut, die Bekanntschaft zu machen.«
Andere schwiegen. Die Versammlung wollte offensichtlich nicht in Gang kommen. Endlich sagte entschlossen ein dicker, massiv gebauter Mann, der dicht an der Tür saß:
»Erlauben Sie mir, zu sagen ...«
Man wehrte mit den Händen ab:
»Schweig lieber. Was kannst du, Safronow, sagen?«
»Das will ich sagen, was wir alle auf dem Herzen haben. Laßt mich reden!«
»Nun gut, rede nur.«
Safronow erhob sich.
»Nun, meine Herren, sind wir endlich versammelt. Und die Herren Zivilisten sind bei uns. Aber zu einem Gespräch kommen wir doch nicht. Warum? Darum, weil jede Sache ihre Ordnung haben muß. Habe ich nicht recht? Ordnung muß sein! Also man muß zuerst etwas trinken, dann einen Imbiß nehmen, und erst zuallerletzt, wenn wir die Herren Zivilisten besser kennengelernt und die Herren Zivilisten sich an uns gewöhnt haben, zuallerletzt werden wir uns unterhalten.«
»Sehr richtig!« bestätigten die Polizeibeamten.
»Famos, der Safronow! Gerade den Nagel auf den Kopf getroffen!«
Der Redner setzte sich bescheiden. Man rief den Kellner. Eine Zeitlang verhandelte man über Getränke und Imbiß. Endlich entschied man sich:
»Bring alles her, was da ist!«
Auf dem Tisch erschienen ein Tablett mit Flaschen aller Farben jeden Kalibers, zwei riesige Platten mit Speisen. Auch Teller,

Schnaps- und Weingläser kamen. Zuerst trank und aß man schweigend. Dann sagte mein Nachbar mit den silbernen Achselklappen:
»Nun, meine Herren, es ist Zeit, an die Sache heranzutreten. Herr Lissevitsch, ich bitte Sie, zu berichten.«
Der Revierbeamte mit dem roten Schnurrbart räusperte sich, zog seine Uniform und den Säbel zurecht und begann:
»Meine Herren Zivilisten! Wir sind Staatsbeamte und müssen unserer Bestimmung entsprechen. Aber es steht uns ein ganz geringes Gehalt zu, so daß wir einfach davon nicht leben können, das erkläre ich Ihnen rund heraus. Nehmen Sie mich zum Beispiel: ich bin ein gebildeter Mensch — ich halte mir eine Zeitung, meine Frau spielt Klavier, die Tochter besucht das Gymnasium. Und geht das bei vierzig Rubel monatlich? Nun, ich vermiete ein Zimmer, habe einen Untermieter genommen und, entschuldigen Sie, muß selber ihm den Samovar stellen und ihm die Stiefel putzen. Das, wo ich im Staatsdienst bin! Ein Beamter! Bei anderen ist es noch schlimmer, wenn sie viele Kinder haben... Was braucht man da noch ein Hehl daraus zu machen, daß manche von uns von auswärts Zuschüsse erhalten, sagen wir Dankgelder nehmen...«
»Du selber nimmst wohl nicht?« brummte eine unzufriedene Stimme.
Aber Safronow bemerkte gutmütig:
»Ach was! Alle nehmen wir. Wer kann vom Gehalt leben? Es ist ja lächerlich!«
Lissevitsch fuhr fort:
»Das Gehalt, das ist der erste Punkt, aber es gibt noch andere vorgemerkte Umstände. Hin und her haben wir überlegt, endlich haben wir beschlossen, uns selber zu helfen. Einen Verband oder einen eigenen Sowjet müßten wir bilden oder so etwas, was? Und dann die Petition an den General selbst*! Nun wissen wir aber nicht, wie die Sache anzupacken ist, und unsere ganze Hoffnung, meine Herren Zivilisten, sind Sie; sagen Sie uns, was wir tun sollen!«

* ‚General' nannten die Polizeibeamten den Stadthauptmann Trepow.

Ich antwortete, daß die Idee der Gründung eines Polizeibeamtenverbandes mir ganz vernünftig erschiene, daß im Ausland solche Verbände schon längst beständen, daß die Polizeibeamten ihrer materiellen Lage nach der unbemittelten Bevölkerung angehörten und mit den anderen Werktätigen Hand in Hand gehen müßten.
Meine Rede (besonders der Hinweis auf Europa) fand Beifall: von allen Seiten wurden mir Schnapsgläser entgegengestreckt; man drängte sich, um mit mir anzustoßen und auf meine Gesundheit zu trinken: diese Geste ersetzte hier das Händeklatschen in den Fabrikversammlungen.
Nikolaj schlug vor, die neuen Gehaltssätze auszuarbeiten.
»Ich beantrage«, sagte er, »für die Revierbeamten zweihundert Rubel monatlich.«
Einwände wurden laut:
»Das ist zu viel! Da wird der General mit uns gar nicht reden wollen.«
Nach langen Auseinandersetzungen beschloß man, daß beim Eintreten in den Dienst der Revierbeamte ein Gehalt von fünfzig Rubel erhalten solle (oder vielleicht sechzig Rubel — genau erinnere ich mich nicht mehr, aber ich weiß noch, daß es sich um eine recht bescheidene Summe handelte). Dann sollte er für jede drei Jahre »tadellosen« Dienstes eine Zulage (fünf oder zehn Rubel monatlich) bekommen.
Lissevitsch nahm das Wort:
»Nun kämen wir zur nächsten Frage: wegen der Achselklappen und Biesen.«
Er setzte uns auseinander, daß die Revierbeamten, weil sie im Staatsdienst stehen, das Recht hätten, Achselklappen mit Sternen zu tragen, aber man zwänge sie, der Teufel weiß was für ein widerliches Zeug zu tragen. Gleicherweise empfänden die Revierbeamten das für sie bestimmte Hosenmuster als eine Herabsetzung ihrer Würde. Ich schlug vor, diese Fragen als nebensächliche bis zum Ende der Versammlung zu verschieben, aber da erhob sich Lärm:
»Nächst dem Gehalt ist dies die allerwichtigste Frage.«

Mein Nachbar flüsterte mir zu:
»Die Leute sind unaufgeklärt, man braucht Zeit mit ihnen. Bestehen Sie nicht auf Ihrem Antrag.«
Ich befolgte den vernünftigen Ratschlag. Man ging bald zur nächsten Frage über.
»Die wunde Stelle des Polizeiwesens«, führte Lissevitsch aus, »sind Personen, die ihrer Bestimmung nicht entsprechen und der Uniform Unehre machen. Und woher kommen sie? Man ernennt Gott weiß wen. Ein Offizier, entschuldigen Sie den Ausdruck, wird als Dieb ertappt, er gehört ins Arbeitsbataillon, kriegt aber eine Ernennung in der Polizei. Und was ist die Folge? Er kennt seinen Dienst nicht, versteht keine Anordnungen zu treffen, will aber seine Macht zeigen, und unsereins hat vor ihm stramm zu stehen. Dadurch ist für unsereinen kein Fortkommen möglich, trotzdem die ganze Ordnung in der Hauptstadt nur durch uns, die Revierbeamten, aufrechterhalten wird.«
Man trug die Forderung ein: »Zu Polizeihauptleuten und Polizeileutnants müssen Revierbeamte ernannt werden, die sich durch tadellose Führung ausgezeichnet haben, Erfahrung im Dienst besitzen und das Vertrauen und die Achtung der Bevölkerung genießen.«
Ich schlug vor, diese Bestimmung auch auf die höheren Ränge in der Polizei auszudehnen, bis zum Polizeipräsidenten aufwärts, aber man erwiderte:
»Darin wird der General nie einwilligen, nicht einmal reden wollen wird er davon.«
Man machte eine Pause und arbeitete mit doppelter Energie an den Weinflaschen. Die Zungen lösten sich. Die Unterhaltung wurde lärmender, alle sprachen durcheinander. Trofimow, mit Rührungstränen in den Augen, hielt eine Rede:
»Wie schön, meine Herrschaften! So schön, daß ich es nicht ausdrücken kann! Ach, gar nicht lange ist es her, daß die Herren Sozialisten die Polizeibeamten als Feinde betrachteten. Noch gar nicht lange ist es her, daß die Polizei nur Schlechtes von den Herren Sozialisten dachte. Und jetzt? Beisammen an einem sozusagen gemeinsamen Tisch ... Wir trinken, essen, unterhalten

uns, erzählen uns unser ganzes Leben. Jetzt werden wir durch die Herren Sozialisten aufsteigen, zu unserem vollen Recht kommen...«

Einer unterbrach ihn mit der schüchternen Frage:

»Und was werden wir sagen, wenn der Polizeihauptmann selbst oder ein noch höherer Vorgesetzter hier erscheinen wird?«

Safronow antwortete:

»Wir werden sagen, daß die Polizei trinkt. Das ist uns nicht verboten!«

»Und wie sollen wir das mit den Herren Zivilisten erklären?«

Es entstand ein verlegenes Schweigen. Aber Nikolaj half den Anwesenden aus der Sackgasse.

»Sie können dann sagen, Sie hätten zur Gesellschaft auch ein paar Spitzel aus der politischen Polizei, mit denen Sie bekannt wären, eingeladen.«

Man setzte die unterbrochene Arbeit fort und machte sich daran, die weiteren Forderungen auszuarbeiten. Ich forderte die Revierbeamten auf, die Teilnahme an politischen Haussuchungen abzulehnen. Die Meinungen teilten sich.

Die einen sagten:

»Da treiben sie uns in der Nacht wer weiß wohin, lassen einen nicht schlafen. Das geht uns nichts an, wo wir städtische Polizei sind.«

Aber Lissevitsch erwiderte:

»Man kann, meine Herren, nicht alles auf einmal. Was wird der General sagen? Gehaltszulage verlangen sie, wird er sagen, und vor der Arbeit drücken sie sich. Meine Polizisten, wird er sagen, sind verrückt geworden. Nicht einmal reden wollen wird er darüber.«

Nikolaj unterstützte ihn:

»Ich denke auch, den Dienst kann man nicht verweigern!«

Ich dachte, Nikolaj habe zuviel getrunken, beugte mich über den Tisch zu ihm und sagte leise, aber entschlossen:

»Sie sind betrunken und wissen nicht, was Sie reden. Schweigen Sie! Wenn Sie nur noch ein Wort sagen, so stehe ich auf und gehe weg.«

Nikolaj lachte auf und antwortete auch im Flüstern:
»Gut, ich werde mich nicht mehr einmischen ... Aber Sie verstehen Ihre Psychologie nicht ... Und wenn ich was getrunken habe, so ist es für die Sache noch besser.«
Und er füllte sein Glas.
Die Anwesenden hatten anscheinend unseren Zusammenstoß nicht bemerkt. Aber mein Vorschlag betreffend die Haussuchungen wurde nicht angenommen.
In die Liste der Forderungen wurde eingetragen, daß die Polizeibeamten es ablehnen, die Hundesteuer zu erheben und die »Polizeinachrichten« zu verbreiten.
Danach verfaßte man einen Aufruf an die Revierbeamten der Hauptstadt, der diese aufforderte, sich in einem Verband zu organisieren.
Am Anfang sprach der Aufruf von dem Kampf der Arbeiterklasse für ihre Forderungen und davon, daß die Arbeiter den anderen Bürgern ein Beispiel des Zusammenhaltens und der politischen Reife gegeben hätten. Mit großer Sympathie erinnerte der Aufruf an die Verdienste des Sowjets. Ich führte die Feder, muß aber ehrlich gestehen, daß meine Rolle bei der Abfassung dieses Dokumentes nicht groß war: ich trug nur ein, was die Revierbeamten vorschlugen, und suchte dabei nicht nur ihre Gedanken, sondern auch ihre Ausdrucksweise getreu wiederzugeben.
Als wir mit dieser Arbeit fertig waren, regte einer von den Revierbeamten an:
»Man müßte noch einen Aufruf herausbringen — an die ganze Bevölkerung. Damit alle wissen, daß wir anständige Menschen und nicht Rechtsradikale sind.«
»Richtig«, bestätigte man von allen Seiten.
»Sagen Sie, meine Herren«, wandte ich mich an die Versammlung, »ist es wahr, daß der Polizeipräsident Sie zwingt, Pogromaufrufe zu verbreiten?«
»Nur die ,Nachrichten'«, antwortete für alle Lissevitsch: »Vielleicht enthalten sie etwas Pogromhetze, wir lesen diese Zeitung nicht, meistens unseren ,Anzeiger' oder das ,Petersburger Kleine

Blatt'. Und auch sonst liest ja kein Mensch die ‚Nachrichten', wer hätte Lust, Zeit zu verlieren?«
Ein anderer Revierbeamter erklärte mir:
»Manchmal kommt ein Betrunkener auf dich zu, fragt nach dem Weg oder sonst etwas derart. Du beginnst, ihm zu erklären, und die Vorbeigehenden sehen, der Revierbeamte spricht mit einem Bürger, und denken sofort bei sich: ‚Wovon spricht die Polizei? Einen Pogrom bereitet sie vor — was sonst?' Das kränkt uns sehr.«
Unter einem Chor von Klagen über das unverdiente Mißtrauen der Bevölkerung begann ich einen Entwurf des Aufrufes zu verfassen.
»Setzen Sie was hinein von den Aufgaben der Polizei in einem freien Staate«, flüsterte mir mein Nachbar zu.
Der von mir geschriebene Aufruf wurde begeistert aufgenommen. Vom Erfolg beflügelt schlug ich vor, in die Aufstellung der Forderungen einen neuen Punkt einzutragen: die Polizei solle dem Ressort des Polizeipräsidenten entzogen und der demokratischen Stadtverwaltung ungeteilt unterstellt werden.
»Dies ist der beste Weg, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen«, versicherte ich.
Safronow unterstützte mich:
»Ja, und wir hätten dann auch mehr Ruhe, die Arbeit würde sich sofort um die Hälfte verringern.«
Niemand war dagegen.
Zum Schluß erörterte man die Frage, ob ein Streik der Petersburger Polizei zur Unterstützung der aufgestellten Forderungen möglich wäre. Die Anwesenden hielten einen Streik für möglich, nur nicht sofort, sondern erst nach Vorbereitungen. Sie baten mich und Nikolaj, dafür zu sorgen, daß die linken Zeitungen nach Möglichkeit etwas über die schwere Lage der Polizei schrieben. Insbesondere baten sie, die ausgearbeiteten Forderungen und den Aufruf an die Bevölkerung zu veröffentlichen.
Wieder und wieder dankten sie uns warm, und damit gingen wir auseinander. Gerade wollte ich unseren Teil der Zeche bezahlen, aber da protestierten die Revierbeamten.

»Wieso? Sie sind unsere lieben Gäste. Und mit dem Wirt rechnen wir schon selber ab ...«
Von dem Gasthof ging ich zur Meldestelle des Vorstandes und berichtete dort ausführlich von dieser Versammlung. Am Abend hatte ich eine andere Versammlung und kehrte erst spät in der Nacht nach Hause zurück.
Das Dienstmädchen kam mir ängstlich mit der beunruhigenden Nachricht entgegen:
»Die Polizei war bei Ihnen.«
»Was für Polizei?«
»Zwei Revierbeamte. Sie waren sehr beunruhigt, daß Sie nicht zu Hause waren. Einen Zettel haben sie hinterlassen.«
In meinem Zimmer lag auf dem Tische ein Fetzen Papier mit Linien und Spalten — ich weiß noch, es war ein Hundesteuerformular —, darauf war mit Bleistift geschrieben:
»Herr Woytinsky, sagen Sie um Gottes willen niemandem etwas und schreiben Sie auch nicht in den Zeitungen, was zwischen uns gewesen ist. Sonst sind wir verloren.

Hochachtungsvoll

Lissevitsch,

Safronow.«

So endete der Versuch, die Petersburger Polizeibeamten zu organisieren.
Nie habe ich einen von meinen Bekannten aus dem Karawanen-Gasthof wieder getroffen. Aber im Jahre 1906 hatte einmal ein Genosse von mir durch die ganze Stadt, von einem Revier in ein anderes, mit zwei Revierbeamten als Begleitmannschaft zu gehen. Und einer von diesen erzählte ihm:
»Ja, ja, mit der Freiheit hat es nicht lange gedauert. Und wie schön war es in den ersten Tagen damals! Selbst wir, die Polizei, haben uns als Menschen gefühlt ... Ja, ja, Sie werden es, mein Herr, nicht glauben, eine Versammlung hatten wir, da waren Sozialisten aus dem Parteivorstand gekommen. So froh war es einem damals ums Herz, eines besseren Tages in meinem ganzen Leben kann ich mich nicht entsinnen. Und dann ist alles zunichte geworden ...«

Der erste Generalstreik war in Petersburg am Mittag des 21. Oktober zu Ende. Am 2. November aber begann bereits ein neuer Streik. Die kurze Zwischenzeit war außerordentlich reich an Ereignissen. Das wichtigste unter ihnen war der unerwartete Ausbruch des Kampfes um den Achtstundentag.
In der zweiten Hälfte des Oktober faßte eine ganze Reihe von Betrieben den Beschluß: nur noch acht Stunden zu arbeiten. Dieser Beschluß wurde auf die einfachste Art ausgeführt. Die Arbeit begann nach der in dem Betrieb eingeführten Ordnung, mit der Sirene oder Glocke. Auf dieselbe Weise erfolgte die Mittagspause. Aber nachdem die Arbeiter acht Stunden gearbeitet hatten, legten sie das Werkzeug zusammen und gingen nach Hause, ohne sich darum zu kümmern, wie die Betriebsleitung darauf reagierte.
Auf diese Weise endete jeder Arbeitstag gleichsam mit einem Streik: der Betrieb war offen, die Verwaltung und das technische Personal blieben auf ihren Posten, aber die Arbeiter waren nicht da, die Maschinen und die Werkbänke standen still.
In den ersten Tagen befolgte die Betriebsleitung die Taktik des Abwartens: den Akkordarbeitern schrieb man die von ihnen ausgeführte Arbeit gut, und den im Tagelohn Stehenden rechnete man die acht Stunden Arbeit als vier Fünftel des vollen Arbeitstages an. Aber auf die Dauer war diese Lage unerträglich. Einerseits führte sie unvermeidlich die Arbeiter zum Kampf um Erhöhung der Lohnsätze, andererseits konnten die Unternehmer sich mit der in den Betrieben herrschenden »Anarchie« nicht abfinden. Die »Eroberung« des Achtstundentages auf revolutionäre Art löste also das Problem nicht, sie stellte es erst und noch dazu in einer für die Arbeiter sehr ungünstigen Form.
Das Petersburger Proletariat war für den kommenden Kampf nicht gerüstet. Die Arbeitermassen durchlebten eine große moralische Erhebung, sie waren berauscht, nicht von der Freiheit, wie es die rechten Zeitungen behaupteten, sondern vom Bewußtsein der Größe ihrer geschichtlichen Mission, vom Bewußtsein der Heldentat, die sie für die Befreiung des ganzen Volkes vollbrachten. Und aus ihrer Mitte ragte eine Reihe mutiger, der Sache

der Freiheit mit Leib und Seele ergebener Führer empor. Aber dies alles konnte eine feste Organisation und jene Erfahrung nicht ersetzen, die von den Arbeitern nur in der langen Schule der Gewerkschaftsbewegung erworben wird.

Der Sowjet war eine höchst primitive Organisationsform. Diese Körperschaft, die eigentlich Betriebsversammlungen vereinigte und häufig selbst nahe daran war, sich in eine Volksversammlung zu verwandeln, konnte die Wünsche der Arbeitermasse glücklich formulieren, nicht aber ihr die Grenzen des Erreichbaren zeigen, ihrem Drang Halt und Richtung geben. Der Vollzugsausschuß des Sowjets, in dem Intellektuelle aus der Partei die Hauptrolle spielten, versuchte einige Male diese Aufgabe zu übernehmen, aber ergebnislos: ihre vernünftigen Anweisungen wurden von den heißen Reden der Delegierten übertönt, die ihre Kampfbegeisterung unmittelbar aus den Betrieben mitbrachten.

So ging es auch mit der revolutionären Einführung des Achtstundentages. Diese Kampagne, die mit der Zerrüttung der proletarischen Reihen endete, war von vornherein aussichtslos. Und man sollte meinen, die Erfahrung der westeuropäischen Arbeiterbewegung hätte genug Hinweise enthalten, um diesen Ausgang voraussehen zu lassen. Aber sagte uns die Erfahrung in Westeuropa nicht, daß ein Generalstreik ohne lang andauernde zeitraubende Vorbereitungen nicht möglich wäre? Hatten wir nicht selbst dies in Dutzenden von Versammlungen gepredigt? Und sieh da, der Generalstreik brach aus, und recht hatte der revolutionäre Instinkt des Proletariats behalten — nicht unsere Voraussicht!

Der Gedanke, den Achtstundentag zu usurpieren, war der Arbeitermasse nicht von den sozialistischen Parteien, nicht vom Sowjet, nicht von den Betriebsdelegierten eingeflößt worden, sondern er entsprang unmittelbar und allein aus der Stimmung des Generalstreiks: »Haben wir das ganze Leben im Lande stillzulegen vermocht, und es sollte nicht in unserer Macht stehen, unseren Betrieb nicht um sieben Uhr, sondern um fünf Uhr zu schließen?« dachten die Arbeiter.

Berauscht von ihrem Sieg im politischen Kampfe, war die Arbeitermasse geneigt, ihre eigenen Kräfte zu überschätzen und die Schwierigkeiten der Aufgaben auf dem wirtschaftlichen Gebiet sich viel zu oft als gering vorzustellen. Im Laufe der Woche, die auf die Beendigung des Oktoberstreiks folgte, wuchs ununterbrochen die Zahl der Fabriken an, die den Achtstundentag eingeführt hatten. Und als der Sowjet sich am 29. Oktober wieder versammelte, glichen die Ortsberichte einem Bilde von blendendem Glanz, auf dem das Proletariat im Siegeszuge zur Verwirklichung seines Minimalprogramms schritt. Man hörte nur:

»Wir arbeiten acht Stunden. Die Stimmung ist gut.«

»Wir haben auf revolutionärem Weg den Achtstundentag eingeführt. Unser Liberaler ist wütend, es hilft ihm aber nichts.«

Daneben ertönten Stimmen, daß der Verdienst verkürzt war, daß man die Lohnsätze nachprüfen und erhöhen müßte.

Der Sowjet nahm folgende Resolution an:

»Der Sowjet begrüßt die Genossen, die in ihren Betrieben den Achtstundentag auf revolutionärem Wege eingeführt haben.

Der Sowjet hält dafür, daß die allgemeine Einführung des Achtstundentages eine entsprechende Erhöhung der Lohnsätze erfordert, damit der Verdienst mindestens auf der alten Höhe bleibe.

Der Sowjet beschließt: alle Fabriken, die noch außerhalb der Bewegung stehen, müssen am 31. Oktober sich dem Kampf für den Achtstundentag anschließen und ihn in allen Betrieben auf revolutionärem Weg einführen.«

Diese Resolution wurde von der Versammlung ganz unerwartet angenommen: die Frage stand nicht auf der Tagesordnung, sie war nicht im Vollzugsausschuß vorher besprochen, und selbst ein Bericht darüber wurde nicht erstattet. Der außerordentlich wichtige Beschluß wurde fast nebenbei, im Zusammenhang mit Ortsberichten angenommen.

Der Lohn muß mindestens auf dem alten Niveau bleiben! Also: natürlich wäre seine Erhöhung zu verlangen. Der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit wurde auf diese Weise belastet mit einem Kampf um eine Lohnerhöhung, in diese Aktion war

das ganze Petersburger Proletariat einbezogen, und das zu einer Zeit, als keine von den eroberten politischen Positionen befestigt worden war, als der erst vor einigen Tagen davongetragene Sieg sich jeden Augenblick als ein bloßer Schemen erweisen und in eine Niederlage verwandelt werden konnte!
Ach, man braucht nicht viel Verstand, um diesen Beschluß hinterher zu kritisieren und auf Grund dessen den Sowjet zu tadeln, der zu dieser Stunde nur den Willen der Masse wiedergab, von deren Fleisch und Blut er war. Aber ich möchte unterstreichen, daß bereits damals manche Arbeiter fühlten, die beginnende Bewegung werde zu nichts Gutem führen. Als die Resolution unter dem brausenden Beifall der Versammlung angenommen wurde, erscholl plötzlich aus den Reihen der Delegierten eine bestürzte Stimme:
»Was machen wir, Genossen? Wir sind mit dem Zarismus noch nicht fertig, nehmen es aber schon mit dem Kapitalismus auf?«
Diese Besorgnis teilten fast alle Intellektuellen, die dem Sowjet angehörten oder ihm nahestanden. Aber die Bewegung entwickelte sich von selbst, es war unmöglich, sie aufzuhalten, und man mußte nur daran denken, ihr möglichst viel Planmäßigkeit und Disziplin zu verleihen.
Die vom Sowjet angenommene Entschließung schien dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Das nächste bedeutsame Ereignis der auf den Oktoberstreik folgenden Tage war das Auftreten der »Schwarzen Hundert«. Die »echt-russischen Männer« hatten ihre Heldentaten viel früher begonnen: während des ganzen Jahres 1905 riß in Rußland die Kette der Pogrome nicht ab. Aber nach dem 17. Oktober verstärkte sich diese Bewegung ganz außerordentlich: im Verlauf einer Woche wurden über hundert Pogrome registriert, mit tausend Erschlagenen und grausam zu Tode Gequälten, mit dreitausend Schwerverletzten.
Die »Schwarzen Hundert« begannen sich auch in Petersburg zu rühren. Die Tätigkeit des »Bundes des russischen Volkes« belebte sich in den Vororten. Die »Gesellschaft zur Bekämpfung

der Revolution und der Anarchie« tauchte auf. Noch eine andere Bande machte von sich reden unter dem Namen der »Camorra der Volksvergeltung«.
Gerüchte gingen um, daß jeder Führer der revolutionären Bewegung beseitigt werden sollte; die Mordanschläge würden schon vorbereitet. Von Hand zu Hand wanderten Listen der Personen, die in erster Linie umgebracht werden sollten. In verschiedenen Stadtteilen wurden Arbeiter und Studenten überfallen. Tote gab es, soweit ich mich erinnern kann, nicht, wohl aber Schwerverwundete. Man veranstaltete patriotische Kundgebungen, freilich ziemlich klägliche, mit Zarenbildern und Revolverschüssen.
Aber dies alles waren nur die ersten zaghaften Schritte. Man erwartete eine bedeutendere Massenaktion. Aber was für eine? Man hörte, ein Pogrom wäre in Vorbereitung.
Ich erwähnte schon, daß der Sowjet am 22. Oktober in der Befürchtung eines Pogroms das für den 23. Oktober angesetzte Leichenbegängnis der am Tage der Veröffentlichung des Manifestes getöteten Arbeiter zurückstellte. Aber auch nachher schlichen Gerüchte vom bevorstehenden Pogrom in der Stadt umher. In den Fabrikvierteln überfielen Rowdybanden allein gehende Arbeiterführer und richteten sie übel zu. In den Betrieben erhob sich die Frage des Selbstschutzes, der Bewaffnung. Feuerwaffen besaßen die Arbeiter fast gar nicht, und es waren auch keine zu beschaffen. Man beschloß, sich mit blanken Waffen zu behelfen. Man erwartete den Pogrom aus irgendeinem Grunde am Sonntag, dem 30. Oktober. Am 29. Oktober begann in einer ganzen Reihe von Metallwerken die Arbeit: man schärfte eiserne Piken, schmiedete Dolche, Messer, stellte Totschläger her. Gleichzeitig wurden Kampfabteilungen formiert, Befehlshaber gewählt, Stabsquartiere festgesetzt, Verbindungsmänner bestimmt — der Selbstschutz wurde organisiert. Besonders energisch arbeitete man in dieser Art im Newa-Viertel, von hier aus wurden Piken auch in andere Stadtteile geschickt. Falls am 30. Oktober irgendwo in der Stadt ein Pogrom begonnen hätte, wären die Arbeiter imstande gewesen, gegen die Banditen nicht weniger als 10000

bis 12000 Mann mit blanken Waffen und einige Hundert mit Revolvern und Jagdbüchsen ins Feld zu stellen. Noch wichtiger war es aber, daß der Anfang des Pogromes das Signal gewesen wäre, auf das hin alle Arbeiter der Hauptstadt auf die Straße gegangen wären.

In der Abendsitzung am 29. Oktober nahm der Sowjet als der Generalstab der Arbeiterschaft Berichte über die in den Bezirken getroffenen Maßnahmen entgegen.

Diese Sitzung war eine der feierlichsten, der festlichsten Sitzungen des Sowjets.

Auf den dichten Bankreihen im geräumigen Saal saßen 280 Arbeiterdelegierte. An den Seiten und hinter ihnen drängten sich »Gäste«, unter ihnen Hunderte von Genossen, die am 21. Oktober auf Grund der Amnestie aus den Gefängnissen entlassen worden waren. Vorne, auf einer hohen Tribüne, hinter dem grünbezogenen Tisch — der Vollzugsausschuß des Sowjets.

Die Metallarbeiter erzählten ausführlich und mit Stolz, wie sie die Waffen geschmiedet hatten. Dabei zeigten sie Piken, Dolche, Totschläger, die sie aus den Bezirken als Muster mitgebracht hatten. Sie teilten mit, wieviel Kampfabteilungen aufgestellt waren, wo diese standen und welche Wachtposten aufgezogen waren. Vielleicht war in diesen Berichten nicht wenig Selbsttäuschung und Übertreibung. Aber man konnte nicht ohne tiefe Bewegung im Herzen aus ihren schlichten Erzählungen hören, wie Tausende von Arbeitern sich mit Piken und Messern bewaffneten, bereit, sich mit diesem armen Rüstzeug den Gewehren entgegenzustellen, um in der Stadt einen rechtsradikalen Pogrom zu verhindern.

Die Berichte aus den Bezirken wurden durch die Mitteilung des Vorsitzenden unterbrochen, daß die aus der unfreiwilligen Emigration nach Rußland zurückgekehrten Wera Sassulitsch und Leo Deutsch (die vor dreißig Jahren zusammen mit Plekhanow und Axelrod die russische sozialdemokratische Partei gegründet hatten) in der Versammlung erschienen waren.

Wie ein elektrischer Schlag ging es durch den Saal. Alle Delegierten erhoben sich von ihren Sitzen. Wera Sassulitsch hatte

offensichtlich einen solchen Empfang nicht erwartet. Sie war in die Versammlung gekommen, um den Reden zuzuhören und einen Eindruck vom Sowjet zu erhalten, und nun stand sie in der Tür, verwirrt, verlegen, und wußte nicht, ob sie weiter gehen sollte.
Unter donnerndem Beifall faßte man sie unter die Arme, man führte, man trug sie fast zur Tribüne, und setzte sie neben dem Vorsitzenden. Die Delegierten setzten sich, dann standen sie wieder auf und applaudierten jubelnd immerfort. Auf allen Gesichtern Rührung, vielen standen die Tränen in den Augen.
Zwei Genossen aus dem Vollzugsausschuß traten an Wera Sassulitsch heran und beugten sich zu ihr. Die Alte schüttelte ablehnend mit dem Kopf und preßte die Hände auf die Brust. Alle verstanden, daß der Vollzugsausschuß Wera Sassulitsch bat, das Wort zu nehmen. Man hörte Zurufe:
»Wir bitten, wir bitten!«
Wera Sassulitsch trat nach vorne, sagte einige rührend einfache, fast unzusammenhängende Worte.
»Meine Lieben«, sagte sie zu den Arbeitern.
Und dieses Wort an Stelle der üblichen Anrede »Genossen« rief einen solchen Sturm des Jubels hervor, daß kaum einer hören konnte, was Wera Sassulitsch noch sagen wollte.
Sicher haben nur wenige von den Anwesenden gewußt, wer Wera Sassulitsch war. Aber die aus langjähriger Verbannung zurückgekehrten alten Kämpfer waren für alle ein unendlich teueres Symbol, ein Symbol des vom Proletariat davongetragenen Sieges, ein Symbol der vollbrachten Heldentat.
Das Getöse der frohen Aufregung wollte sich lange nicht legen. Endlich schlug der Vorsitzende der Versammlung vor, zur Tagesordnung zurückzukehren:
»Der Kampf ist noch nicht zu Ende«, ermahnte er die Delegierten: »Wir haben noch viel Arbeit vor uns.«
Die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen. Wieder Berichte aus den Bezirken. Jetzt handelte es sich um Werke, die den Achtstundentag auf revolutionärem Wege eingeführt hatten. Konnten die Delegierten daran zweifeln, daß diese Tat

ebenso ein Zeichen der Kraft der Arbeiterklasse war wie die aus den Gefängnissen freigegebenen politischen Häftlinge, wie die in die Heimat zurückgekehrten Emigranten? Konnten sie die sie in so naher Zukunft erwartenden Enttäuschungen und Niederlagen voraussehen?
Unter diesen Umständen wurde die oben erwähnte Resolution über den Anschluß des gesamten Petersburger Proletariats an die Bewegung für den Achtstundentag angenommen.

Nach der Sitzung kam auf mich einer von den Delegierten vom Semjanikow-Werk, Klemnitzkij, zu:
»Genosse Petrow, morgen haben wir eine große Versammlung. Wir bitten Sie, daran teilzunehmen.«
»Gut.«
»Gehen wir dann am besten zusammen zu uns nach Hause. Es wird bequemer und sicherer sein, in unserer Gegend vor dem Schlagbaum treiben die Rowdys ihr Unwesen; wenn Sie allein kommen, können diese Ihnen Schaden zufügen.«
Wir gingen aus der Sitzung zusammen fort, fünfzehn bis zwanzig Personen, alles Delegierte des Newa-Viertels. Man beschloß, bis zum Snamenski-Platz zu Fuß zu gehen und dort die Dampfbahn, die die Schlüsselburger Chaussee entlang führte, zu nehmen. Wir plauderten froh. Vorne marschierte Klemnitzkij, sehr hoch gewachsen, breitschultrig, mit einem langen Paket, das einem Schirm ähnelte, unter dem Arm. Neben ihm und kaum ihm nacheilend bewegte sich eine kleine Frau, ganz in Schwarz.
»Wer ist das?« fragte ich die Delegierten.
»Wera Sassulitsch«, antwortete mir mit Stolz einer vom Semjanikow-Werk: »Zu uns in die Versammlung kommt sie!«
Aus einem Gefühl großer Achtung und Zärtlichkeit für Wera Sassulitsch regte sich in mir der Wunsch, an sie heranzutreten und ihr einige warme Worte zu sagen. Aber ich wollte mich nicht vordrängen.
Als wir am Snamenski-Platz ankamen, war die letzte Dampfbahn schon weg. Klemnitzkij machte den Vorschlag:
»Gehen wir zu Fuß. Nicht zurückbleiben, Genossen!«

Er riß die Zeitung von seinem Paket fort, es war kein Schirm, sondern ein kleiner Karabiner. Wir gingen weiter durch die menschenleere, schweigende Straße, nicht auf dem Bürgersteig, sondern mitten auf dem Fahrdamm, da man einen plötzlichen Überfall aus dem Torweg befürchten konnte.
Hinter dem Alexander-Newski-Kloster schritten wir in das dichte Dunkel hinein, das vor uns lag. Der Weg ging an unbebauten Plätzen und Scheunen vorbei.
»Die schlimmste Stelle!« sagte einer von den Arbeitern und zog seinen Revolver aus der Tasche.
Plötzlich erscholl ein Ruf:
»Halt! Wer da?«
»Gut Freund!« antwortete Klemnitzkij.
Aus dem Gang zwischen zwei Scheunen trat auf die Straße eine Gruppe mit Piken bewaffneter Arbeiter. Einer von den Delegierten, der Sozialrevolutionär Berg (derselbe, der 1922 im Moskauer Prozeß der Sozialrevolutionäre verurteilt worden ist), der tags zuvor zum Leiter der Arbeiter-Kampfabteilungen im Newa-Viertel gewählt worden war, ging auf sie zu:
»Nun, was gibt's hier bei euch Neues?«
»Bis jetzt ist alles ruhig!«
»Alle auf den Posten?«
»Jawohl. Und was gibt's im Sowjet?«
»Alles gut. Morgen werden wir in der Versammlung berichten.«
Wir gingen weiter. Wera Sassulitsch konnte sich kaum vor Müdigkeit bewegen, aber sie klagte nicht und versuchte, nicht zurückzubleiben. Klemnitzkij sagte zu ihr:
»Gestatten Sie, Genossin, ich werde Sie tragen.«
Wera Sassulitsch lehnte das ab.
»Aber bitte, es wird mir nicht schwerfallen«, redete ihr Klemnitzkij zu: »Es ist auch nicht mehr weit. Gestatten Sie nur . . .«
Aber Wera Sassulitsch willigte nicht ein. Zum Glück kam uns eine Droschke entgegen, was in dieser Gegend, und noch dazu des Nachts, eine große Seltenheit war. Wir ließen den Kutscher halten.
»Zum Semjanikow-Werk!«

»Aber ich bin schon auf dem Wege nach Hause. Das Pferd muß gefüttert werden.«
»Ach was, nach Hause kommst du noch früh genug. Nun dreh schon um!«
Der brave Kutscher, ein bißchen eingeschüchtert, machte kehrt. Wir halfen Wera Sassulitsch in den Wagen, ein Arbeiter, der ihr seine Wohnung zum Übernachten angeboten hatte, setzte sich neben sie. Wir anderen gingen weiter zu Fuß.
Ich sollte bei einem Techniker oder Büroangestellten schlafen. Am Morgen hielt ich mich mit ihm beim Frühstück etwas auf, und als ich in den Betrieb kam, waren die Arbeiter bereits versammelt. Eine riesige Werfthalle an der Newa. Viel Licht strömt durch die gläsernen Seitenwände. In der Mitte ein hohes Podium, mit rotem Stoff bezogen. Über dem Podium zwei Fahnen: die alte Werksfahne und die neue der Kampfabteilung, bei der zwei junge Arbeiter Posten stehen: einer mit einer funkelnagelneuen Stahlaxt auf der Schulter, der andere mit einem ebenso glänzenden Schwert, so groß und schwer, daß es nur ein Riese aus dem Märchen schwingen könnte. Wahrzeichen der Kampfabteilung des Werks, die am Vorabend den Feinden zum Trotz geschmiedet waren! Über der Menge hier und dort rote Fahnen mit Aufschriften.
Zuerst wurde der Bericht der Delegierten von der letzten Sowjetsitzung entgegengenommen. Dann berichtete man über die Organisation der Kampfabteilungen.
Ich stand neben der Tribüne, in der Menge, als eine Gruppe von Genossen, die Wera Sassulitsch in ihre Mitte genommen hatten, sich einen Weg zum Podium bahnte.
»Besteigen Sie die Tribüne, Genossin!« baten sie Wera Sassulitsch: »Man sieht von da aus besser.«
Wera Sassulitsch bestieg unentschlossen die erste der Stufen, man faßte sie unter und hob sie fast mit Gewalt auf das Podium.
Das Erscheinen des schon recht ergrauten alten Frauchens auf der Tribüne wurde sofort von der Menge bemerkt. Man sah, mit welcher Ehrfurcht Klemnitzkij sich zu ihr beugte, wie die Genossen von der Partei sich um sie drängten.

»Wer ist das?« fragten die Arbeiter überall in der Halle einander.
Ein Menschewik zupfte den Vorsitzenden am Ärmel:
»Nikolaj, stell Wera Iwanowna der Versammlung vor.«
»Genossen!« schrie Klemnitzkij mit seiner mächtigen Stimme:
»Hier steht vor euch Wera Iwanowna Sassulitsch. Ja!«
Aus der Miene und der Stimme des Vorsitzenden verstanden alle sofort, daß es einen großen Feiertag, eine große Ehre für das Werk bedeutete, daß diese Greisin mit dem schwarzen Täschchen in der Hand hier war — in ihrer Mitte.
»Hurra!« rollte es über die Menge hin.
Und eine Stimme fragte neugierig:
»Aber wer ist sie denn?«
»Erzähle, was Wera Sassulitsch getan hat«, flüsterte der Menschewik dem Vorsitzenden zu.
»Genossen!« wiederholte ebenso laut wie vorher Klemnitzkij:
»Hier steht vor euch Wera Iwanowna Sassulitsch, die ... die ...«
Er hielt verlegen inne: er wußte selbst nicht, was zu sagen war, wußte selbst nicht, was Wera Sassulitsch geleistet hatte, und warum sie den Arbeitern so wert und teuer war, und weshalb man sie lieben mußte.
Der Menschewik kam ihm zu Hilfe und erklärte unserem Nikolaj, was er sagen sollte. Klemnitzkij beugte sich zu ihm hinab und hörte zu, indem er mit dem Kopf bestätigend nickte und den Genossen und der greisen Frau, die sich Tränen der Rührung abwischte, breit und zärtlich zulächelte. Dann trat er einen Schritt vor, streckte den Arm über der Menge aus und begann:
»Genossen, da ist eben hier unter uns Wera Iwanowna Sassulitsch, die in ihren jungen Jahren ...«
Aber was der menschewistische Genosse ihm erzählt hatte, war schon wieder aus seinem Kopfe weg. Er blickte noch einmal in Wera Iwanownas Gesicht und schloß:
»... die in ihren jungen Jahren sehr schön gewesen ist.«
Wieder donnerte der Beifall, wieder ertönte das begeisterte Hurra. Die Menge erriet mit dem Herzen, was ihr Vorsitzender ihr mit Worten nicht hatte erklären können ...

Während in den Arbeitervierteln von Petersburg die Selbstschutzabteilungen rüsteten und der Kampf um den Achtstundentag entbrannte, fanden einige Kilometer von der Hauptstadt entfernt, in Kronstadt, Ereignisse statt, die für den weiteren Verlauf der russischen Revolution eine unheilvolle Rolle spielen sollten. Ich meine den Matrosenaufstand.
Es ist schwer, ein deutliches Bild von diesem Aufstand zu gewinnen. Die Kronstädter, die im Sowjet der Delegierten auftraten, berichteten folgendes: Es gärte schon seit langem unter den Matrosen. Die Ursachen dazu waren die gewöhnlichen: die schwere Lage der Mannschaft, die grausame Disziplin, der von außen kommende Widerhall des revolutionären Kampfes des Volkes um Freiheit und bessere Lebensbedingungen — und selbstverständlich der Untergang des Ostseegeschwaders bei Zusima.
Aber die Parteipropaganda, wenn es eine solche überhaupt in Kronstadt gab, war sehr schwach — sie hatte die Masse überhaupt nicht berührt und beeinflußte den Gang der Ereignisse so gut wie gar nicht.
Am 23. Oktober versammelten sich die Matrosen auf dem Ankerplatz und beschlossen, sich an den Zaren mit einer Petition zu wenden, deren Text gleich an Ort und Stelle abgefaßt wurde, indem man alles aufnahm, was einzelne Stimmen aus der Menge verlangten: Versammlungsfreiheit, ein monatlicher Sold nicht unter 6 Rubel, Abkürzung der Dienstzeit, unbeschränkte Verfügung über die Freizeit (während die Matrosen jetzt »wie Leibeigene immer um Erlaubnis bitten müssen«), die Möglichkeit, Branntwein frei mit an Bord der Kriegsschiffe zu nehmen (weil »die Matrosen keine von Eltern bevormundete Kinder sind«), Abschaffung der Stände, Religionsfreiheit, persönliche Freiheit (»sonst kommen sie einfach her, fassen den Matrosen und sperren ihn ein«), Schulunterricht in der Muttersprache, Freiheit des Wortes (»die Matrosen müssen das Recht haben, vor den Vorgesetzten und überall offen zu sagen, was sie wollen«) usw. Es wurde noch beschlossen, »zusammen mit dem Volke für den Volksstaat und die Freiheit zu kämpfen«.

Am 26. Oktober brachen in einem der Festungsbataillone Unruhen aus — genau wie auf dem Panzerkreuzer »Potemkin« —, weil Würmer im Pökelfleisch waren. Gegen Abend wurden die »Rädelsführer«, etwa hundert an der Zahl, verhaftet und nach einem Fort abgeführt, das als Militärgefängnis diente. Auf dem Wege dahin wurde der Wagen mit den Verhafteten von Soldaten und Matrosen aufgehalten und die Verhafteten befreit. Das wurde zum Signal für den allgemeinen Aufstand der Schiffsbesatzungen und der Artilleristen.

Die Aufrührer bemächtigten sich der ganzen Stadt. Offiziere und höhere Beamte wurden verhaftet.

Aber die Aufrührer wußten nicht, was sie weiter anfangen sollten. Sie dachten weder daran, wie sie ihren unerwartet leichten Sieg zu befestigen hätten, noch kam ihnen der Gedanke, mit den Truppenteilen der Petersburger Garnison Fühlung zu nehmen oder gegen einen etwaigen Angriff der Regierungstruppen aus Petersburg die Insel in Verteidigungszustand zu setzen.

Am 27. Oktober begann in Kronstadt unter Teilnahme der Polizei und des Lumpenproletariats die Plünderung der Kellerwirtschaften und Spirituosenhandlungen. Ein Teil der Matrosen schloß sich den Plünderern an. Es entstanden Saufereien und Krawalle. Am 28. Oktober traf Infanterie aus Petersburg über das feste Eis ein. Die Matrosen wurden fast ohne Widerstand entwaffnet, in der Stadt wurde die »Ordnung« wiederhergestellt.

Die Regierung beschloß, für die von Gärung ergriffene Soldatenmasse durch erbarmungslose Vergeltung an den Kronstädtern ein abschreckendes Exempel zu statuieren. Am 29. Oktober wurden die Verhafteten vor das Kriegsgericht gestellt.

In Petersburg verbreitete sich das Gerücht, daß ihnen allen — es waren einige hundert — Todesstrafe drohte.

Die Ereignisse von Kronstadt wirkten deprimierend auf die Kreise der Intelligenz. Die revolutionäre Aktion hatte sich hier mit einem Saufpogrom verschmolzen, der unter anderen Umständen rein rechtsradikale Formen hätte annehmen können. Entsetzen, Ekel, Abscheu — das waren die Gefühle, die dieser

Aufruhr aus den dumpfen Tiefen der lichtlosen Masse in ihnen hervorrief. Und von Mund zu Mund gingen Einzelheiten, die diesen Eindruck nur verstärken konnten.
Aber die Arbeiter faßten die Ereignisse von einer anderen Seite auf, sie konnten besser als die Intellektuellen den Matrosen und all seinen dunklen Drang verstehen.
Eine Petition an den Zaren haben sie verfaßt ... Ja, ist es denn lange her, daß wir selbst zum Winterpalast zogen?
Um Wodka bitten sie den Zaren? ... Natürlich, Schafsköpfe sind das. Nun aber, ist es denn so lange her, daß wir klug geworden sind?
Besoffen haben sie sich ... Schlimm, gewiß. Aber vielleicht haben sie es aus Freude über die Freiheit getan?
Geplündert haben sie ... Das ist nun schon das Äußerste. Aber woher kommt das? Aus ihrer Unaufgeklärtheit. Wer ist aber schuld, daß sie nicht aufgeklärt sind? Wer hat sie dumm gehalten?
So, oder ungefähr so, gingen die Gedanken in den Fabrikvierteln. Die Sympathien der Arbeiter waren vorbehaltlos auf der Seite der Matrosen: die Arbeiter betrachteten die Aufständischen als ihre Brüder und empfanden den Mißerfolg der Bewegung in Kronstadt als ihre eigene Niederlage. Und hinzu gesellte sich bei ihnen der nagende Gedanke:
Wieso war es möglich, daß an unserer Seite die Genossen Matrosen für die Freiheit kämpften und untergingen, während wir keinen Finger rührten, um ihnen zu helfen?
Die Nachricht von der den Matrosen drohenden Todesstrafe fiel also auf einen wohlvorbereiteten Boden. In den Betrieben sprach man, man dürfte doch nicht einfach mit in den Schoß gelegten Händen die Erschießung der Matrosen abwarten, man müßte für die Genossen einstehen. Dazu kam noch ein Gedanke, der sich in kurzer Zeit mit unwiderstehlicher Kraft der Petersburger Arbeitermasse bemächtigte:
Wir müssen für die Kronstädter Matrosen eintreten, damit die Soldaten endlich verstehen, daß die Arbeiter ihre Freunde und Brüder sind.

Die Frage von Kronstadt mündete also in die allgemeine Frage des Heeres.
Wer in diesen Tagen nicht mit der Arbeitermasse gelebt hat, dem kann es unglaublich scheinen, daß dieselbe Masse, die noch vor kurzem hinter Gapon herzog, jetzt fähig war, hinter einer Einzelfrage so deutlich das allgemeine Problem zu sehen. Aber das war kein Wunder.
Bei allem, was sie unternahmen, stießen die Arbeiter auf die Linie der Bajonette. Die Bilder des 9. Januar waren in ihrem Gedächtnis noch frisch. Noch vor ganz kurzem, in den Oktobertagen, hatten sie wieder eine Mauer grauer Uniformen vor sich gesehen. Sie fühlten, daß ein eiserner Ring sich immer fester um sie zusammenschloß, und daß ihre Rettung in der Sprengung dieses Ringes lag, daß sie die Soldaten auf ihre Seite herüberziehen mußten.
Schon vom 30. Oktober an sprach man in den Betrieben darüber, daß man zur Unterstützung der Genossen von Kronstadt den Streik erklären müsse. Zuerst nahm diese Stimmung auf den Werken im Newa-Viertel eine schärfer umrissene Form an, auf denselben Werken, die als erste in den Oktoberstreik und in den Kampf um den Achtstundentag eingetreten waren.
Eine Arbeiterversammlung nach der anderen nahm Protestresolutionen an, die mit Drohungen endeten: »Sollten die Matrosen von Kronstadt nicht freigelassen werden, so werden wir den politischen Streik erklären.« Die Bezirke forderten eine außerordentliche Sitzung des Sowjets der Delegierten, welche die wirksamsten Kampfmaßnahmen anordnen sollte.
Aber noch vor der Sitzung des Sowjets konnte man seinen Entschluß voraussehen: die Betriebsversammlungen am 30. und 31. Oktober stellten eine Art Volksabstimmung dar, die Gesinnung der Arbeiterschaft zeigte sich in ihnen mit voller Deutlichkeit — der Sowjet der Delegierten hatte ihr nur einen politischen Ausdruck zu geben. Der Sowjet der Delegierten versammelte sich am 1. November. Es war seine zehnte Sitzung, wenn man als erste die Konferenz der Delegierten aus dem Newa-Viertel in der Technischen Hochschule rechnet.

Die Sitzung fand in einem großen, spartanisch einfachen Raum in dem Saalbau auf dem alten Salzhof statt. Der Saal war überfüllt. Die Delegierten waren zurückhaltend und zugleich voll Kampfbereitschaft.
Auf der Tagesordnung stand eine einzige Frage — die Ereignisse von Kronstadt. Aber gleich zu Beginn der Sitzung bekamen Delegierte aus Polen das Wort. Sie berichteten über den Kriegszustand, der seit dem 29. Oktober über Polen verhängt war, und forderten das Proletariat von Petersburg auf, gegen die Gewalttaten des Zarismus Protest zu erheben.
Danach begannen die Berichte der Augenzeugen über die Ereignisse in Kronstadt.
Ich entsinne mich der Rede eines Matrosen, eines jungen, klein gewachsenen, unansehnlichen Burschen. Mit erschütternder Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit erzählte er, wie alles gekommen war. Als er davon reden mußte, wie die Bewegung, die mit der gewaltsamen Befreiung der verhafteten Genossen begonnen hatte, im Schnaps und Schmutz versunken war, sank seine Stimme fast bis zu einem Flüstern herab — es schien, daß er sich vor dem Arbeitersowjet wie vor einem Tribunal fühlte. Aber mit keinem Wort versuchte er die bittere schmachvolle Wahrheit zu vertuschen.
»Die Lumpen gingen, Schankwirtschaften aufzubrechen und auszuplündern, und die Matrosen mit. Auch die Soldaten. Manche versuchten sie zurückzuhalten, redeten ihnen zu, es zu lassen, aber vergebens ... Dann rollten sie die Fässer auf den Platz, auf die Straßen heraus — trinke, wer will ... Wiederum sind viele Matrosen mitgegangen ... Hier waren alle durcheinander, man soff sich voll ... Dann fingen sie an, Häuser zu plündern ... Alle haben geplündert ... Matrosen, Soldaten, Lumpen — allesamt ...«
Und er schloß mit einer flehentlichen Bitte:
»Jetzt heißt es, man wird uns erschießen. Helft uns heraus, Genossen!«
Man eröffnete die Diskussion: Wie soll man den Kronstädter Genossen heraushelfen? Die Reden waren kurz, zwei bis drei

Minuten, manche noch kürzer. Kein lyrischer Erguß, keine agitatorischen Aufrufe. Die Delegierten teilten kurz und sachlich mit, wie ihre Betriebe die Lage auffassen. Fast alle verlangten die unverzügliche Erklärung des Streiks. Nur die vom Putilow-Werk sagten zurückhaltend:
»Wenn alle streiken, wird auch unser Betrieb sich anschließen.«
Man machte eine Pause. Der Vollzugsausschuß entfernte sich, um zu beraten, und nach Wiedereröffnung der Sitzung schlug der Vorsitzende eine Resolution vor, die das revolutionäre Petersburger Proletariat aufforderte, durch den politischen Generalstreik, der bereits seine Macht gezeigt hätte, und durch Protestversammlungen seine brüderliche Solidarität mit den revolutionären Soldaten von Kronstadt und dem revolutionären Proletariat Polens zu bezeugen.
Die Entschließung endete mit den Worten:
»Morgen, am 2. November, um zwölf Uhr mittags, stellen die Arbeiter Petersburgs die Arbeit ein unter den Losungen:
1. Nieder mit den Standgerichten!
2. Nieder mit der Todesstrafe!
3. Nieder mit dem Kriegszustand in Polen und in ganz Rußland!«
So war zehn Tage nach dem ersten politischen Streik der zweite Streik erklärt.
Zugleich mit dem Streikbeschluß nahm der Sowjet der Arbeiterdelegierten einen Aufruf an die Petersburger Garnison an:
»Soldaten der Petersburger Garnison! Der Sowjet der Arbeiterdelegierten hat einen politischen Streik vom 2. November an erklärt. Wir fordern die unverzügliche Befreiung der Kronstädter Matrosen und Soldaten vom Kriegsgericht und von der Todesstrafe. Soldaten und Matrosen! Die Arbeiter stehen auf für ihre Brüder, die die Regierung abschlachten will. Reichen wir uns die Hand und retten wir unsere Brüder, die Matrosen, denen der Tod droht!«
Der Streik begann glänzend. Mit den anderen streikten jetzt auch jene Betriebe, die sich dem Oktoberstreik erst ganz zum Schluß, fast gezwungen, angeschlossen hatten.

Ich war an diesem Tag auf dem Putilow-Werk. Zwei oder drei Werkstätten hatten hier während des ganzen Oktoberstreiks gearbeitet, nämlich die heißen Werkstätten (eine große Kesselschmiede und noch eine oder zwei kleinere), in denen die Werkmeister sich seit langem ihre Hilfsarbeiter selbst aussuchten und diese aus entlegenen Dörfern kommen ließen. Die Belegschaft war hier rückständig, die Beziehungen patriarchalisch. Ich hatte den Auftrag, diese Werkstätten stillzulegen. Nach der allgemeinen Werksversammlung, auf welcher der Beitritt zum Streik beschlossen wurde, fragte ich die Delegierten, wie es mit den heißen Werkstätten stände, die an der Versammlung nicht teilgenommen hatten.

»Teufel sind das und nicht Menschen«, antwortete einer der Delegierten bekümmert: »Wir sagen zu ihnen ‚Genossen', und sie antworten ‚Der Hund ist euer Genosse!' Wir erklären ihnen: ‚Es ist Befehl zu streiken!' und sie: ‚Heute', sagen sie, ‚ist kein Feiertag, wir werden arbeiten, und wer sich bei uns mausig machen will, den werfen wir in den Ofen!' Wir haben ihnen geradeheraus erklärt: ‚Wir werden euch Hundesöhne mit Schraubenmuttern von der Arbeit wegholen.' Sie können hier, Genosse, nichts machen — wir schicken die Jungen mit Schraubenmuttern und Ziegeln hin!«

Ich widersprach entschieden diesem Verfahren und erklärte, daß ich mit den Kesselschmieden in ihrer Werkstatt verhandeln würde. Die Delegierten rieten davon ab: »Wer weiß, was geschehen kann!« Am Ende verabredeten wir, daß eine Kampfabteilung sich vor den Werkstattstüren mit Revolvern aufstellen sollte, bereit, mir bei Gefahr zu Hilfe zu kommen.

Als ich in die Kesselschmiede eintrat, war dort die Luft voll vom Gestampf der Hämmer, vom Getöse des Eisenblechs. Von allen Seiten richteten sich auf mich scheele, mürrische Blicke. Aber niemand sagte ein Wort, niemand antwortete auf meinen Gruß.

Man verfolgte jede meiner Bewegungen, tat aber, als ob man meine Anwesenheit nicht bemerkte. Ich bemühte mich, möglichst viel Sicherheit im Auftreten zu zeigen, und ging tiefer in

die Werkstatt hinein, spähte mir eine »Stellung« aus — einen Platz, von dem aus ich meine Rede beginnen könnte.
An der Hinterwand lag auf dem Boden neben hohen Eisenstapeln ein großer Kessel mit flachem Deckel — keine schlechte Tribüne. Ich krabbelte auf den Kessel. Jetzt hatte ich alle Arbeiter vor mir und war auch vor einem unerwarteten Überfall von hinten gedeckt; zugleich konnte die hinter der Tür stehende Kampfabteilung mich sehen.
»Genossen!« schrie ich.
Das Hämmergeklopf wurde stärker. Einige Arbeiter kamen finster und böse auf mich zu, und einer von ihnen fragte:
»Was willst du hier? Wer hat dich geschickt?«
»Ich bin vom Sowjet der Arbeiterdelegierten hierhergeschickt. Und was ich will, werde ich gleich erklären . . .«
»Mach besser, daß du davonkommst!«
»Zuerst werde ich erklären, was ich will, und dann gehe ich.«
Die Gruppe vor dem Kessel wuchs. Die Hämmer klopften wie vorher, aber es war nicht mehr der Lärm der Arbeit, sondern Obstruktion.
»Ruhe dort!« schrie ich in der Richtung der rastlosen Hämmer. »Ihr könnt später so viel hämmern, wie ihr lustig seid . . . Hier fragen die Menschen einen, und ihr macht, daß sie nichts hören.«
Allmählich legte sich der Lärm. Alle versammelten sich, aber viele mit dem Werkzeug in der Hand, bereit, die Arbeit — oder die Obstruktion — wiederaufzunehmen.
Ein Arbeiter sagte zu mir:
»Ob du nun redest oder nicht redest, streiken tun wir auf keinen Fall. Genug haben wir dank deinesgleichen gehungert — Schluß damit!«
»Das ist eure Sache«, antwortete ich: »Wenn ihr wollt, dann werdet ihr streiken, und wenn nicht — dann eben nicht. Niemand zwingt euch.«
»Niemand zwingt uns? Und was hat man heute morgen gesagt? Gedroht haben sie, das ganze Werk würde hierherkommen: Mit Schraubenmuttern wollten sie uns hinaustreiben . . . Sie

sollen sich nur zeigen, wir werden schon auch Schraubenmuttern finden.«
Die Menge war aufgeregt und lärmte. Drohend wurden Hämmer geschwungen.
»Genossen!« schrie ich: »Von diesen Drohungen hat man mir auch erzählt, aber ich habe gesagt, niemand darf den anderen zum Streik zwingen. Deshalb bin ich zu euch allein gekommen, obwohl ... ihr habt auch gedroht. Was habt ihr vom Ofen gesprochen?«
»Wenn man schon auch unter sich was sagt ...«
»Nun gut, ich werde an den Ofen nicht erinnern, aber ihr müßt auch nicht an die Schraubenmuttern denken. Ich werde euch erzählen, weshalb der Streik erklärt worden ist, und dann werdet ihr entscheiden, ob ihr mitstreiken wollt oder nicht!«
»Nun, rede, aber streiken tun wir nicht. Zuhören kann man – aber dem Streik verdanken wir's, daß wir Kohldampf schieben.«
Als ich meine Rede endete, wandte sich ein Arbeiter bewegt an die Menge: »Aber woher ist es bei uns denn gekommen, daß wir neulich nicht mitgemacht haben? Wenn ein Mensch was erzählt hat, können wir verstehen. Und bei denen gibt's das nicht, etwas vernünftig zu erklären. Irgend was, und du bist schon ein Lump, bist von den Schwarzen Hundert – und gleich mit Schraubenmuttern auf dich los!«
»Wenn wir das gewußt hätten, würden wir auch damals mit den anderen zusammengehalten haben«, stimmte man aus der Menge zu.
Aber ein junger Mann mit einer runden Lammfellmütze und in einer schwarzen, mit Schnur besetzten Jacke drängte sich nach vorne. Er wandte sich herausfordernd an mich:
»Sie haben hier von vielem gesprochen, nur von einem nicht: Bezahlt man Ihnen viel dafür, daß Sie in die Fabriken gehen und die Leute aufhetzen?«
»Wer soll denn bezahlen?« fragte ich erstaunt: »Der Sowjet der Arbeiterdelegierten?«
»Ob der Sowjet, ob die Japaner oder die Juden ... Aber wieviel kriegen Sie den Tag?«

Ich antwortete ihm, indem ich erzählte, welche Belohnung den Revolutionär erwartet. Die Arbeiter schienen gerührt zu sein. Aber der junge Mann mit der Pelzmütze fragte nochmals spöttisch:
»Also zum eigenen Vergnügen fahren Sie umher und machen die Arbeiter irre?«
Ein älterer Arbeiter, der neben ihm stand, unterbrach ihn:
»Was geht es dich an, wo du nicht Arbeiter bist, sondern Chorsänger!«
»Das ist nicht wahr, ich bin nicht Chorsänger, sondern Zeichner!« wehrte sich der junge Mann wütend.
»Nein, ein Sänger! Du singst im Chor des Grafen Cheremetjew.«
Es entstand ein Lärm. Es stellte sich heraus, daß auch andere den Sänger kannten.
»Genossen«, sagte ich, »fragt diesen Kerl, wer ihn hierhergeschickt hat ... Ich bin vom Sowjet der Arbeiterdelegierten gekommen, und er von wem?«
Den Arbeitern leuchtete das auf einmal ein.
»Richtig, Cheremetjew hat ihn hergeschickt.«
»Deshalb schwänzelt er hier herum.«
»Auch das letzte Mal stand er hier herum!«
»Ohne ihn wäre es auch damals anders gegangen.«
Und den Lärm der Stimmen übertönend schrie jemand:
»Nun, Kinder, in den Ofen mit ihm!«
»In den Ofen! In den Ofen!«
Kräftige Hände packten den Cheremetjewschen Sänger, und nur mit großer Anstrengung konnte ich verhindern, daß er gelyncht wurde.
Dann nahm man einstimmig die Resolution an, daß die Kesselschmiede sich dem Beschluß des Betriebes anschließt und bereit ist, unter der Führung des Sowjets der Arbeiterdelegierten im Kampf durchzuhalten. Und die Hämmer hinwerfend, gingen alle zusammen in den Hof, wo vor den Türen der Werkstatt schon eine große Menge stand und die Kesselschmiede mit Hurrarufen empfing.

Der zweite Streik verlief in den Betrieben mit noch größerer Geschlossenheit, mit noch mehr Einmütigkeit als der erste. Dies wurde von allen Rednern auf der Sowjetsitzung vom 2. November festgestellt.

In dieser Sitzung wurde wiederum beschlossen, eine stärkere Agitationstätigkeit unter dem Militär zu entfalten.

Am nächsten Abend tagte der Sowjet in der Freien Ökonomischen Gesellschaft, in einem prunkvollen vergoldeten Saale, der bis zum 3. Dezember Sitzungssaal der Vertreter des Petersburger Proletariats bleiben sollte. Es war eine feierliche und sehr besuchte Versammlung — anwesend waren 417 Delegierte, ohne die Gäste und die Vertreter der sozialistischen Parteien zu rechnen.

Die Berichte aus den Betrieben waren voll Zuversicht und standen im seltsamen Widerspruch zu den Mitteilungen der großen Presse über den Verlauf des Streiks: Die Zeitungen wurden nämlich nicht müde, zu behaupten, daß der Streik mißlungen sei, während die Arbeiter meinten, er wäre glänzend geglückt, und an den endgültigen Sieg nicht zweifelten.

Eine lustige Note brachte in die Sitzung ein Zwischenfall mit dem Telegramm Wittes an die »Brüder Arbeiter«. Witte, der später mit solchem Hochmut vom Sowjet der Arbeiterdelegierten und überhaupt von der Revolution des Jahres 1905 gesprochen hat, spielte in diesen Tagen eine ziemlich klägliche Rolle: Er allein glaubte im Ernst an seine Worte, seine Versprechen, seine Pläne und an sein staatsmännisches Genie, während in Wirklichkeit die Ereignisse ihm über den Kopf gewachsen waren, er keinen Einfluß auf sie hatte, und sein bloßer Name zu einem Symbol des leeren Geschwätzes wurde.

Aber vielleicht war die allerlächerlichste Schwäche Wittes sein Glauben daran, daß die Arbeiter ihm besonderes Vertrauen und Liebe entgegenbrächten. Dies veranlaßte den Regierungschef zu dem Versuch, die Arbeiter mit freundlichen Worten zum Verstand zu bringen und auf die Weise den Streikbrand zu löschen.

Am 3. November richtete er an alle Fabriken das berühmte

Telegramm: »Brüder Arbeiter! Nehmt die Arbeit auf, macht Schluß mit der Meuterei, denkt an eure Frauen und Kinder. Hört nicht auf böswillige Ratschläge. Der Zar hat uns befohlen, der Arbeiterfrage besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Zu diesem Zweck hat Seine Kaiserliche Majestät das Ministerium für Handel und Industrie gebildet, das gerechte Verhältnisse zwischen den Arbeitern und Unternehmern schaffen soll. Laßt uns Zeit, alles mögliche wird für euch getan werden. Hört auf den Rat eines Mannes, der euch zugetan ist und euer Bestes will.«

Als der Sowjet dieses Telegramm besprach, war der Eindruck, den es auf die breiten Arbeitermassen gemacht hatte, bereits bekannt. Die Arbeiter sagten:

»Er hält uns wohl für doof!«

Auf einer Fabrik, die aus irgendeinem Grunde gestern noch gearbeitet hatte, wurde Wittes Telegramm in der Versammlung vorgelesen, worauf die Arbeiter einstimmig und ohne Diskussion beschlossen, dem Regierungschef mit folgender Depesche zu antworten:

»Haben Telegramm verlesen und sind in Streik getreten.«

Der Sowjet der Arbeiterdelegierten antwortete seinerseits auf Wittes Telegramm mit einem Aufruf an die Arbeiter, der mit den Worten begann:

»Nach Anhörung des Telegramms des Grafen Witte an die Brüder Arbeiter drückt der Sowjet der Arbeiterdelegierten vor allem sein äußerstes Befremden über die Unverfrorenheit des Zarengünstlings aus, der sich anmaßt, die Petersburger Arbeiter ‚Brüder‘ zu nennen. Die Proletarier sind mit dem Grafen Witte auf keine Weise verwandt . . .«

Am nächsten Tag, am 4. November, wurde in allen Fabrikversammlungen diese Antwort verlesen. Die Arbeiter waren entzückt. Die Polemik des Sowjets mit dem Regierungschef rückte für einige Stunden alle anderen Fragen in den Hintergrund. Vergessen waren alle Entbehrungen, alle Not, aller Hunger, alle Schwierigkeiten und Gefahren, die sich vor der Arbeiterklasse aufrichteten.

Am 4. November klang eine große Zuversicht in den Reden der Fabrikversammlungen. In der Arbeitermenge brauste eine frohe Erregung.
Indessen konnte man schon an diesem Tage nach objektiven Merkmalen feststellen, daß die Aktion nicht gelungen war. Ein gefährliches Zeichen war vor allem die Tatsache, daß der Streik keinen Widerhall in der Provinz fand: Petersburg streikte allein. Dies hatte viele Gründe: Der nächste Anlaß zum Streik (der Kronstädter Aufstand) war ein örtliches und nicht ein gesamtrussisches Ereignis; die Arbeitermassen hatten sich noch nicht vom 1. Oktober erholt; viele Städte waren eingeschüchtert durch die jüngsten Ausschreitungen der Schwarzen Hundert; und schließlich war der Novemberstreik von Anfang an von einer Atmosphäre der Mißbilligung seitens der nichtproletarischen Schichten umgeben: die bürgerlichen Zeitungen von ganz Rußland machten Front gegen ihn, verschwiegen seine Erfolge, verdrehten seinen Sinn, säten im Lande Mißtrauen gegen die neue Aktion der Arbeiterklasse.
Nur Petersburg streikte, und auch nicht einmal ganz Petersburg. Die Vereinigten Verbände nahmen am 2. November eine Entschließung an, die den Anschluß an den vom Sowjet der Arbeiterdelegierten erklärten Streik als wünschenswert bezeichnete und die Vorstände sämtlicher Verbände aufforderte, ihre Mitglieder »unverzüglich zur Beschlußfassung über den Anschluß an den Streik einzuberufen«. Aber das waren leere Worte: die Verbände wurden nicht einberufen, keiner von ihnen schloß sich dem Streik an, und in den ihnen nahestehenden Kreisen spürte man eine ausgesprochene Feindseligkeit gegen den Sowjet.
Die Aktion der Petersburger Arbeiter blieb also lokal und isoliert. Dies mußte den Eindruck abschwächen, den sie auf die Soldaten ausübte. Die Soldaten sahen teilnahmlos und mürrisch dem Streik zu. Sie glaubten nicht an die Uneigennützigkeit des Eintretens der Arbeiter für die Kronstädter Matrosen; es schien ihnen, als verstecke sich hinter den dringlichen, an sie gerichteten Aufforderungen irgendeine Falle.

Es gab freilich auch Ausnahmen: In einzelnen Soldatengruppen fanden die Aufrufe des Sowjets einen freundlichen Widerhall. Einzelne Soldaten sprachen in diesen Tagen Arbeiter an und versicherten sie ihres festen Beschlusses, auf das Volk nicht zu schießen. Aber es waren Ausnahmen von der Regel der Gleichgültigkeit und des Mißtrauens.
Und sobald es klar wurde, daß der Streik keine Begeisterung in der Soldatenmasse hervorrief, hörte die Regierung auf, Angst vor ihm zu haben.
Der Vollzugsausschuß des Sowjets schätzte die Lage richtig ein. Schon am 4. November beantragte er in der Sowjetsitzung die Einstellung des Streiks. Die Delegierten, die aus den Arbeitervierteln frohe Kampfesstimmung und die volle Gewißheit, daß alles zum besten stände, mitgebracht hatten, waren bestürzt. Es regnete Entgegnungen, Hinweise auf die feste Entschlossenheit der Arbeiter, die angefangene Aktion durchzuhalten. Vergebens bemühten sich die Vertreter des Vollzugsausschusses nachzuweisen, man müßte durchaus die Kräfte für die bevorstehende Entscheidungsschlacht gegen den Zarismus schonen. Die Delegierten verharrten bei ihrer Meinung:
»Mit solch einem Entscheid können wir nicht in unsere Fabriken zurückkehren!«
Der Vorschlag des Vollzugsausschusses wurde mit überwältigender Mehrheit abgelehnt.
Indessen nahmen die Unternehmer ihre Kräfte zusammen und gingen zum Angriff über. Am 5. November — es war ein Samstag — wurde in vielen Fabriken die Entlassung sämtlicher Arbeiter bekanntgegeben, in anderen Unternehmungen forderte man unter Androhung der Entlassung die Arbeiter auf, die Arbeit unverzüglich wiederaufzunehmen.
In der Abendsitzung des Sowjets fehlte schon die Begeisterung von gestern. Finstere Gesichter, kurze Reden, wie abgehackt, als ob jeder eine schwere Last auf seinen Schultern trug.
Die Berichte aus den Betrieben zogen sich endlos hin. Die Lage auf 147 Fabriken stellte sich wie folgt dar:
In 92 Unternehmungen war die Stimmung der Arbeiter fest,

sie waren bereit, unbestimmte Zeit zu streiken, bis der Sowjet die Einstellung des Streiks beschließen würde.
In 14 Unternehmungen war die Stimmung gedrückt, so daß die Fortsetzung des Streiks unmöglich war.
In 25 Unternehmungen beabsichtigte die Belegschaft, am Montag, dem 7. November, die Arbeit wiederaufzunehmen.
In 3 Unternehmungen waren sämtliche Arbeiter entlassen.
In 10 Unternehmungen war die Entlassung angedroht.
In 3 Betrieben war die Arbeit bereits wiederaufgenommen.
Das Gesamtbild war ungünstig. Dazu gab die Regierung bekannt, daß die Kronstädter Matrosen nicht vom Kriegsfeldgericht, sondern vom Militärbezirksgericht abgeurteilt werden würden, daß niemandem von ihnen die Todesstrafe drohte und daß man sie nur für die Teilnahme an den Saufkrawallen verantwortlich machte.
Man konnte, wenn man wollte, diese Erklärung als einen Teilerfolg auffassen. Sie erschwerte auf alle Fälle ganz empfindlich die Fortführung des Streiks.
Der gestern abgelehnte Vorschlag des Vollzugsausschusses wurde diesmal fast einstimmig angenommen. Mit schweren Herzen stimmten die Delegierten für die Einstellung des Streiks: alle waren sich klar, daß dieser Beschluß eine neue Niederlage des Proletariats bedeutete.
Der Sowjet kündigte für Montag, den 7. November, 12 Uhr mittags, die Einstellung des Streiks an und forderte die klassenbewußten Arbeiter auf, »die revolutionäre Arbeit in den Reihen der Armee zu verzehnfachen und unverzüglich an die Organisierung der Arbeitermassen für den Kampf zu gehen, um damit die entscheidende gesamtrussische Schlacht mit der Blutmonarchie, deren Tage gezählt seien, planmäßig vorzubereiten«.
Die bis Montag verbleibende Zeit widmete man den Versammlungen. Der Ton der Reden war siegerhaft, wie der Ton der Sowjetresolution. Aber man merkte, die Arbeitermenge war niedergeschlagen, voller Bedenken und Zweifel, denn sie war sich bewußt, daß der Streik mit ihrer Niederlage geendet und daß diese Niederlage nur der Anfang schwerer Enttäuschungen war.

Etwas zerbrach in den Seelen der Arbeiter; unter dem Frosthauch der heranziehenden Reaktion verwelkte allmählich ihr naiver Glauben an sich, an ihre eigenen Kräfte.
Zu dieser Zeit trat ein fühlbarer Umschwung auch in der Stimmung anderer Schichten der Gesellschaft ein. Ich sprach schon oben davon, wie wenig wohlwollend die nichtproletarischen (liberalen) Kreise dem Novemberstreik gegenüberstanden. Dieser Umstand war höchst beachtenswert.
Vor allem ist festzustellen, daß breite Schichten der Gesellschaft diesen Streik überhaupt nicht verstanden haben. Das Ziel, das in diesem Streik das höchste und das tiefste, das einzige war — der Versuch, die Soldatenmasse durch Eintreten für die Matrosen mit der Arbeiterbewegung zu verbinden —, wurde von der Presse hartnäckig und absichtlich verschwiegen; die Zeitungen schrieben nichts davon, weil sie befürchteten, wider Willen der Revolution in die Hand zu spielen, wenn sie den Soldaten die Augen für die Ziele der Arbeiter öffneten. In der Beurteilung der Hauptlosung des Streiks waren die Liberalen mit den Rechten einig: den Versuch der Revolutionäre, das Heer in den politischen Kampf hineinzuziehen, fanden sie verbrecherisch. Als ob das Heer vor dem November 1905 der Politik ferngestanden hätte! Als ob nicht Soldaten am 9. Januar auf die Arbeiter geschossen hätten! Als ob Trepow sich nicht durch die Bajonette der Soldaten allein halten konnte!
Der Katechismus der Liberalen, der verlangt, daß das Heer sich von Politik fernhält, findet sich leicht damit ab, daß die Soldaten gegen das Volk gebraucht werden. Aber Gott behüte uns vor dem Versuch, der Regierung die Waffe der blinden Soldateska zu entwinden! Gott behüte uns vor dem Versuch, im Soldaten die menschliche Seele zu erwecken.
Als der Arbeiter seine ungedeckte Brust den Bajonetten entgegenhielt, war die öffentliche Meinung auf seiner Seite.
Als derselbe Arbeiter, immer vorwärts gehend und die Stahlspitze unmittelbar am Herzen fühlend, dem Soldaten zurief: »Bruder! Töte nicht. Wir beide haben einen einzigen gemeinsamen Feind!«, da kehrte sich die öffentliche Meinung gegen

ihn, weil er das Heer in den Strudel des politischen Kampfes hineinziehen wollte.
Darin liegt der Grund der Unpopularität des Novemberstreiks und der merkwürdigen Verdrehung seiner Idee in den gemäßigten Kreisen der Gesellschaft.
Man kehrte sich vom Novemberstreik ab, weil er die Grundfrage der Revolution, die Frage des Heeres, in der schärfsten Form stellte. Aber man kritisierte ihn meistens als eine unangebrachte Form des Protestes gegen die Verhängung des Kriegszustandes über Polen.
Die liberale Presse faßte ihre Mißbilligung dieser Aktion der Petersburger Arbeiter in der Formel zusammen:
»Man darf nicht aus partiellem Anlaß streiken!«
Und da die Menschen ein kurzes Gedächtnis haben und man im November bereits vergessen hatte, was im Oktober geschehen war, so wurde die neue Aktion der Arbeiter durch den Vergleich mit dem ersten Streik heruntergerissen:
Damals wäre der Streik im Namen der Forderungen des gesamten Volkes erklärt worden, und alle waren deshalb an der Seite der Streikenden gewesen. Jetzt sei der Anlaß zum Streik ein partieller, und die Gesellschaft kann nicht billigen, daß aus solch einem Anlaß von einer so scharfen Waffe wie dem Generalstreik Gebrauch gemacht wird.
Welche Verdrehung der geschichtlichen Perspektive!
Der Oktoberstreik begann aus einem durchaus partiellen, aus einem geringfügigen Anlaß — weil auf der Moskau-Kasaner Bahn aus unbekannten Quellen falsche Gerüchte in Umlauf kamen, daß der in Petersburg tagende Eisenbahnerkongreß auseinandergetrieben wäre. Keinerlei gesamtrussische Forderungen wurden am Anfang des Oktoberstreiks aufgestellt, und jede Partei legte seine Losungen anders aus.
Der Novemberstreik dagegen hatte von Anfang an eine bestimmte politische Idee, eine Parole, in der in Wirklichkeit, trotz ihres lokalen Ursprungs, die Befreiung Rußlands aus den Fesseln des Zarismus beschlossen lag.
Wenn dessenungeachtet die Bewegung im ersten Falle einen

nationalen Charakter erhielt und im zweiten Falle zu einer vereinsamten Aktion der Petersburger Arbeiter wurde und auf dieser Stufe verblieb, so muß man die Erklärung in den Verschiebungen suchen, die in der Zeit vom 13. bis 14. Oktober bis zum 1. bis 2. November in den Gesellschaftsgruppierungen stattgefunden hatten: in diesen drei Wochen waren die Wege der revolutionären Arbeiterbewegung und der liberalen Elemente der Gesellschaft scharf auseinandergegangen, als man an die Frage des weiteren Kampfes gegen den Zarismus und an die Frage des Heeres herankam.

Mochten die liberalen Kreise die Aktion der Arbeiter zum Schutz der Matrosen von Kronstadt ablehnen, mit dem Protest gegen den über Polen verhängten Belagerungszustand mußten sie sympathisieren. Aber dieser Protest ging vom Sowjet der Arbeiterdelegierten aus — und deshalb suchten die Liberalen ihren Kundgebungen gegen die Einführung des Belagerungszustandes in Polen solche Formen zu verleihen, daß niemand sie mit den Verderbern des Heeres verwechseln konnte.
In dieser Hinsicht war die »Polnische Versammlung« kennzeichnend, die die Vereinigten Verbände in der Tenischeffschen höheren Schule am 5. November abhielten.
Von dieser Kundgebung, zu deren Veranstaltung sämtliche fortschrittlichen Organisationen Petersburgs herangezogen worden waren, erfuhr der Vollzugsausschuß des Sowjets ganz kurz vor ihrem Beginn, als die Einladungskarten für die Vertreter des Sowjets in die Freie Ökonomische Gesellschaft gebracht wurden. Ich bekam den Auftrag, in der Versammlung zu sprechen. Ich fuhr hin, unmittelbar aus dem Sowjet, in Arbeiterkleidung, müde und zugleich aufgeregt von den Betriebsversammlungen am Morgen.
Der Saal war voll. Den Vorsitz führte der bekannte bejahrte Publizist N. Annenski. Anwesend waren Intellektuelle: Professoren, Journalisten, Rechtsanwälte, Ingenieure — die ganze Blüte der Vereinigten Verbände. Hier und dort ein Häuflein Studenten.

Dieselben Gesichter wie auf der Universitätsversammlung am 14. Oktober. Aber welcher Unterschied in der Stimmung! Drei Wochen früher rühmten und priesen alle Lippen die Arbeiter, alle Hände streckten sich ihnen entgegen. Aber jetzt war es, als ob eine unsichtbare Wand zwischen diesen Menschen und den Fabrikvierteln emporgewachsen wäre. Kein Wort über den Streik. Dabei war der Saal mit Stearinkerzen beleuchtet, weil die Elektrizitätswerke streikten; die Versammlung wurde mit Verspätung eröffnet, weil die Pferdebahnen nicht gingen und viele Teilnehmer zu Fuß durch die ganze Stadt kommen mußten...

Die Reden erschienen mir fremdartig, seltsam.

Zuerst sprach P. Struve, der berühmte liberale Publizist und Nationalökonom, der eben aus dem Ausland zurückgekehrt war. Es war wahrscheinlich sein erstes öffentliches Auftreten in Petersburg. Man empfing ihn mit Ovationen. Er sprach davon, daß der Zar von schlechten Ratgebern umgeben wäre und daß das Heil Rußlands die Ersetzung dieser Ratgeber durch andere, die die Wünsche der Gesellschaft verstehen würden, verlange. Es war eine gemäßigt konstitutionelle, monarchistische Rede. Und sie entsprach der Stimmung der Versammlung, jedenfalls der Stimmung vieler Zuhörer. Man unterbrach den Redner mit Beifall und dies gerade an den Stellen, die in mir am meisten Empörung hervorriefen.

Nach ihm sprach ein bejahrter, würdevoller Professor. Ausführlich und mit viel Geduld suchte er zu beweisen, daß beide Völker — das russische und das polnische — brüderlich zusammenleben müßten. Er sprach von der Rassenverwandtschaft der beiden Völker, von der Ähnlichkeit ihrer Sprachen, von dem Gemeinsamen in ihrem geschichtlichen Schicksal.

Dann nahm ein Herr in Beamtenuniform das Wort. Er schickte voraus, daß er fünfzehn (oder waren es zwanzig?) Jahre als Gewerbeaufsichtsbeamter in Polen tätig gewesen war, und redete dann von den polnischen Arbeitern. Er sprach von ihnen in nachsichtigem, herablassendem, wohlwollendem Ton: es wärens keine schlechten Menchen, freilich etwas unruhig, aber

man könnte sich mit ihnen durchaus vertragen, wenn man verstände, sie richtig anzufassen. Ich hatte den Eindruck, gerade so hätte ein liberaler Pflanzer von seinen Negern sprechen müssen, der mit der Korrektheit des Gentlemans seinem Nachbar die Überzeugung hätte beibringen wollen, daß man die Sklaven nicht grausam behandeln sollte.
Ich möchte noch das Auftreten eines Vertreters der polnischen Öffentlichkeit erwähnen.
In einer sehr hübschen, gefühlvollen Rede dankte er der Versammlung dafür, daß sie ihre Stimme gegen den Belagerungszustand in Polen zu erheben wage. Ihm antwortete donnernder Beifall, sowohl der Redner als auch die Zuhörer waren gerührt. Besondere Begeisterung riefen die Schlußworte des Polen hervor: »Ich habe mein ganzes Leben von der brüderlichen Vereinigung unserer beiden Völker geträumt. Zuweilen schien es mir, als ob dieser Traum nie in Erfüllung gehen sollte. Aber heute, wo ich sehe, wieviel Russen sich in diesem Saal versammelt haben, um gegen den Belagerungszustand in Polen zu protestieren, heute bin ich mehr als je überzeugt, daß mein Traum Wirklichkeit werden wird.«
Während dieser Rede meldete ich mich zum Wort. N. Annenski maß mich vom Kopf bis zu den Füßen mit Blicken, die schließlich auf meinen hohen, mit Lehm und Kot bis an den Rand bedeckten Stiefeln haftenblieben, und sagte leise, mich freundlich am Arm fassend:
»Gleich, gleich erteile ich Ihnen das Wort... Aber ich bitte Sie sehr, Sie sehen, welche einmütige Stimmung hier herrscht. Tragen Sie keine Polemik hinein! Sie werden das nicht tun, nicht wahr?«
Leider konnte ich trotz meiner Achtung vor dem alten Schriftsteller nicht versprechen, seine Bitte zu erfüllen. Annenski sah mich noch immer freundlich an und sagte:
»Nun, nach dieser Rede machen wir eine Pause, und nach der Pause werden Sie sprechen.«
Der Alte sah voraus, daß das Auftreten des Sowjetredners mit einem Krach enden würde, und wollte, daß wenigstens der erste Teil der Versammlung friedlich verliefe.

Meine Rede war ganz bolschewistisch aufgebaut: ich stellte den revolutionären Kampf des Proletariats der Kompromißlerei der Bourgeoisie gegenüber, antwortete sämtlichen Rednern, die vor mir gesprochen hatten, und klagte sie alle des Verrats an der Revolution und am Volk an.
»Der Zar hat schlechte Ratgeber?« fragte ich P. Struve: »Das heißt, daß der Zar selbst gut ist! Die Ratgeber des Zaren müssen ersetzt werden? Das heißt, der Zar muß bleiben? Und ähnliche Reden werden abgehalten in der Versammlung der Vereinigten Verbände, derselben Verbände, die vor erst drei Wochen Hand in Hand mit den Arbeitern gegen den Zarismus in den Kampt auf Leben und Tod gingen! Und solche Reden finden hier freundliche Zustimmung!«
Und ich erzählte eine Anekdote, die ich auf der Stelle ersann: »Eine alte Tunte kommt beichten zum Pfarrer Johann von Kronstadt (der zu dieser Zeit als Heiliger galt): ‚Heiliger Vater, eine große Sünde lastet auf mir, ich hab' am Zaren zu zweifeln begonnen und, Frevlerin, die ich bin, den Glauben an ihn verloren.' Der Vater Johann beschwichtigt sie: ‚Vom Satan kommen diese Zweifel. Denk nur selbst — sorgt sich denn der Zar nicht um sein Volk? Aber er hat zuweilen böse Ratgeber — da kann die Wahrheit nicht sofort bis zum Zarenthron gelangen. Das ist aber nicht so schlimm, bald wird der Zar seine Ratgeber wechseln, und alles wird gut werden.' Die Alte bekreuzt sich und bedankt sich bei dem Wundertäter von Kronstadt: ‚Du hast mich getröstet, meine Seele von Sünde befreit.'
Herr Struve«, schloß ich, »erinnerte mich an den Vater Johann, und ihr, Bürger, mit euerem Beifall an diese alte Tunte.«
Ich erwartete, daß meine Worte Protest, Pfiffe, »Nieder«-Rufe hervorrufen würden. Wie groß war meine Überraschung, als ein Teil der Versammlung diese Worte mit stürmischem Beifall quittierte!
Als wieder Stille eintrat, ging ich zur Rede des Professors über: »Sie sind gegen den Belagerungszustand in Polen, weil die Polen ein den Russen verwandtes Volk sind? Nun, und wenn die polnische Sprache mit der russischen keine Ähnlichkeit hätte,

würden Sie dann nichts gegen die Verfolgung der Polen haben? Den Protest gegen die Gewalttaten des Zarismus auf diese Weise zu begründen, heißt im voraus eine Brücke zum Sich-Abfinden mit diesen Gewalttaten zu bauen!«
Wieder brach der Beifall los — diesmal schon ganz unverdient, denn die Argumentation des Professors gab keinen Anlaß für die von mir gemachten Schlußfolgerungen: der Professor sprach wie ein Fachmann; indem er die allgemeine Forderung von der Unzulässigkeit der nationalen Vergewaltigung auf den Einzelfall anwandte, nahm er einen Teil des Problems und erörterte ihn von seinem speziellen Standpunkt aus; das war sein gutes Recht, und man konnte daraus nicht folgern, daß er keine anderen Argumente gefunden hätte, wenn es sich um die Unterdrückung sagen wir der Juden gehandelt hätte...
Aber in der Versammlung begannen offenbar die radikaleren Elemente (oder Elemente, die radikal scheinen wollten) die Oberhand zu gewinnen. Händeklatschen unterbrach immer öfter, immer lauter meine Rede. Ich wandte mich der Rede des Polen zu, der als letzter vor mir gesprochen hatte:
»Sie haben warme Worte gefunden, um der Versammlung für die Kundgebung zugunsten Ihres Volkes zu danken. Aber warum danken Sie nicht dem Petersburger Proletariat für seinen Streik?«
Diesmal brach fast der ganze Saal in eine Beifallskundgebung aus, die zu einer wahren Ovation für den Sowjet wurde.
»Sie haben zusammengerechnet, wieviel Personen sich in diesem Saal befinden!« fuhr ich fort: »Aber haben Sie die Arbeiter gezählt, die bereits den vierten Tag für ihre Brüder in Polen und Kronstadt streiken? Sie haben den Streik vergessen, der außerhalb der Mauern dieses Hauses im Gang ist! Sie haben ihn vergessen, obgleich die Straßen, durch die Sie hergekommen sind, und diese Kerzen, welche die elektrischen Birnen ersetzt haben, Sie an das Proletariat erinnern müßten, das gegen den Zarismus kämpft, und an Ihre Schuld gegenüber diesem Proletariat!«
Hier hätte ich haltmachen müssen. Aber von dem wachsenden Erfolg meiner Rede angespornt und von der Gegen-

überstellung unseres Revolutionsgeistes und ihrer Halbheit angefeuert, schlug ich immer höhere Töne an. Ich ließ mich zu dem Satz hinreißen:
»Ihre Protestversammlung kostet nicht viel: Sie haben dem Kutscher ein paar Groschen gezahlt, sind hergekommen, sitzen da und hören zu.«
Ich schloß mit den Worten, daß die Intelligenz nur in dem Falle der Sache der Befreiung Rußlands dienen könnte, wenn sie all ihre Kräfte zur Unterstützung der wahrhaft revolutionären Klasse, der Arbeiterklasse, einsetzen würde.
Lange wollte sich der Beifall nach meiner Rede nicht legen, aber ich sah deutlich, daß ein Riß durch die Versammlung ging: die einen klatschten Beifall, die anderen saßen regungslos und waren sichtlich unzufrieden mit meiner Rede und mit der Aufnahme, die man ihr bereitet hatte. Man hörte Zischen. Hinter dem Vorstandstisch stand Annenski, blaß, erregt.
Als der Saal still geworden war, sagte er:
»Meine Damen und Herren! Ich war gar nicht auf das gefaßt, was hier geschehen ist... Hier hat man die russische Intelligenz beleidigt — und Sie haben es mit Beifall angenommen... Hier hat man gesagt, daß Ihr Protest gegen die Gewalttaten des Zarismus nicht mehr als ein paar Groschen koste — und Sie... Sie haben auch dies mit Beifall quittiert...«
Händeklatschen übertönte die Stimme des Vorsitzenden. Er streckte die beiden Hände nach vorn, um Ruhe zu verlangen und zu zeigen, daß er noch nicht zu Ende war. Man vernahm, daß er etwas über die Heldentaten der russischen Intelligenz sprach. Dann schwankte seine Gestalt, er fiel in Ohnmacht, und man trug ihn von der Tribüne.
Im Saal entstand ein unbeschreibliches Durcheinander, die Teilnehmer der Versammlung zankten aufgeregt miteinander. Ein Ingenieur, der den Sozialrevolutionären nahestand, sprang auf einen Stuhl und redete davon, daß die Sozialdemokraten stets gegen die Intelligenz gewesen wären. Ein anderer Ingenieur, ein ständiger Opponent des Vorredners im Verband der Ingenieure und der Techniker, antwortete darauf, man dürfte sich

nicht beleidigt fühlen, wenn man die Wahrheit zu hören bekäme. In den hinteren Reihen erhob sich ein Student und sagte laut:
»Die Genossen und die Bürger, die gegen die der russischen Intelligenz durch einen Sozialdemokraten zugefügte Beleidigung protestieren wollen, bitte ich in das Nebenzimmer zu kommen.«
Er ging aus dem Saal, ihm folgte ein Teil des Publikums. Ich ging auch mit den anderen hin, um eine Erklärung abzugeben und dem Skandal ein Ende zu machen. Mein Erscheinen in dieser improvisierten »Versammlung«, die man zum Protest gegen meine Rede veranstaltet hatte, wurde ziemlich gutmütig aufgenommen. Man gab mir das Wort, hörte meiner Erklärung zu und beschloß, in den Saal zurückzukehren.
Dort dauerte das Durcheinander noch immer an. Annenski saß abseits auf dem Podium, führte aber den Vorsitz nicht mehr. Er forderte mich mit der Hand auf, zu ihm zu kommen und fragte mich, ob ich nicht das durch meine Rede hervorgerufene Mißverständnis zerstreuen möchte. Ich drückte mein Bedauern über dieses Mißverständnis aus und war bereit, in diesem Sinne vor der Versammlung eine Erklärung abzugeben.
Ich bekam das Wort außer der Reihe und sagte, daß ich die Intelligenz nicht zu beleidigen beabsichtigt hatte und daß die Schärfe meiner Worte sich nur durch die Unaufmerksamkeit erkläre, welche die Veranstalter der Kundgebung gegen die streikenden Arbeiter an den Tag gelegt hatten.
Darauf klatschten die einen Beifall, andere pfiffen. Annenski drückte mir die Hand, dankte mir für die abgegebene Erklärung. Aber... der Schluß der Versammlung versank in einem Chaos von Streit und Zank. Die Versammlung war aufgeflogen, und man ging, ohne eine Entschließung anzunehmen, nach Hause. Freilich hatte ich nicht dies angestrebt, als ich versuchte, durch meine Rede die Versammlung »nach links zu drängen«. Aber die Bolschewiken waren entzückt von meinem Auftreten. Der Genosse Anton gratulierte mir am nächsten Tag zu dem Erfolg: »Famos! Das heißt, den Liberalen in die Suppe spucken!«
Aus seinem Mund war das das höchste Lob...

Als das Petersburger Proletariat nach dem zweiten Streik die Arbeit wieder aufnahm, kehrte es eigentlich zum Ausgangspunkt seiner Novemberaktion zurück, zu der Lage, die sich nach dem ersten Generalstreik und nach der eigenmächtigen Einführung des Achtstundentages gebildet hatte.

Diese Lage war von vornherein für die Arbeiter ungünstig gewesen, und sie hatte sich in den fünf Streiktagen noch mehr verschlechtert. Die Arbeiter kamen aus dem Kampf moralisch und materiell geschwächt heraus. Die Unternehmer dagegen hatten sich in diesen wenigen Tagen zusammengetan und einen gemeinsamen Aktionsplan vorbereitet. Außerdem war Ende Oktober die öffentliche Meinung auf der Seite der Arbeiter, der Sieger im ersten Streik. Jetzt betrachtete dieselbe öffentliche Meinung die Arbeiter als Unruhestifter, als Friedensstörer, die einer ordentlichen Lektion und eines eisernen Zaumes bedürften.

Auf das Petersburger Proletariat hagelten Angriffe und Schläge nieder: Die Besitzer von 72 Metallfabriken erklärten, sie würden ihre Unternehmungen stillegen, falls die Arbeiter nicht auf die eigenmächtige Verwirklichung des Achtstundentages unverzüglich verzichten; ähnliche Erklärungen gaben die Textilfabrikanten und Glashüttenbesitzer ab; die Staatsbetriebe wurden stillgelegt.

Der finstere Schatten einer allgemeinen Aussperrung sank auf die Arbeiterviertel herab, der Hunger streckte seine hagere Hand nach der Kehle der Arbeiter aus. Zugleich begann der Angriff der Polizeireaktion. In den Fabrikgegenden erschien Militär. Die Polizei und die Fabrikverwaltung fingen an, die Arbeiterversammlungen zu verhindern. Und am 10. November konnte sogar der Sowjet der Arbeiterdelegierten sich nicht versammeln, weil der Saal auf dem alten Salzhof, in welchem die Sitzung stattfinden sollte, von Polizei und Militär umstellt worden war. Der Sowjet suchte vergebens nach neuen Mitteln, mit deren Hilfe er die im Oktober besetzten Stellungen behaupten könnte. Solche Mittel gab es aber nicht. Und deshalb herrschte jetzt Verwirrung in den Sitzungen des Sowjets, die noch vor kurzem

so feierlich und imposant gewesen waren. Mitunter machten sich die Delegierten verschiedener Bezirke und Fabriken gegenseitig Vorwürfe. Die Entschließungen des Sowjets hatten die frühere Kraft nicht mehr, aus ihnen verschwanden ihre Fanfarenklänge. Auch die Reihen der Arbeiterschaft begannen, ihre Geschlossenheit zu verlieren.

Die Sowjetsitzung vom 12. November hinterließ einen schweren Eindruck. Es war ein Kriegsrat während des Rückzugs der Armee, während eines Rückzugs, der sich in eine Flucht zu verwandeln drohte.

Einzelne Delegierte forderten auf, durchzuhalten, verlangten einen neuen Generalstreik. Eine Arbeiterin von der Maxwellschen Textilfabrik hielt eine flammende Rede, in der sie die Männer, die vor dem Feind zurückzuweichen bereit waren, mit Vorwürfen überhäufte:

»Ihr seid gewöhnt, gut zu essen und weich zu schlafen, und ihr habt auch eure Weiber daran gewöhnt — da zittert ihr vor Angst bei dem Gedanken an die Entlassung«, sagte sie: »Aber wir sind bereit, für den Achtstundentag zu sterben!«

Und sie endete ihre Rede mit dem Aufruf:

»Sieg oder Tod!«

Aber das war nur ein Aufflackern bei einzelnen. Der Sowjet aber, der auch in diesen schweren Tagen das Organ der Arbeitermassen blieb, war sich vollständig klar, daß keine Kampfbegeisterung mehr in den Massen vorhanden war. Und deshalb nahm er nach leidenschaftlichen Debatten eine Entschließung an, nach welcher der Kampf um den Achtstundentag einzustellen war.

Aber der Rückzug des Besiegten hält den Vormarsch des Siegers nicht auf.

Die Unternehmerreaktion hatte ihre Kraft gespürt, und sie beeilte sich, den Widerstand der Arbeiter mit einem entscheidenden Schlag zu brechen und die durch Streiks erschütterte Disziplin wiederherzustellen. Mit jeder Stunde wuchs die Zahl der aut die Straße geworfenen Arbeiter. Man hatte schon nicht an den weiteren Teilkampf um neue Eroberungen, nicht an die Erhal-

tung der im Oktober erzwungenen Zugeständnisse zu denken, sondern daran, es in Petersburg nicht zur allgemeinen Stilllegung kommen zu lassen.
Am 13. November trat der Sowjet zusammen, um zu beraten, wie der Schlag abzuwehren wäre, zu welchem die Unternehmer die Hand schon erhoben hatten. Wie könnte man die Fabrikanten zwingen, die Produktion weiterzuführen?
Ach! Einen von den Unternehmern stillgelegten Betrieb in Gang zu bringen, war für die Arbeiter schwieriger, als das ganze Leben im Lande stillzulegen.
Es erhoben sich Stimmen, welche die Erklärung eines neuen Streiks forderten. Aber das war ein von der Verzweiflung eingegebener Vorschlag: der Streik hätte gar nicht durchgeführt werden können. Und wenn auch alle Arbeiter von Petersburg wie ein Mann die Arbeit niedergelegt hätten, so hätten sie damit nur das Spiel ihrer Feinde gespielt, die sich bereit gemacht hatten, die Arbeiter mit den Ketten des Hungers zu fesseln. Der Vorschlag des Generalstreiks wurde vom Sowjet abgelehnt. Man beschloß, einen Aufruf an die Bevölkerung zu erlassen. Damit war die mächtige proletarische Organisation in die Taktik der Liberalen, in den Kampf durch Resolutionen zurückgeworfen.
Ein neuer Rückzug...
Die Arbeiter waren sich dessen vollständig bewußt. Die Arbeiterversammlungen lichteten sich. Die Begeisterung, die in ihnen geherrscht hatte, verschwand. Manche Arbeiter wandten sich bereits von den ihnen vor kurzem noch teuren Fahnen ab.

Dem Sowjet der Arbeiterdelegierten schwankte der Boden unter den Füßen. Nach dem Ende des zweiten Streiks tagte er seltener, und der lebendige Geist, der Geist des revolutionären Enthusiasmus, war aus seinen Sitzungen verflogen; von jeder kehrten die Delegierten in die Betriebe mit dem Gefühl zurück, daß es je länger um so schlechter um die Sache stand.
Der Geist der Revolution verließ auch den Vollzugsausschuß des Sowjets. War es lange her, daß hier das Herz der Bewegung

schlug, die die Festungen des Zarismus bis in ihre Grundsteine erschütterte? War es lange her, daß schon der Name des »Vollzugsausschusses« in fast mystischem Glanze erstrahlte? Und jetzt... Jetzt wurden alle Kräfte des Vollzugsausschusses aufgezehrt durch die Organisation der Arbeitslosenhilfe. Vom frühen Morgen bis in die Nacht war hier die Verteilung der Unterstützungen im Gange. Mit der Ausdehnung der Aussperrungen stieg das Elend in den Arbeitervierteln. Es war ein Meer von Not und Verzweiflung. Seine Wellen schlugen an die Türen des Sowjets, und er hatte keine Kräfte und Mittel, um mit dieser neuen Aufgabe fertig zu werden. Indessen tobte der Sturm der Revolution in dem übrigen Rußland weiter.

Am 13. November, gerade an dem Tag, an dem das Petersburger Proletariat gezwungen wurde, vor dem vereinten Angriff der Unternehmer und der Regierung zu kapitulieren, loderte in Sebastopol der Aufstand auf. Aus der Stadt sprang er auf die Kriegsschiffe über. Der Oberleutnant z. S. Schmidt hißte auf der »Otschakow« die Flagge des Befehlshabers des revolutionären Geschwaders.

Die Lage in Südrußland war drei Tage lang außerordentlich gespannt, der Abschluß des entfesselten Kampfes war nicht vorauszusehen.

Vielleicht wäre sein Ausgang ein anderer gewesen, wenn er eine Woche früher angefangen hätte, als Petersburg für das Leben der Kronstädter Matrosen kämpfte. Vielleicht würden die Ereignisse in Sebastopol einen Widerhall in Petersburg und Moskau gefunden haben, wenn die Petersburger Arbeiter nicht soeben eine Niederlage erlitten hätten.

Aber jetzt mußte der Petersburger Sowjet sich darauf beschränken, an die Aufständischen ein Begrüßungstelegramm abzusenden. Viele solcher Telegramme flogen in diesen Tagen nach Sebastopol. Aber das war eine schwache Hilfe für den Aufstand. Der Sieg fiel dem Zarismus zu.

In Petersburg erschienen noch immer revolutionäre Zeitungen, ertönten noch immer revolutionäre Reden, aber der Bewegung war bereits das Rückgrat gebrochen.

Da der Vollzugsausschuß des Sowjets das fühlte, versuchte er mit der Energie der Verzweiflung, eine Stütze für die sinkende Bewegung außerhalb Petersburgs zu finden.
Sich mit Moskau zu verbinden, sich den Verbänden der Eisenbahn- und Postbeamten zu nähern, die Kräfte des Proletariats mit denen der Bauern zu vereinigen, das Heer dem Zarismus aus den Händen zu reißen, dies waren Aufgaben, die sich in diesen Tagen die Führer des Sowjets stellten. Dazu verhandelten die Vertreter des Sowjets mit den Vertretern anderer Organisationen. Aber die Masse der Arbeiterdelegierten hatte bei diesen Verhandlungen nichts zu tun — und damit wurde der Niedergang des Sowjets noch mehr unterstrichen.
Immer häufiger, immer dringlicher kam der Gedanke der Arbeiter auf die Frage der Bauernschaft zurück.
»Ohne die Bauern ist nichts zu machen«, sagten die Arbeiter: »Alle Kraft liegt bei denen.«
Zu derselben Frage kamen die Arbeiter auch dann, wenn die Redner sie in den Versammlungen aufforderten, unter den Soldaten zu agitieren.
»Uns werden die Soldaten nicht glauben«, sagten sie: »Ja, wenn die Bauern mit ihnen reden würden, dann wird die Sache anders gehen.«
Vielleicht war dieser mein Eindruck subjektiv und beruhte aut einem ungenügenden Kreis von Beobachtungen, aber ich hatte Mitte November das deutliche Gefühl, daß die Arbeiterbewegung in Petersburg — und vielleicht in ganz Rußland — ihre Kräfte erschöpft hatte und daß jetzt das platte Land an die Reihe kommen müßte. Dieses Gefühl verließ mich auch während des Streiks der Post- und Telegraphenbeamten nicht.
Diesem Streik war die Sitzung des Sowjets am 19. November — die letzte Sitzung, an der ich teilnahm — gewidmet. Man erörterte hier unter anderem die Frage, wie man den Transport der internationalen Korrespondenz verhindern könnte. Ein Aufruf wurde beschlossen:
an die Maschinisten: sie sollten sich weigern, Züge mit Postwagen zu führen;

an die Wagenschieber: sie sollten sich weigern, solche Wagen anzukuppeln;
an die Eisenbahner vom Streckendienst: sie sollten Züge mit Postwagen aufhalten;
an das Publikum: es sollte nicht in Postzügen fahren.
Äußerlich war die Resolution fast genau so ausführlich wie die vor einem Monat beschlossene Verfügung über die Pressefreiheit. Aber diese äußerliche Ähnlichkeit war trügerisch: damals gab der Sowjet einen Befehl, jetzt wandte er sich mit Aufrufen an verschiedene Gruppen der Bürger, unter anderem an solch eine Gruppe wie das Eisenbahnpublikum...
Es war der Anfang vom Ende des Petersburger Sowjets der Arbeiterdelegierten vom Jahre 1905.

Auf dem Lande

Seit Anfang November, als die unheilvolle Isolierung der Arbeiterklasse und die Aussichtslosigkeit einer rein städtischen revolutionären Bewegung in einem Bauernlande allmählich klar wurden, richtete sich die Aufmerksamkeit der Arbeitermassen spontan auf die Haltung der Bauernschaft in dem entbrannten Kampf. Zu dieser Zeit gab es keine andere Frage, die auch nur annähernd die Petersburger Arbeiter in demselben Maße interessiert hätte. Ich hatte den ganz deutlichen Eindruck, die Arbeiterschaft von Petersburg fühle nach dem Novemberstreik, daß sogar die Frage des Heeres — die Frage, die sie durch ihre Aktion zugunsten der Kronstädter Matrosen zu lösen versuchte — nur dann endgültig gelöst werden könnte, wenn das platte Land sich erhöbe.
Aber das Dorf war für uns alle ein unlösbares, qualvolles Rätsel. Ich, der niemals auf dem Lande gewohnt hatte, fühlte mich vor diesem Rätsel völlig hilflos. Und es schien mir, daß Genossen, die Kenner der Landfrage zu sein glaubten und in den Versammlungen im Namen der vielen »Millionen Bauern« sprachen, fast ebenso hilflos waren.
In der Tiefe Rußlands, auf dem Lande, geschah etwas Großes, Unverständliches, aber die Zeitungsnachrichten gaben kein klares Bild von den Entwicklungen, die dort vor sich gingen. In den ersten Oktobertagen, noch vor Beginn des gesamtrussischen Streiks, loderten im Gouvernement Saratow Agrarunruhen mit einer unerwarteten Kraft auf. Von da aus sprang das Feuer auf das Gouvernement Samara über. Dann gingen Herrensitze in den Gouvernements Kursk, Woronesch, Orel und Tambow, in der Ukraine, im Kaukasus, in Polen, im Baltikum in Flammen auf. Der »rote Hahn« trieb sein Wesen in ganz Rußland... Es schien in den Tagen des ersten Streiks, als ob diese Brandstiftungen, denen die Herrensitze zum Opfer fielen, diese Zerstörungen der Gutswirtschaften, der Brennereien und Zuckerfabriken usw. den Anfang des allgemeinen Bauernaufstandes bezeichneten, der sich mit der städtischen Arbeiterbewegung

in einem gemeinsamen mächtigen Strom vereinigen sollte. Aber am Tage nach der Veröffentlichung des Manifestes erschien in den Zeitungen neben der Spalte »Die Agraraufstände« eine neue Rubrik »Die Pogrome«, und bald nahm sie auf der Seite der Nachrichten aus der Provinz einen großen Platz ein. Dieselben Bauern, die gestern die Gutsbesitzer überfielen, zogen heute mit weiß-blau-roten Fahnen, mit Zarenbildern, unter der Leitung der Polizei aus, um die »Staatsfeinde« niederzuknüppeln.

Gegen Ende Oktober ließ die Pogrombewegung nach.

Wieder begannen Brandstiftungen an den Herrenhöfen auf dem Lande. Hier und dort versuchte die örtliche Polizei, den Unruhen entgegenzuwirken. Es kamen Nachrichten von Gewalttaten der bäuerlichen Menge gegen die Vertreter der Staatsgewalt, hier hatte man den Kreispolizeichef getötet, dort auf dem Polizeirevier alles in Stücke geschlagen, dann wieder einigen Landjägern übel mitgespielt. Aber überall, wenigstens in Mittelrußland, hörten die Unruhen auf, wenn Truppen herankamen.

In Moskau trat ein Bauernkongreß zusammen. Die einen blickten auf ihn voller Hoffnung, die anderen voller Angst, alle mit großen Erwartungen. Aber sehr bald kam man zur Ansicht, das wären gar keine echten Bauern, sondern vielmehr Dorflehrer, Agronome, Landmesser, Vertreter der ländlichen Intelligenz. Auch die revolutionären Beschlüsse der Dorfgemeinden, die in den Zeitungen, besonders im sozialrevolutionären »Sohn des Vaterlandes«, erschienen, flößten Mißtrauen ein.

Was bedeuteten diese Beschlüsse und Reden auf dem Bauernkongreß? fragten sich viele. Ist das die Stimme des ganzen bäuerlichen Rußlands oder die Meinung einzelner Häuflein, die sich im aufgewühlten Meer der Bauernschaft verlieren?

Damals war es schwer, die Gründe für dieses Mißtrauen gegen die Stimmen aus dem Dorfe zu ermitteln, jetzt sind sie nur allzu klar.

Mitte November legten sich die Bauernunruhen. Es stellte sich heraus, daß in eineinhalb Monaten insgesamt etwa 2000 Herrensitze, Gutshöfe und Fabriken in 300 Kreisen zertrümmert, verbrannt, zerstört worden waren. 2000! Eine recht große Zahl. Aber auch Rußland ist groß: es zählte fast hundertmal soviel

Herrensitze und Gutshöfe, gelitten hatten also 1 v. H. der Gutsbesitzer, an den Agrarunruhen hatten etwa 1 v. H. der Bauern teilgenommen. Und die übrigen 99 v. H.? Von ihnen wußte man gar nichts.

Im Sowjet der Arbeiterdelegierten sprach man mehrmals darüber, daß man engere Fühlung mit der Bauernbewegung nehmen müßte. Am 5. November, gerade an dem Tage, an dem man beschloß, den zweiten Streik einzustellen, erschien im Sowjet eine Delegation der Bauern des Kreises Sumj. Man empfing sie mit stürmischem Beifall.

Der Vertreter des Dorfes bat den Sowjet, den Bauern zu gestatten, sich an die Streikbewegung anzuschließen. Er erzählte, daß im Kreise Sumj seit dem Frühling ein Bauernverband arbeitete, der bereits einen wirtschaftlichen Streik auf einer Reihe von Gütern, auf denen Bauern und Bauernsöhne als Landarbeiter beschäftigt waren, mit Erfolg durchgeführt hatte. Jetzt warteten die Bauern nur auf die Erlaubnis, sich dem politischen Kampf der Städte anzuschließen.

Diese Erklärung wurde als ein erfreuliches Zeichen vermerkt, als frohe Botschaft aufgenommen ...

Mich zog es in diesen Tagen auf das Land, zog es, wie es einen Wanderer ins Innere eines unerforschten Landes voller Geheimnisse und Gefahren zieht ...

Und ganz zufällig mußte ich mich geradeswegs von einer Sitzung des Petersburger Sowjets in eine entlegene Dorfgegend, in einen Krähwinkel des Gouvernements Nowgorod begeben. Ich habe dort nur drei Tage verbracht und will nicht die Behauptung wagen, daß ich in diesen Tagen das russische Dorf kennengelernt habe. Und doch scheint mir das, was ich auf dem Lande gesehen habe, nicht uninteressant, schon deshalb, weil ich nur hier, in der Dorfstille, richtig empfunden habe, welcher Abgrund die städtische Bewegung des Jahres 1905 von der bäuerlichen Masse trennte.

Was hier folgt, ist keine Charakteristik des russischen Dorfes im Jahre 1905 überhaupt, sondern nur eine Beschreibung dessen, was ich erlebt habe.

Ich habe schon gesagt, daß ich unerwarteterweise, schnurstracks von einer Sitzung des Sowjets aufs Land kam. Diese Sitzung fand am 19. November statt, als der Streik der Post- und Telegraphenbeamten in vollem Gange war. Ich entsinne mich des Saals der Freien Ökonomischen Gesellschaft, der finsteren Gesichter der Delegierten, ihrer Reden. Man beriet, wie man den Streikenden helfen könnte. Wie auch in den früheren Tagen erschollen Aufforderungen zum Durchhalten, aber hinter ihnen spürte man schon nicht mehr die frühere Kraft. In der Stimmung der Versammlung war eine Unsicherheit, als ob die Asche des Zweifels schon die Herzen bedeckte, die noch vor kurzem in Begeisterung brannten.

Ich saß ganz hinten, an der Wand des Saals, hörte aufmerksam die Reden, und je länger ich zuhörte, um so schwerer wurde es mir ums Herz.

Eugen Litkens setzte sich neben mich. Er erriet meine Stimmung und flüsterte mir zu:

»Nun, Genosse Ssergej, es ist wohl langweilig hier?«

»Sicher, froh wird man hier nicht mehr!«

»Ja, man muß aufs Land.«

»Ich habe nichts dagegen... Ich würde hingehen... Aber wohin?«

Eugen sagte froh:

»Gehen wir hinaus. Ich werde Ihnen erzählen...«

Wir gingen in ein geräumiges Zimmer vor dem Sitzungssaal. Hier sah man Menschen auf den Stapeln der einfach auf den Boden geworfenen Mäntel kauern und schlafen, Agitatoren, die nach einer Reihe unruhevoller Tage und schlafloser Nächte die Müdigkeit überwältigt hatte. Niedergeschlagen, ebenso todmüde, irrten andere im Zimmer umher und ließen die Köpfe hängen.

Eugen erzählte mir hastig und aufgeregt:

»Stellen Sie sich vor, ich komme heute auf den Treffpunkt und finde dort einen Genossen vom Lande, einen Dorfschullehrer. Man hat ihn nach Petersburg geschickt, um Literatur und Agitatoren zu holen. Morgen haben sie dort einen Kreislehrertag. Fertige Verbindungen, fertige Kaders von Propagandisten! Ver-

stehen Sie, Genosse Ssergej, was das bedeutet? Verabreden wir uns mit den Lehrern, helfen wir ihnen ein wenig, veranstalten wir ein Dutzend Versammlungen, und in acht Tagen ist der ganze Kreis für die Revolution gewonnen. Inzwischen werden wir einen Lehrertag im nächsten Kreis vorbereiten, und dann dorthin! Noch acht Tage, und der zweite Kreis steht zu uns! In einem Monat werden wir das ganze Gouvernement aufwühlen...«
»Und wo ist die Tagung?«
»Nicht weit von hier... Sechs Stunden Fahrt auf der Nikolaj-Bahn. Hier ist die Adresse: Station Borowenka, in der Choriner Schule nach dem Lehrer fragen.«
»Gut, fahren wir!«
Der Zug ging in der ersten Stunde nach Mitternacht ab. Im Wagen dritter Klasse war wenig Raum und viel Lärm. Wir erhielten die beiden Fensterplätze und versuchten einzuschlafen. Aber in unserem Abteil entbrannte ein Streit. Ein langaufgeschossener Bursche mit zerknitterter Soldatenmütze und ein stämmiger, bärtiger Mann in einem warmen Pelz kriegten einander in die Haare. Beide waren angeheitert.
Der Bursche wiederholte beharrlich:
»Ich hab' mein Blut für Rußland vergossen!«
Der Bart erwiderte auf jedes Wort des Burschen:
»Du schwindelst!«
Der Bursche geriet außer sich:
»Ich kann alles beweisen!« schrie er.
»Wir kennen euch Brüder! Du schwindelst!«
»Ich werde dir die genauen Papiere zeigen, daß ich mein Blut vergossen habe.«
»Von welchem Regiment bist du?«
»Vom fliegenden Detachement des Generals Mischtschenko, linker Flankenschutz.«
»Und wie hieß dein Regiment?«
»Es war doch kein Regiment, sondern eben ein Detachement.«
»Du schwindelst halt; gibt's denn Soldaten ohne Regiment?«
»Ich hab' mein Blut unter dem General Mischtschenko selbst vergossen, verstanden?«

Dieser Streit beginnt die Reisenden zu interessieren. Sie drängen sich von allen Seiten hinzu. Neugierige Gesichter strecken sich aus den Nachbarabteilen.
Der Bursche holt sein Köfferchen hervor, kramt darin nach seinen »Beweisen«, findet aber nichts und wiederholt immer:
»Ich hab' mein Blut für Rußland vergossen. Japan — da brauchten wir nur mal hinzuspucken —, hätten es schon längst kleinkriegen können.«
Aber der Bärtige im Pelze beharrte hartnäckig bei seinem:
»Du schwindelst!«
Dieser Zwischenfall machte Eugen Spaß; er lachte.
Der Bursche in der Soldatenmütze fühlte sich beleidigt.
»Was grinst du?« fiel er über Eugen her: »Freust dich wohl, daß die Juden Rußland zugrunde gerichtet haben? Wer bist du?«
Der Vollbart ging unerwarteterweise auf seine Seite über und sagte streng:
»Da hat er recht, die Juden haben Rußland zugrunde gerichtet und freuen sich nun. Man wäre neugierig, zu wissen, wohin Sie zu fahren gedenken?«
Eugen antwortete herausfordernd:
»Ich fahre, wohin ich will, und Ihnen brauche ich nicht Rede und Antwort zu stehen.«
Ich unterstützte ihn selbstverständlich.
Der Bursche aus dem fliegenden Detachement wandte sich an die sich herumdrängenden Reisenden:
»Brüder! Da sind sie, unsere Verderber. Ob Juden oder Studenten, weiß der Teufel. Aber nur durch sie hat Rußland verloren, die Juden haben es dem Feind verraten.«
Der Vollbart und noch zwei oder drei Mitreisende stimmten ihm zu. Eugen und ich wußten nicht, ob wir lachen oder uns ärgern sollten, es schien blödsinnig, mir nichts, dir nichts in eine besoffene Geschichte zu geraten.
Und der Bursche wurde immer zudringlicher.
»Eintreten muß ich«, schrie er, mit den Armen fuchtelnd, »wenn ich ein treuer Untertan bin, für Thron, Altar und Vaterland!«
Aber hier rief eine Stimme aus dem Nachbarabteil:

»Hierher, Genossen! Hier haben sich die ‚Schwarzen Hundert‘ eingenistet. Ein treuer Untertan, das muß man gesehen haben!« Durch den Gang zwischen den Bänken drängten sich an fünf Menschen mit Mützen und kurzen Mänteln. Einer von ihnen, dem Ansehen nach ein Fabrikhandwerker, faßte den Mann im Pelz an der Schulter.
»Du, Vollbart, hast du hier auf die Juden geschimpft?«
Der Vollbart verlor die Ruhe: »Aber was denkst du dir? Setz dir doch nicht so was in den Kopf. Ich fahre in Geschäften, bin Kaufmann. Mich kennen alle in Pskow.«
»Und wer ist hier der treue Untertan?«
Der Schlaks schnaufte verlegen.
»Hat es Sinn, mit einem Betrunkenen zu streiten?« sagte ich zu dem Fabrikhandwerker: »Habt ihr noch Platz in euerem Abteil?«
»Na, wir rücken dann eben zusammen.«
Wir gingen ins Nachbarabteil hinüber. Dort saß eine Gesellschaft Metallarbeiter, die in einer Fabrik bei Moskau eine Stellung angenommen hatten, alle jung, froh, revolutionär gesinnt. Man stimmte die Arbeitermarseillaise an. Wir bemerkten nicht, wie die Nacht vorbeiging und der Tag zu grauen begann.

Station Borowenka. Wir nehmen von unseren Mitreisenden, den Arbeitern, Abschied und steigen aus. Ein langer Bahnsteig. Neben dem Bahnsteig einige Stationsgebäude. Ringsherum Wald und Schnee. Rechts, hinter dem Eisenbahndamm, bilden die mit Schnee überschütteten dunklen Fichten eine Mauer. Links, hinter dem Bahnhof, verliert sich zwischen Schneehaufen der Fahrweg.
Wo kann hier die Choriner Schule sein? Niemand ist da, den man fragen könnte. Der Stationsvorsteher und der Wächter sind, nachdem sie den Zug haben abfahren lassen, weggegangen. Auch der stramme Gendarm ist ihnen gefolgt. Auf dem Bahnsteig ist außer uns nur ein Bäuerlein geblieben, von kleinem Wuchs, im gelben Schafspelz, in Pelzmütze und Lederhandschuhen.

Sollen wir den vielleicht fragen?
Der Bauer kam auf uns zu. Seine Gesichtszüge waren nicht genau zu sehen. Die Brauen, der Schnurrbart, der Bart waren völlig mit Rauhreif und Eiszapfen bedeckt.
»Die Herrschaften sind wohl nicht von hier?« fragte er uns: »Kommen Sie vielleicht aus Petersburg? Vielleicht suchen Sie jemanden?«
»Wir möchten in die Choriner Schule, zum Lehrer...«
»Ich bringe Sie hin. Gerade auf Sie warte ich. Schon ein paar Züge sind durchgekommen, seitdem ich warte...«
Wir liegen im duftigen Heu auf dem knarrenden Schlitten, tauchen zwischen den Schneehaufen unter und fliegen weiter über die Fläche in die Ferne...
Hinter der Station senkt sich die Straße, hier liegen einige Dutzend Bauernhäuschen. Das ist das Dorf Borowenka. Und dann weiter Felder, schwarze Zäune, scharfe Baumumrisse; noch weiter, inmitten weißer Schneefelder, eine Gruppe von Häuschen, zerstreut wie Spielzeug aus dem Baukasten auf einem blauweißen Tuch. Dann noch ein Weiler, ein dritter.
Wie ist dies alles anders als die Bilder, die hinter uns geblieben sind!
Unser Fahrer hat uns das Gesicht zugewendet und die Zügel losgelassen, er erzählt:
»Gestern sagt mir also der Lehrer: ‚Willst du, Lasar, bei einer guten Sache helfen?‘ Ich sage: ‚Von dir, sag' ich, Foma Grigoritsch, haben wir außer Gutem nichts Schlechtes gesehen.‘ ‚Nun, wenn es so ist, sagt er, dann fahr zur Bahn, dort kommen zu uns, des Nachts oder gegen Morgen, gute Leute, aus Petersburg selbst. Aber unsere Gegend kennen sie nicht, und den Weg werden sie nicht finden können, so bring sie also, sagt er, zu uns her nach Chorino.‘ Na, da bin ich denn hingefahren. Denn mit Foma Grigoritsch sind wir sehr zufrieden. Wieviel Lehrer sind schon bei uns gewesen, aber einen besseren als ihn haben wir nicht gehabt. Zeitungen bekommt jetzt die Gemeinde durch ihn. Das bringt großen Nutzen.«
Das vom Rauhreif ganz weiße Pferdchen trabt. Der Schlitten

knarrt, schaukelt. Ringsherum keine Seele, blauer Himmel, blauer Schnee. Und Lasars langsame Rede fließt ohne Stocken. Er beklagt sich, sie hätten zu wenig Boden, gar keinen Wald, alle besseren Stücke hätten sich die Gutsbesitzer noch »bei der Reform« (als die Leibeigenen befreit wurden) genommen.
Eugen und ich hören zu, und aus Lasars Worten strömt in die Seele der Balsam des ruhigen Glaubens an die Bauern, an das russische Volk, an die Revolution.
»Sehen Sie«, flüstert mir Eugen zu, »wie die Arbeit hier schon vorgeschritten ist. Ist noch viel mehr nötig? Ehe eine Woche vergeht...«
Und Lasar redet weiter. Jetzt erzählt er von dem bevorstehenden Lehrertag:
»Sicher, eine gute Sache! Da versammeln sich die Lehrer vom ganzen Kreis, werden sich auch über unsere Bauernangelegenheiten bereden, vielleicht einen Weg ausfindig machen.«

Wir kommen in Chorino an. Ein kleines Kirchdorf, von Schnee ganz überschüttet. Neben der Kirche ein Haus mit dem Schild: »Schule.« Wir fahren durch das breit geöffnete Tor in den Hof eines Bauernhauses hinein.
Lasar klopft an das Fenster und berichtet froh:
»Foma Grigoritsch, deine Gäste sind da.«
Aus der Stube kommt der Lehrer, ein kerngesunder Mann mit einem breiten Lächeln auf dem rotbraunen Gesicht, mit einem ganzen Schober Haare auf dem Kopfe.
Er begrüßte uns und führte uns in die Stube. In dem geräumigen dreifenstrigen Zimmer befanden sich etwa zwanzig Personen, meistens junge Leute in langen Stiefeln oder Filzstiefeln, in Jacketts über den bunten Hemden. In der Ecke, am Fenster hielten sich abseits junge Mädchen bescheiden, aber ordentlich gekleidet, mit einem Hauch von irgend etwas Festlichem in den Kleidern, in der Haltung und in den von Frost geröteten Gesichtern.
Foma Grigoritsch stellte uns einem älteren Mann mit völlig kahlem Schädel vor:

»Hier, Genossen, machen Sie sich miteinander bekannt, der Vorsitzende unserer Tagung, man kann sagen, der Inspirator unserer Arbeit, Genosse Sokolow.«
Der Alte wehrte ab:
»Was für ein Inspirator? In meinem Alter... Ich bin froh, daß ich an euch geraten bin, ehe man mich wegen Alters und Unverwendbarkeit aus dem Dienst gejagt hat...«
Immer mehr Schlitten fuhren vor. Die Menschen, die aus ihnen herauskrochen, waren mit Rauhreif bedeckt, man sah, daß sie von weither gekommen waren. In der Stube waren schon etwa fünfzig Personen versammelt. Man stellte die aus dem Flur und vom Hof hereingebrachten Bänke auf, legte Bretter auf sie, schließlich fanden alle Platz. Es war eng, aber lustig. Mit Neugier blickte man auf uns.
Tschutschin, der Choriner Lehrer, klatschte dreimal in die Hände und fragte:
»Wollen wir die Tagung eröffnen?«
»Ja! Es ist Zeit!«
»Dann wollen wir den ältesten unter uns, den Genossen Sokolow, bitten, den Vorsitz zu führen.«
»Wir bitten! Wir bitten!«
Sokolow, der auf der Bank an der Wand saß, erhob sich.
»Ich danke Ihnen, meine Freunde, für die Ehre, aber ich werde damit nicht fertig werden. Wir wollen Tschutschin bitten: er kann, wenn's not tut, einen anschreien, auch mit der Faust auf den Tisch schlagen, ich aber — was wäre ich für ein Vorsitzender?«
Schließlich wählte man das Präsidium: Sokolow wurde Vorsitzender, der Choriner Lehrer sollte ihm behilflich sein.
»Ich erkläre die Tagung der Volksschullehrer des Kreises Krestetzk für eröffnet«, sagte Sokolow: »Lassen Sie uns, Freunde, die Tagesordnung festsetzen.«
Man arbeitete die Tagesordnung aus: 1. Die Ziele der Lehrervereinigung. 2. Die Form der Vereinigung (Verband oder Partei?). 3. Die nächsten Aufgaben.
Über die Ziele der Vereinigung sprach zuerst Sokolow. Er sprach einfach, innig, aber ein bißchen langweilig. Während seiner Rede

näherten sich die Lehrer Tschutschin und flüsterten ihm etwas zu, wobei sie Blicke nach uns warfen; offenbar schlugen sie vor, den Gästen aus Petersburg das Wort zu geben.
Als Eugen zu sprechen begann, horchte die Versammlung auf. Was er sagte, war eine Agitationsrede der allergebräuchlichsten Art, von der Revolution, von der Pflicht, die die Intelligenz dem Volke gegenüber hat... »Einigkeit macht stark!«... Aber wie erstrahlten hier diese Worte, die in den Petersburger Versammlungen schon verblüht und verblichen waren, aufs neue! Wiederum, wie im September, waren vor uns Menschen, die noch keine Zweifel, keine Enttäuschungen durchgekostet hatten.
Als Eugen geendet hatte, meldete sich ein Lehrer zum Wort.
»Wir arbeiten auf dem Lande«, sagte er, »aber die Revolution kommt meistens aus der Stadt. Die Genossen aus Petersburg werden uns vielleicht erklären, wie wir unsere Arbeit mit der ihrigen verbinden sollen?«
Der Vorsitzende bat mich, ein Referat zu erstatten. Aus der Versammlung wurden neue Fragen gestellt, Ergänzungen, Erklärungen erbeten. Ich mußte ohne Ende sprechen.
Inzwischen traten mehrere Bauern mit Lasar an der Spitze in die Stube. Tschutschin ging zu ihnen, sprach mit ihnen halblaut und kehrte dann zum Vorstandstisch zurück, zufrieden und lächelnd.
Als ich zu Ende war, sagte er:
»Jetzt, Genossen, ist Mittagszeit, wir können nun eine Pause machen und uns etwas stärken.«
Ein Lachen antwortete ihm:
»Eine Pause, das geht schnell, aber auf die Mahlzeit wird man warten müssen.« »Du willst wohl uns alle bewirten?« »Foma Grigoritsch hat sicher für vierzig Personen Mittagessen fertig, nun kann er den Wirt machen!«
»Es ist fertig, Genossen!« antwortete der Lehrer: »Die Choriner Bauern bitten mich, der Versammlung zu übermitteln, daß sie alle Tagungsteilnehmer als Gäste der Gemeinde betrachten. Sie bitten alle zu sich, in ihre Häuser, vorlieb mit dem zu nehmen, was Gott geschickt hat.«

Und die Bauern standen in der Tür, und die Einladung des Lehrers bestätigend, machten sie einen tiefen Bückling.
Es war rührend und schön.

Man verteilte sich auf die Bauernhäuser. Eugen und ich gingen zu Lasar. Der Alte floß über von Stolz, daß die Gäste aus Petersburg zu ihm zu Tisch kamen.
Er hatte eine große Familie, um den Tisch herum saßen an fünfzehn Männer, Frauen, Kinder. Es gab ein festliches Essen, einen riesigen mit Kohl gefüllten Kuchen, Fleischsuppe, Moosbeerengelee. Man aß langsam, mit Würde. Lasar und sein älterer Sohn führten mit uns eine politische Unterhaltung. Sie fragten, ob noch mehr Streiks kommen sollten, ob die Truppen bald aus der Mandschurei zurückkehren würden.
Eugen und ich konnten nicht aus dem Erstaunen heraus: so steht es also auf dem Lande! Die Bauern sind anscheinend politisch nicht weniger bearbeitet als die Arbeiter.
Wir fingen an, Lasar über die lokalen Angelegenheiten auszufragen:
»Wie sind hier die Bauern gesinnt?«
»Nicht schlecht; dank Foma Grigoritsch fangen sie an, sich auszukennen.«
»Und in den anderen Dörfern?«
»Ein Dorf gleicht dem anderen nicht. Es kommt darauf an, wer die Macht hat: da ist der Pope, dort der Lehrer, hier die Armen, dort die Reichen.«
Und der Alte seufzte tief und fügte hinzu:
»Die Streiks haben unserer Sache mächtig geschadet.«
Es war eine unangenehme Überraschung für uns; wir waren so fest überzeugt, daß die Streiks das Land revolutioniert hätten.
Lasar erklärte uns:
»Die Bauern waren unzufrieden, daß die Bahn stehenblieb. Wieviel Menschen an ihr ihr Brot verdienen, und wie die Streiks begannen, mußten alle hungern. Daher kommen bei uns die Streitigkeiten. Zum Beispiel nehmen wir Chorino und, zwanzig Kilometer weg von hier, Borowenka. Es könnte scheinen, hier

sitzen Bauern und dort auch, also eine Partei. Bloß daß wir, aus Chorino, mit der Bahn nichts zu tun haben oder doch höchstens, wenn man mal in die Stadt muß. Nun, wenn das heute nicht geht, dann fährst du eben in einer Woche oder sogar in einem Monat. Aber die von Borowenka haben die Landwirtschaft vernachlässigt, sie leben von der Bahn, nähren sich von Kauf und Verkauf. Deshalb grollen sie!«

Nach dem Mittagessen wurde die Sitzung wieder aufgenommen. Während der Mahlzeit kamen noch 5 bis 6 Personen an, unter ihnen Vertreter der sozialdemokratischen Gruppe — ein bärtiger Landmesser mit kurzsichtigen Augen, ein junger Büroangestellter mit krausem Haar, dessen Schnurrbärtchen gerade erst zu sprossen begann, und eine kleine Brünette mit einem Kneifer an einem lackierten schwarzen Seidenbande. Tschutschin hatte nicht wenig Angst, daß die Neuangekommenen — es waren alles Menschewiken — uns die Versammlung aus den Händen winden würden. Aber die aus Nowgorod wagten sich nicht in einen Kampf mit den Agitatoren aus der Hauptstadt, und wir, Eugen und ich, behaupteten das Feld. In der Stube wurde es immer enger, die Gruppe der Bauern an der Tür wuchs immer mehr an ...
Auf der Tagesordnung stand der zweite Punkt — die Form der Lehrervereinigung. Man beschloß: einen Verband der Volksschullehrer des Kreises Krestetzk zu gründen und in ihm die sozialdemokratische Gruppe zu bilden. Danach ging man zu den nächsten Aufgaben über, und wir waren uns sofort einig, daß jetzt nicht die Zeit wäre, über die Verbesserung der materiellen und berufsrechtlichen Lage der Lehrer zu sprechen; diese Aufgabe werde von selbst gelöst werden, wenn die allgemeinen politischen Verhältnisse sich in Rußland ändern würden.
Schon längst hatte die Dämmerung begonnen. Tschutschin stellte eine brennende Kerze auf den Vorstandstisch.
Eugen entwickelte mit Leidenschaft und Begeisterung seinen Plan, alle Volksschullehrer Rußlands zu Kaders von revolutionären Agitatoren und Führern in dem heranziehenden be-

waffneten Aufstand des Volkes zu machen. Wie leicht wäre es gewesen, das Utopische dieses Plans zu beweisen! Aber die Versammlung stand unter dem Bann der für sie neuen Worte, und als Eugen die Lehrer mit seiner klingenden Stimme aufforderte, unverzüglich, sogleich sich an die Spitze der Bauern zu stellen und sie mit ihren Brüdern, den im Kampf ermattenden Arbeitern, zum Sturm auf den Zarismus zu führen, erschien seinen Zuhörern alles möglich.
Die neben mir sitzende Lehrerin zeigte mit den Augen auf Eugen und flüsterte ihrer Nachbarin zu:
»Sieh mal, genau wie man auf den Ikonen den Erzengel Michael zeichnet!«
Eine Entschließung mit dem Gelöbnis der Lehrer, sie würden alle ihre Kräfte der Revolution widmen und unverzüglich an die Veranstaltung von Volksversammlungen in den Dörfern gehen, um die Bauernmasse in den revolutionären Kampf zu ziehen, wurde einstimmig angenommen. Dann wählte man den Vorstand des Verbandes und setzte den Mitgliedsbeitrag fest; Sokolow verlas noch einmal die angenommene Entschließung und schloß die Tagung.
Alle erhoben sich von ihren Plätzen, man umgab uns, drückte uns die Hände, dankte.
Tschutschin, freudig erregt und stolz auf den Erfolg der Tagung, wandte sich zu uns:
»Sind Sie noch nicht zu müde, Genossen?«
»Wozu?«
»Wenn Sie wollen, werden wir gleich die Choriner Gemeinde zusammenrufen und eine Versammlung abhalten?«
»Wird es nicht zu spät werden?«
»Ach was! Sowieso ist niemand im Dorfe aus Anlaß der Tagung zu Bett gegangen. Einige Bauern waren auf der Tagung anwesend — es hat ihnen sehr gut gefallen. Jetzt erzählen sie den anderen — hören Sie?«
Und wirklich war es vor dem Hause des Lehrers laut vom Stimmengewirr der Menge.
»Also, Genossen!« erhob der Choriner Lehrer die Stimme:

»In einer Viertelstunde findet die Versammlung in der Schule statt. Die Petersburger Genossen werden uns zeigen, wie man Bauernversammlungen durchführen muß.«
Lasar schlug vor:
»Ich hole also die Leute her?«
»Geh, ruf allesamt her.«
»Was, auch die Weiber?«
»Auch die Weiber, es wird jedem zu Nutzen sein. Und sieh nur zu, daß die Alten kommen.«
»Hab keine Angst, Foma Grigoritsch, die Alten werden nicht fehlen.«
Und Lasar verließ die Stube.
Das äußere Gepräge der Schulversammlung war für uns ungewöhnlich, wie überhaupt alles, was wir an diesem Tag gesehen hatten.
Eine Kerze auf dem Tisch in der vorderen Ecke, unter dem Heiligenbild, beleuchtete nur die ersten Reihen der Schulbänke. Aus dem Halbdunkel traten hervor bärtige Gesichter, buschige Brauen, knotige, sehnige, sonnenverbrannte Hände. Die Bauern waren in kurzen Schafspelzen, und die Strähnen ihrer grauen Haare flossen im ungewissen Halblicht mit den Zotten der Schafspelze zusammen. Die Jugend drängte sich im Hintergrund, hinter den Bänken, an der Wand. Die Frauen und Mädchen drückten sich im Gang, an den Fenstern. Die Lehrer kamen nach vorne und standen zusammen auf der Seite, am Tisch. In dem von der Kerze beleuchteten Kreis standen wir drei: Tschutschin, Eugen und ich.
Der Choriner Lehrer eröffnete die Versammlung und sagte, auf uns zeigend:
»Bauern, dies sind Leute, die kräftig für die Volkssache eintreten. Aus Petersburg selbst sind sie zu uns gekommen. Was sie euch sagen werden, dem sollt ihr glauben.«
Ich widmete meine Rede den letzten Ereignissen in Petersburg — sprach vom Oktoberstreik, vom Sowjet der Arbeiterdelegierten, vom Aufstand in Kronstadt. Man hörte aufmerksam zu, äußerte aber keine Zustimmung ...

Nach meiner Rede erschollen aus der Lehrergruppe zwei, drei Applause und hörten verlegen auf. Die Bauern blieben stumm. Dann sprach Eugen, dann wieder ich — ich weiß nicht mehr wovon.

Die Bauern hörten immer auf dieselbe Weise zu — aufmerksam, aber mit unbewegten Mienen. Nur von Zeit zu Zeit nickten sie zustimmend mit dem Kopf. Ich wußte nicht, ob die Sache gut geht oder schief. Eugen aber wollte durchaus »Leben in die Bude« bringen, aus der Menge einen Funken der Begeisterung herausschlagen. Die äußere Reglosigkeit der Bauern ärgerte ihn, und er wandte sich zu den Frauen. Er sprach vom jüngsten Krieg, davon, wie die Bäuerinnen ihre Söhne — Reservisten — zum Zuge begleitet hatten, wie sie die Gleise entlang hinter dem Zug hergelaufen waren, der ihre Söhne nach dem Fernen Osten trug.

Dann kam er auf die Ursachen des Krieges und auf die namenlosen Soldatengräber zwischen den Hügeln der Mandschurei zu sprechen.

Aus der Gruppe der Frauen hörte man Seufzer, Schluchzen, Wehklagen. Als Eugen von den Vermißten, von den in die Dörfer zurückkehrenden Kriegskrüppeln zu sprechen begann, ging das Schluchzen in ein klägliches Heulen über. Die Alten, die am Anfang die Frauen durch verdrossene Blicke und ärgerliches Zischen hatten zur Ruhe bringen wollen, waren jetzt gerührt — sie mußten sich öfter Tränen aus den Augen wischen und schnaubten laut.

Der Schluß der Rede — weg mit dem Zarismus, damit der Zar keinen neuen Krieg anfangen kann — wurde mit offener Zustimmung aufgenommen. Durch alle Reihen ertönte es:

»Wahr! Unverfälschte Wahrheit!«

Während Eugen sprach, schrieb ich den Entwurf einer Entschließung und zeigte ihn Tschutschin. Der billigte ihn, und als die Erregung nach Eugens Rede sich etwas gelegt hatte, sagte er zu der Versammlung:

»Ihr habt gehört, Bauern, was unsere Gäste gesagt haben. Ich sehe, daß ihr mit ihnen einig seid. Und wenn dem so ist, müßt

ihr einen Beschluß fassen über alles, was ihr heute gehört habt. Habe ich richtig gesprochen?«

»Ja!«

»Lesen Sie die Resulution vor«, flüsterte mir der Lehrer zu.

Ich verlas laut die Resolution und sagte:

»Hier, Bauern, ist der Beschluß, den wir euch vorschlagen. Wenn ihr ihn annehmt, drucken wir ihn in der Zeitung. Wer mit diesem Beschluß einverstanden ist, soll die Hand heben.«

Nicht eine Hand erhob sich, aber durch die ganze Menge liefen Wellen der Aufregung. Die schweren Gestalten in den Schafspelzen kehrten sich gegeneinander, riesige Schatten huschten über die Wände und an der Decke hin und her, gestaltlos dröhnten die Stimmen.

Und dann erhob sich von der vorderen Bank ein älterer Bauer, mit grauem Bart, aber noch ganz schwarzem Haar, der Körper wuchtig und schwer, wie eine knorrige Eiche im Walde. Er schritt breit nach vorne, bekreuzte sich dreimal und ließ sich neben mir auf die Knie, das Gesicht der Menge zugekehrt. Dann verneigte er sich, bis er mit der Stirn die Diele berührte, bekreuzte sich wieder, erhob die Hand mit zur Bekreuzigung zusammengelegten Fingern und sagte fest und feierlich:

»Ich schwöre. Laßt uns alle schwören, Rechtgläubige!«

Noch stärker begann das Stimmengewirr der Menge zu dröhnen, noch schneller die Schatten an den Wänden und auf der Decke zu huschen. Noch zwei Alte — Lasar war einer von ihnen — kamen aus den Bänken heraus und ließen sich auf die Knie nieder, die rechte Hand mit den drei zusammengelegten Fingern über den Kopf emporhaltend. Auch die anderen begannen sich zu bekreuzen und tief bis auf die Erde zu beugen. Die an den Fenstern stehenden Frauen und Mädels heulten auf.

Jetzt waren schon sämtliche Bauern auf den Knien, alle Hände waren emporgereckt.

»Wir schwören«, wiederholten viele, viele Stimmen.

Fassungslos fragte ich leise Tschutschin:

»Weshalb geschieht dies so?«

»Und wie sollen sie anders? Sie haben doch gesagt, die Hände

zu erheben. Und bei uns wird die Hand nur zum Schwur erhoben.«
»Es ist ein Mißverständnis ... Ich wußte nicht ... Und warum weinen die Weiber?«
»Sie meinen, es kommt ein neuer Krieg.«
»Aber ich habe doch vom kommenden Krieg nichts gesagt!«
»Aber der Genosse Eugen. Und überhaupt ... Eid, Manifest, Krieg — für sie ist das alles dasselbe.«
»Was soll man jetzt tun?« fragte ich in zunehmender Verlegenheit: »Sie haben mich mißverstanden. Erklären Sie ihnen ...«
»Wozu?« zuckte der Lehrer die Achsel: »So ist es sogar noch besser, mögen sie schwören ...«
Und er sagte laut zu der Menge:
»Also haben wir beschlossen, zu unserer Entscheidung getreu wie zum Eid zu stehen. Und wir wollen uns nun auch fest ins Herz einprägen, worauf wir geschworen haben! Und jetzt ist Zeit, Schluß zu machen, es ist schon spät.«
Die Bauern verließen die Schule. Die kalte Luft strömte in silbrigem Strahl in die halbgeöffnete Tür. Von den Lehrern wollten einige trotz der späten Stunde noch jetzt nach Hause zurückfahren, die anderen verabredeten, in Chorino zu übernachten. Die Lehrerinnen baten uns, zu ihnen zu kommen, um ihnen in der Propaganda zu helfen. Sie nannten uns ihre Dörfer, erklärten, wie wir hinfahren müßten. Besonders dringlich lud uns die Lehrerin aus einer Schule bei der Glashütte Schatjko ein: Sie meinte, dieser Betrieb sei für den ganzen Kreis von Bedeutung, der Boden wäre dort bereits vorbereitet — wenn auch nicht so gut wie in Chorino — und man könnte dort ohne große Mühe viel erreichen. Wir verabredeten mit ihr, daß wir morgen auf die Glashütte kommen würden.

Nachdem Tschutschin mit uns und mit einigen Lehrern abgemacht hatte, daß wir noch in seiner Stube sitzenbleiben würden, lief er, den Samowar herzurichten. Auch Eugen ging weg. Da ich die Resolution abschrieb, hielt ich mich etwas auf und verließ die Schule als einer der letzten.

Auf der Außentreppe blieb ich stehen. Die Nacht war dunkel, mondlos. Die Finsternis schien noch dichter, weil die Sterne glänzten. Weder der Weg noch die Häuser waren zu sehen. Nur hier und dort kam ein Strahl durch die Risse in den Fensterläden.
Plötzlich faßte mich jemand am Arm, und eine hastige Stimme sagte gerade an meinem Ohr:
»Halt, Herr! Ich hab' ein Anliegen.«
Vom Türpfosten löste sich ein undeutlicher Schatten los. Ein Mann im Schafspelz stellte sich mir in den Weg.
»Du, Herr, weißt alles — so mußt du mir die ganze Wahrheit sagen. Bei Gottes Heiligen Namen bitte ich, sag mir die ganze Wahrheit!«
»Gut, gut, Genosse«, suchte ich den Unbekannten zu beruhigen: »Fragt, was euch interessiert, ich werde versuchen, zu erklären.«
»Ich werde dich, Herr, geradeaus fragen. Sag: Von wem kommt das Kühesterben?«
»Wie? Was meint ihr?«
»Wer hat den Tod auf die Kühe losgelassen? Der Zar oder die Studenten? Sag mir die Wahrheit — du, Herr, kennst die Wahrheit.«
Das Gesicht des Unbekannten näherte sich ganz dicht dem meinen, und ich erkannte die unruhigen Augen unter den zottigen Brauen, die runzligen Wangen und den blonden zerfaserten Bart: Diesen Bauern hatte ich während der Tagung in der Stube des Lehrers gesehen, und in der Schule hatte er die ganze Zeit nicht weit von mir gestanden, aufmerksam gelauscht und sich mit den anderen auf die Knie niedergelassen, um zu schwören.
»Ich verstehe nicht, wonach ihr mich fragt«, sagte ich.
Der Bauer fuhr fort:
»Um aller Bauern willen bitte ich dich, Herr, sag, von wem kommt der Tod der Kühe? Denn — aus der Stadt sind Leute gekommen und haben dem Tod den Weg gezeigt — welcher Weg ihm offensteht und welcher ihm verboten ist. Und einen Zauberspruch haben sie gesprochen, und Kreuze quer über den

Weg gestellt — wo drei Kreuze gestellt wurden, dort kann der Tod nicht durch. Bis die Kreuze weggeschafft werden, soll der Tod nur in die Bauernhöfe hinein, darf aber nicht ans Herrenvieh . . . Jetzt kommst du, Herr, aus der Stadt und bist für das Volk. Sag doch die volle Wahrheit: Wer läßt auf uns das Kühesterben los — die Studenten oder der Zar?«
»Ich verstehe nichts. Wovon sprecht ihr? Welche Leute sind zu euch gekommen?«
In mir regte sich der Gedanke, daß vielleicht ein Irrsinniger vor mir stände.
Mit wachsender Unruhe, mit Qual in der Stimme sagte der Bauer:
»Verschiedene Menschen sind aus der Stadt gekommen — Generäle, Doktoren, Studenten. Und als sie den Tod losgelassen haben, da haben sie bestimmt: In derselben Gemeinde darf er nicht über eine Woche bleiben. Soviel Kühe er in einer Woche erwürgen kann, soviel sind sein. Aber wenn ein Vieh diese Zeit übersteht, über dies Stück hat er keine Macht mehr. Weil die Herren den Zauber von den Kreuzen wegnehmen und die Wegsperre aufheben und den Weg offen machen, damit das Kühesterben in eine andere Gemeinde zieht . . .«
»Ihr habt eine Viehseuche«, erriet ich endlich.
Der Bauer fuhr fort:
»Aus welcher Ursache, können wir gar nicht herauskriegen. Ich habe schon Foma Grigoritsch gefragt — vielleicht weiß er's nicht, vielleicht steht er unter dem Bann und darf nicht die Wahrheit sagen — ich konnte von ihm nichts erfahren. Jetzt frag' ich dich, wie vor Gott dem Herrn. Sag mir geradezu: Ist der Tod losgelassen vom Zaren oder von den Feinden des russischen Zarenreiches?«
In diesem Augenblick ließ sich die Stimme Tschutschins aus dem gegenüberliegenden Hofe hören:
»Kommen Sie bald, Genosse Ssergej? Das Teewasser kocht schon!«
»Kommen Sie für einen Augenblick her!« rief ich dem Lehrer zu: »Man fragt mich nach einer Sache . . .«

Tschutschin kam auf mich zu, und als er das Gesicht des Bauern sah, sagte er:
»Was hältst du, Egor, einen im Frost auf? Komm in die Stube herein, dort werden wir sprechen können. Du hast wohl wieder nach dem Kühesterben gefragt?«
»Immer nach demselben, Foma Grigoritsch.«
»Ich hab' dir doch erklärt: Die Krankheit wandert unter dem Vieh; die Veterinäre, Viehdoktoren, heilen diese Krankheit, dazu fahren sie durch die Dörfer. Nun, da diese Krankheit ansteckend ist, muß man es so machen, daß sie von einem Vieh zum anderen nicht hinüberkommt . . .«
Mit gesenktem Kopf trollte der Bauer hinter uns her. Er kam in die Stube, ließ sich schüchtern auf den Rand der Bank nieder, die Mütze zwischen den Knien. Unruhig blickte er auf uns, und in seinen Augen las ich qualvollen Gram und verborgene Feindschaft gegen uns, die wir ihm die Wahrheit über das Kühesterben verheimlichten.

Wir übernachteten im Hause des Lehrers, auf zwei zusammengeschobenen Bänken. Am nächsten Morgen eröffnete man den »Kriegsrat«, um den Plan der weiteren Operation festzusetzen. Wir waren zu sechs — die Menschewiken aus Nowgorod, Tschutschin, Eugen und ich. Die Brünette mit dem Kneifer erklärte, sie müsse in die Stadt zurück. Ihre Begleiter — der Landmesser Saloga und der Büroangestellte Alexandrow — beschlossen, zusammen mit uns die Dörfer zu besuchen. Wir schlugen ihnen vor, den Kreis zu teilen und uns zu verabreden, wo sie arbeiten würden und wo Eugen und ich. Aber sie ließen sich nicht davon abbringen, daß es besser wäre, zusammen anzufangen, und beriefen sich darauf, sie hätten keine Erfahrungen und müßten deshalb zusehen, wie wir die Sache in Gang bringen würden. Schließlich wurde entschieden, daß wir den Besuch der Dörfer zusammen anfangen und uns erst später, nach drei Tagen, trennen würden. Dann berieten wir, wohin wir zuerst fahren sollten.
Tschutschin erklärte uns, Chorino liege fast im Zentrum des

Kreises: Nach Norden zu befanden sich ziemlich wohlhabende Gemeinden, nach Süden zu arme Dörfer mit zu wenig Grund und Boden. In den armen Dörfern wäre die Stimmung der Bauern revolutionär; in den reicheren wären die Schwarzen Hundert am Ruder. Tschutschin machte uns den Vorschlag, unsere Fahrt mit dem südlichen Teil des Kreises zu beginnen. Eugen war dagegen:
»Dort werden die Lehrer auch ohne uns fertig. Unsere Hilfe ist nötig, wo die Verhältnisse am schlimmsten liegen.«
Ich erinnerte mich daran, daß wir die Glashütte Schatjko zu besuchen versprochen hatten, und fragte Tschutschin:
»Wo liegt diese Fabrik — in nördlicher oder in südlicher Richtung?«
»Nach Norden zu, im allerrückständigsten Amtsbezirk.«
»Nun, also werden wir dahin fahren!«
Auf Tschutschins Rat nahmen wir uns vor, auf dem Weg zur Glashütte noch zwei Dörfer zu besuchen.
Wir fuhren in zwei Schlitten — Eugen und mich fuhr wieder Lasar, und den Choriner Lehrer nebst Saloga und Alexandrow in die Fabrik zu bringen, übernahm ein junger Bauer.
Der Weg ging bald durch den Wald, bald über freies Feld; der Schnee glitzerte unter den starken Sonnenstrahlen wie Silberbrokat. Das Herz war froh und hell.
Im nächsten Dorf, das uns Tschutschin genannt hatte, kamen wir gegen Mittag an und machten vor dem Lehrerhaus halt. Der Lehrer empfing uns gastfreundlich, lud uns zum Imbiß ein, und während wir uns nach dem Weg am Ofen wärmten, lief er zum Dorfvorsteher, damit dieser die Bauern in die Schule bestelle.
Das Haus des Lehrers war kleiner als in Chorino, aber auch gut und sauber. Seine Wände waren ganz vollgeklebt mit Volkskunstblättern religiösen Inhalts. Bilder von Heiligen, Ansichten von Jerusalem, dann Klöster, ein riesiges Blatt mit sämtlichen Vätern des Kiewer Höhlenklosters, ein Porträt von dem Geistlichen Johann von Kronstadt: Der Lehrer war mit der Tochter des Dorfpfarrers verheiratet.

Zurückgekehrt begann der Lehrer für das Essen zu sorgen. Auf dem Tische erschienen ein Laib Brot, ein Topf mit Butter, ein Krug Milch, bald war auch der Tee fertig. Aber die Frau des Lehrers kam nicht aus dem Nachbarzimmer heraus, so daß er allein den Wirt machen mußte.

Wir fragten den Lehrer nach der Stimmung der Bauern aus. Er antwortete etwas unsicher:

»Es geht, Gott sei Dank... Allmählich, man kann ja nicht alles auf einmal... Es wird schon in Ordnung kommen...«

Als die Zeit kam, in die Schule zu gehen, wo die Bauern sich versammelt hatten, bat er uns schüchtern:

»Könnte man nicht, Genossen, es etwas vorsichtiger... Die Bauern hier sind eben nicht so, daß sie gerade... mehr, sozusagen... man darf sie nicht scheu machen... Die Hauptsache, wenn das auch gewiß Vorurteile sind, aber über Gott sollte man vor ihnen besser nichts Verletzendes sagen...«

Wir versprachen dem Lehrer, religiöse Fragen nicht zu berühren, und er wurde ruhiger, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre.

Das Klassenzimmer war schmal und lang, mit einer Tür fast in der Ecke; neben der Tür stand ein Tisch und ein Stuhl für den Lehrer. Die Bauern saßen auf den Schulbänken, aber die Plätze reichten nicht für alle aus, so daß welche an den Wänden entlang und in der Tür stehen mußten. Frauen und Jugendliche waren nicht zugelassen.

Der Lehrer verstand es nicht, uns den Bauern vorzustellen, und murmelte stotternd:

»Also... sie sind aus Petersburg gekommen... und weshalb sie gekommen sind, werden sie selbst sagen...«

Die Bauern blickten auf uns mit Neugier und, wie mir schien, mit Mißtrauen. Ich begann damit, daß sie auf ihrem Dorfe wahrscheinlich von den jüngsten Ereignissen in Petersburg, vom Streik, vom Sowjet der Arbeiterdelegierten und vom Manifest gehört hätten, aber kaum all dies in Einzelheiten genau wüßten; wir wären nun gekommen, um den Bauern die Petersburger Sachen zu erklären.

Diese Einführung sagte den Bauern anscheinend zu.
Aber meine Erzählung vom Kampf des Petersburger Proletariats mit dem Zarismus fand nicht den Weg zu den Herzen der Zuhörer. Je länger ich redete, um so finsterer wurden die Gesichter der Bauern. Endlich unterbrach mich einer der Alten, der vorne saß:
»Nein, sag besser, weshalb die Eisenbahn stillgelegt wurde!«
»Ich sagte euch doch, wie und weshab der Streik begann. Das arbeitende Volk konnte nicht ...«
Aber der Alte unterbrach mich wiederum:
»Du hast gewiß gesagt, und wir haben gehört, aber wir verstehen es mit unserem Bauernverstand anders. Deshalb blieb die Eisenbahn stehen, weil die Herren beschlossen haben, die Leibeigenschaft wieder einzuführen.«
Alle sprachen auf einmal, und man konnte nicht heraushören, ob alle dasselbe sagten oder ob sie stritten und gegeneinander waren. Ich versuchte weiterzureden, aber meine Stimme ging in dem mit jeder Minute anwachsenden Lärm verloren. Da trat Eugen auf. Er begann zu sprechen von der Bauernbewegung, von den Bauernunruhen in verschiedenen Teilen Rußlands, davon, wie die revolutionären Parteien die Agrarfrage lösen wollten.
Die Bauern hörten ihn mit Zustimmung zu und riefen von Zeit zu Zeit dazwischen:
»Dies kommt uns zunutz.«
Das Mißtrauen gegen uns zerstreute sich. Man bat mich, vom Manifest des 17. Oktober zu erzählen. Man war einverstanden, daß die Macht dem Volke gehören sollte. Immer öfter sagte man:
»Dies kommt uns zunutz.«
Ich ging dazu über, zu erklären, weshalb die Republik der Monarchie vorzuziehen wäre. Aber der Alte, der mich vorher nach der Eisenbahn gefragt hatte, unterbrach mich wiederum:
»Und was soll mit dem Zaren?«
Ich antwortete:
»Der fliegt!«
»Was? Der Zar?« fragte mißtrauisch der Alte.

»Sehr einfach. Und sollte der Zar gegen das Volk gehen, so behält er seinen Kopf nicht auf den Schultern.«
Wie ein Sturm ging es durch die Versammlung. Die Bauern erhoben sich von ihren Plätzen und schrien und drohten mit den Fäusten. Und der Alte kam ganz dicht auf mich zu und sagte: »Es sah aus, als ob du für uns sprächst, aber jetzt hast du etwas gesagt, daß ich sehe, wir müssen dich binden und den Behörden ausliefern.«
»Bindet sie!« schrie man aus den hinteren Reihen: »Die eben haben die Eisenbahn stillgelegt.«
Eugen trat einige Schritte vor, die Menge umgab ihn. Die Fäuste hoben sich. Die Lage wurde bedrohlich; mir fiel der Revolver ein, ich steckte die Hand in die Tasche und entsicherte für alle Fälle. Die Bauern behandelten uns als Verhaftete. Sie schickten nach Stricken. Ich machte einen letzten Versuch, stellte mich auf die Bank und schrie den Bauern zu:
»Euch gefällt nicht, was ich über den Zaren gesagt habe? Ihr wollt uns binden? Gut also! Der Unseren sind viele Tausende. In der Stadt, auf der Eisenbahn denken alle wie wir. Bindet uns, und wenn ihr aus dem Dorfe hinauskommt, so werden die Unsrigen euch in der Stadt oder auf der Eisenbahn binden: ‚Bist du für den Zaren? Dann hast du hier einen Denkzettel!‘ Wollt ihr das?«
»Nein«, antwortete man aus der Menge, »wir wollen keinen Krach, aber auf den Zaren zu schimpfen, erlauben wir nicht! Wir haben den Zaren nötig!«
Ich fuhr sicherer fort:
»Ihr habt ihn nötig, wir aber nicht. Dann sollen wir wohl Beile und Gewehre nehmen und gegeneinander losgehen? Wer mehr Menschen ums Leben bringt, der soll recht behalten. Ja?«
»Nein, Totschlag und Mord wollen wir nicht!« antworteten die Bauern: »Aber das Volk kommt ohne den Zaren nicht aus.«
»Und wenn nur euer Dorf zum Zaren steht, was soll dann?« fragte ich.
»Das ganze Volk ist für den Zaren«, dröhnte die Menge: »Du kannst nicht gegen das Volk angehen.«
Dann schlug ich vor:

»Dann sollen von ganz Rußland gewählte Menschen zusammenkommen. Wie sie beschließen werden, so soll es sein.«
»Das geht«, stimmten die Bauern zu.
Ich entwickelte ihnen den Gedanken der Verfassunggebenden Nationalversammlung. Sie hörten mir finster zu, aber unterbrachen mich nicht. Und als ich geendet hatte, wandte sich ein Bauer an die Menge:
»Wozu sie binden? Man wird halt dann vor den Streikern keine Ruhe haben ... Mögen sie wegfahren ...«
»Sollen sie sich zum Teufel scheren!« antwortete man aus der Menge.
Der Alte, der offenbar die Rolle eines Patriarchen im Dorfe spielte, sagte zu uns:
»Nun, ihr Burschen, die Gemeinde beschließt, euch freizulassen. Macht, daß ihr wegkommt ...«
Die Menge trat auseinander, und wir verließen die Schule.
Auf der Vortreppe warteten auf uns Lasar und der andere Fahrer aus Chorino, beide schon reisefertig. Lasar sagte schmunzelnd zu dem Choriner Lehrer:
»Was, Foma Grigoritsch, hier sind sie noch weit zurück gegen uns. Solche Dummerjane! Den Zaren brauchen sie! Die Pferde sind schon angespannt; wir können fahren.«
Unser Mißerfolg hatte auf ihn keinen Eindruck gemacht; in der Dorfversammlung hatte es eben Krach gegeben; nun, was weiter ...
Aber der hiesige Lehrer war ganz niedergedrückt. Er zitterte am ganzen Leibe und war kreidebleich.
Wir sahen auf die Uhr; es war gegen drei Uhr nachmittags. Wir beschlossen, in das nächste Dorf zu fahren, dort eine Abendversammlung zu veranstalten und am nächsten Morgen uns in die Glashütte zu begeben.

Zu dritt im Schlitten sitzend, suchten wir — Eugen, Lasar und ich — zu verstehen, weshalb die Bauern uns so feindselig empfangen hatten.
Für Lasar war die Sache sehr einfach:

»Das sind hier Dummköpfe, was kann man von denen verlangen?«
Als wir einen Hügel hinaufgefahren waren, sahen wir vor uns eine Schar Bauern. Ihrer waren etwa zwanzig. Die einen saßen auf dem festgestampften Schnee am Wege, die anderen standen mitten auf der Straße und versperrten uns den Weg. Alle hatten Stöcke in den Händen, manche — Beile im Gürtel stecken. Vor allen anderen, gerade mitten auf der Straße, stand auf eine Jagdbüchse gestützt ein stämmiger Bauer in einem Schafpelz mit Stoffüberzug. Er hob die Hand und rief uns an:
»Halt! Was seid ihr für Menschen?«
Eugen, der Choriner Lehrer und ich kamen aus dem Schlitten heraus und näherten uns ihm.
»Guten Tag, ihr Alte!« verneigte sich Tschutschin vor den Bauern. Niemand beantwortete den Gruß. Der Bauer mit der Büchse wiederholte die Frage:
»Was seid ihr für Menschen?«
»Wir sind Lehrer und fahren in euer Dorf.«
»Und woher kommt ihr?«
»Aus der Ferne.«
»So. Seid ihr nicht diejenigen, die jetzt in die Dörfer fahren und das Volk verleiten?«
»Verleiten tun wir niemanden, und der Weg ist für keinen gesperrt.«
»Du schwindelst!« schrie der Bauer mit der Büchse: »Für euch ist er gesperrt ... Was lehrt ihr das Volk?«
Lasar ging auf die Bauern zu und antwortete für uns:
»Gute Leute sind dies, Gutes lehren sie das Volk.«
Diese Unterstützung ermunterte Tschutschin, und er benutzte die Gelegenheit:
»Wir kommen zu euch, rufet die Gemeinde zusammen, dann werdet ihr erfahren, was wir lehren. Die Wahrheit lehren wir, einzig die Wahrheit.«
Der Bauer mit der Büchse antwortete schroff:
»Du schwindelst! Deine Wahrheit hat der Hund gefressen, und ins Dorf habt ihr keinen Zutritt!«

Die Bauern umringten uns im Halbkreis. Unter ihren bösen Blicken verlor Tschutschin den Mut. Eugen erinnerte sich wohl daran, wie es ihm gelungen war, die Lage nach meiner Rede am Vormittag zu retten, und er eilte ihm zu Hilfe:
»Wir kommen zu euch mit guten Absichten«, sagte er, »die Sache mit dem Grund und Boden zu erklären.«
Aber der Bauer mit der Büchse unterbrach ihn:
»Du schwindelst! Das mit dem Grund und Boden verstehen wir selber, und eure guten Absichten könnt ihr für euch behalten, wir brauchen sie nicht.«
Und die ganze Menge grölte:
»Wir brauchen euch nicht! Fahrt zurück, woher ihr gekommen seid! Macht, daß ihr wegkommt!«
Die Stöcke hoben sich drohend. Und der Alte mit der Büchse sagte zu uns entschlossen und streng:
»Von Gemeinde wegen ist beschlossen, euch nicht anzuhören. Wenn's nach euch geht, gibt es keinen Gott, und man braucht keinen Zaren. Die Eisenbahn habt ihr stillgelegt, auf die Kühe laßt ihr den Tod los! Kehrt marsch, aber schleunigst!«
Der Weg war schmal, links und rechts türmten sich Schneehaufen auf. Es war schwer, die Pferde umzudrehen. Die Schlitten kippten um, die Zügel verwickelten sich. Keiner von den Bauern kam uns zu Hilfe.
Als wir endlich gewendet hatten, drehte sich Eugen um und sagte vorwurfsvoll zu den Bauern, die immer noch inmitten des Weges standen:
»Danke! Überall werden wir erzählen, wie ihr uns aufgenommen habt!«
»Mit euch müßte man noch ganz anders umgehen«, erwiderte eine mürrische Stimme aus der Menge: »Wohin fahrt ihr jetzt?«
»In die Glashütte«, antwortete Eugen: »Dort hat man keine Angst vor der Wahrheit.«
»Da wartet man schon längst auf euch. Fahrt nur hin!«
Wir machten uns auf den Weg. Als wir ziemlich weit weg und einen Hügel hinaufgefahren waren, schaute ich mich um; die Bauern standen noch immer auf der Straße und sperrten den

Weg ab, und diese schwarze Wache inmitten der unendlichen Schneedecke hatte etwas, was im Gedächtnis Bilder aus alten Märchen lebendig machte ...

Es dämmerte, als wir an der Hütte ankamen. Die Fabrik stand auf einem steilen Abhang. Hinter ihr drängten sich einige Häuschen — halb Dörfchen, halb Arbeitersiedlung. Unten am Abhang lag ein anderes Dorf, mit einem Kirchlein in der Mitte, mit einem auf dem Schnee ausgespannten Netz schwarzer Zäune. Wir fuhren den Hügel hinter der Fabrik hinauf. Der Weg war ausgefahren, der schmutzige Schnee bedeckte Sand und Lehm nicht ganz, die Pferde hatten es schwer. Wir kletterten aus dem Schlitten heraus und gingen zu Fuß zum langen, frisch gestrichenen Schulhaus. Hier war auch die Wohnung der Lehrerin. Die weißen Vorhänge hinter ihren Fenstern waren zugezogen. Als wir die Vortreppe hinaufgingen, wurde ein Eckchen des Vorhangs weggeschoben; jemand betrachtete uns, ehe man sich entschloß, die Tür zu öffnen.
Dann hörte man im Flur leichte Schritte, die Tür öffnete sich, und eine helle Mädchenstimme rief uns an:
»Sie sind es, Genossen? Treten Sie herein, treten Sie herein! Ach, wie schön! Welches Glück!«
Im Flur kamen uns zwei junge Mädchen entgegen, die Lehrerin der Fabrikschule und ihre Freundin, die Lehrerin aus dem Dorfe, das unten lag.
Als wir das Zimmer mit den zugezogenen Vorhängen betreten hatten, bemerkten wir, daß sie in der Dunkelheit gesessen hatten. Auf unsere Frage, warum sie kein Licht angezündet hatten, erklärten uns die Lehrerinnen:
»Wir ängstigten uns, offen gesagt, etwas, daß die Bauern es merken würden.«
Man steckte eine Lampe an. Die Lehrerinnen erzählten uns von der Lage hier.
Noch gestern, während sie in Chorino waren, hatte jemand hier das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß die Lehrerinnen nicht ohne Grund fortgefahren waren, daß die Streiker aus der Stadt

zu ihnen herausgekommen wären. Mehrere Male waren die Bauern von unten aus dem Dorfe zum Schulhaus gekommen, hatten sich beim Wächter erkundigt, wo die Lehrerinnen wären, an die Tür geklopft, zu den Fenstern hineingeschaut, geschimpft und gedroht. Und am Morgen hatte sich die Gemeinde versammelt, und man hatte die Lehrerinnen in die Versammlung kommen lassen. Der Pfarrer hatte die Juden und die Staatsfeinde mit Schimpfworten überschüttet und aufgefordert, für den Zaren einzutreten. Der Gemeindevorsteher hatte von den Lehrerinnen wissen wollen, wo sie den ganzen Tag verbracht hätten. Die Lehrerinnen hatten angegeben, bei einem bekannten Lehrer zu Besuch gewesen zu sein. Da hatte man sie mit neuen Fragen überschüttet:
»Bei welchem Lehrer? Wer ist noch dabei gewesen? Wovon hat man gesprochen?«
Die Lehrerinnen hatten erraten, daß ihr Fahrer schon von der Tagung erzählt hatte, und gestanden, daß sie mit vielen anderen Lehrern aus dem Kreis in Chorino gewesen waren. Auf die Frage, wovon man gesprochen hatte, hatten sie ausweichend geantwortet: »Wir haben halt unsere eigenen Angelegenheiten besprochen.« Über die Abendversammlung in der Schule hatten sie die Erklärung abgegeben, daß die Lehrer den in der Schule versammelten Bauern das Manifest über den Boden vorgelesen hätten.
Der Pfarrer wollte immer noch mehr aus ihnen herausbekommen:
»Und was hat man über Gott gesprochen? Wie hat man die Heilige Kirche geschmäht?«
Der Gemeindevorsteher hatte der Lehrerin von der Dorfschule einen groben Stoß versetzt, sie an der Kehle gepackt und verlangt, sie sollte die ganze Wahrheit sagen. Manche hatten geschrien, man sollte die Schule in Brand stecken. Dann hatte man die Lehrerinnen freigelassen, und die Versammlung war ohne sie weitergegangen.
Die beiden Lehrerinnen waren zu Tode erschrocken. Aber unsere Ankunft ermutigte sie.

»Wie gut, daß Sie gekommen sind«, wiederholten sie immerfort: »Sie werden den Bauern alles erklären und ihnen zeigen, daß der Vater Alexander sie betrügt. Sie werden alles in Ordnung bringen ...«
Ach! Wir waren der wunderbaren Kraft unserer Worte nicht mehr so sehr sicher. Aber wir hatten keine Zeit, uns dem Zweifel hinzugeben: wir mußten handeln.
Wir machten den Vorschlag, den Schuldiener in das untere Dorf zu schicken und den Bauern sagen zu lassen, daß in die Glashütte dieselben Leute gekommen wären, die in Chorino auf der Lehrertagung Reden gehalten hätten, daß diese Leute alle Bauern zur Versammlung in die Fabrikschule einlüden, um mit ihnen das Manifest und die Bodenfrage zu besprechen; den Vater Alexander und den Gemeindevorsteher bäten sie besonders zu kommen. Die Fabrikschule wählten wir für die Versammlung deshalb, um nicht nur die Bauern, sondern auch die Arbeiter von der Glashütte in der Versammlung zu haben, die uns im Notfall beistehen konnten.
Unser Plan schien den Lehrerinnen vorzüglich. Während der Wächter in das untere Dorf ging, machten sie sich lustig an die Vorbereitung des Abendessens. Sie lachten und feierten unseren Sieg über den Vater Alexander im voraus.
Der Wächter kam mit der Nachricht zurück, die Bauern wären bereit, in die Schule zu kommen, aber der Pfarrer käme nicht mit. Er bestellte uns die Antwort des Geistlichen:
»Wieso werde ich zu ihnen gehen? Sie mögen zu mir kommen, in die Kirche.«
Da war nichts zu machen, man mußte auf die Diskussion mit dem Popen verzichten.
In der Schule versammelten sich an hundert Bauern. In der Ecke hielt sich abseits eine Schar städtisch gekleideter Arbeiter der Glashütte.
Wir sprachen zuerst über die Bodenfrage, und was wir sagten, gefiel den Bauern sichtlich. Allmählich verschwand die feindselige Wachsamkeit, mit der sie uns empfangen hatten. Es wurden sogar zustimmende Zurufe laut.

Dann sprachen wir über das Manifest, über die Duma, über die Verfassunggebende Nationalversammlung. Die Bauern schienen uns mit wachsendem Interesse zuzuhören. Um sie in eine Zwiesprache hineinzuziehen, fragte ich:
»Vielleicht war nicht alles, was wir gesagt hatten, verständlich? Stellt Fragen! Wir werden gern antworten, erklären ...«
Ein untersetzter, bärtiger Bauer mittleren Alters antwortete schroff:
»Was soll man euch fragen? Wird man von euch denn die Wahrheit zu hören kriegen? Das Volk zu betrügen — das ist die Sache, die ihr betreibt!«
Und er wandte sich um zu den Bauern:
»Rechtgläubige! Wir haben genug gehört, gehen wir nach Hause, ehe sie uns dazu bringen, dem neuen Zaren zu schwören!«
Die Menge kam in Bewegung. Manche schrien:
»Gehen wir nach Hause! Was soll man die Dummköpfe anhören? Werden die denn die Wahrheit sagen?«
Man wandte sich zur Tür. In der Schule blieben etwa vierzig Personen zurück — Fabrikarbeiter und ein Dutzend Bauernburschen, kein einziger Graubart ...
Einer von den Fabrikarbeitern sagte zu uns:
»Bitte, fahren Sie fort!«
Wir beschlossen, die Versammlung weiter abzuhalten. Jetzt sprachen wir über den Sozialismus.
Plötzlich ertönte ein starker Schlag an die Fensterladen, dann ein zweiter, ein dritter. Ein junger Fabrikarbeiter von hohem Wuchs spähte durch eine Spalte im Fensterladen in die nächtliche Dunkelheit und sagte laut:
»Die Satans! Wir müssen die Tür verriegeln!«
Er ging in den Flur hinaus; man hörte, wie er sich mit den Riegeln zu schaffen machte. Noch war er nicht zurück, als Hiebe an die Fensterladen, an die Tür hagelten. Das Fensterglas zersplitterte, kalte Luft kam hinein, die Flamme der Lampe begann hin und her zu flattern.
Der Fabrikarbeiter blickte wieder in die Finsternis, bald durch das eine, bald durch das andere Fenster. Dann sagte er:

»Sie schmeißen mit Holzscheiten. Aber es sind ihrer nicht viele hier, kaum zwanzig Mann. Wenn wir die Messer ins Spiel bringen, würden sie im Nu Ruhe geben ...«
Etwa fünf Fabrikarbeiter umringten ihn und berieten einen Ausfall. Wir baten sie, auf die Bauern nicht zu achten und die Versammlung fortzusetzen. Aber es war nicht so leicht, in einem von allen Seiten mit Holzscheiten bombardierten Hause das Gespräch zu führen. Die Schläge an die Fensterladen ertönten immer öfter, immer stärker; die Bretter krachten, die Fenstergläser klirrten.
Der hochgeschossene Bursche schrie:
»Jungens, Messer raus!«
Er zog aus dem Stiefelschaft ein Messer von etwa acht Zoll Länge und stürzte zur Tür, ihm folgten noch einige andere. Mit Gebrüll sprangen sie auf die Freitreppe hinaus; aber es kam nicht zum Blutvergießen: die Bauern ergriffen die Flucht.
Die Fabrikarbeiter kehrten triumphierend und stolz auf den Erfolg in die Schule zurück. Manche von ihnen drehten in den Händen das Messer und waren sichtlich enttäuscht, daß es nicht zum Handgemenge gekommen war.
Die Fortsetzung des Gesprächs war unmöglich, und wir beeilten uns, die Versammlung zu schließen. Die Arbeiter dankten uns beim Weggehen und rieten den Lehrerinnen, nicht in das untere Dorf hinabzugehen und sich möglichst in der Nähe der Fabrik zu halten.

Nach der Versammlung gingen wir zu den Lehrerinnen. Ich konnte mich vor Müdigkeit kaum auf den Füßen halten. Der Kopf drehte sich mir von der Vielheit der Eindrücke, die der Tag uns gebracht hatte. Aber die Lehrerinnen waren zufrieden, es schien ihnen, daß unsere Reden den Bauern ins Herz gedrungen seien und festsäßen.
»Die Bauern würden das bedenken, was sie in der Schule gehört haben«, erklärten sie uns, »sie werden es miteinander besprechen und sich überzeugen, daß dies alles wahr ist. Es schadet nichts, daß sie aus der Versammlung weggegangen sind; da hat sie

der Gemeindevorsteher irregemacht, weil er Angst gekriegt hat. Jetzt wird alles gut gehen.«
Trotzdem beschlossen beide junge Mädchen, für zwei, drei Tage aus dem Dorfe wegzufahren und irgendwo in größerer Sicherheit abzuwarten, bis sich die ganze Unruhe legen würde. Tschutschin schlug ihnen vor, zu ihm nach Chorino zu kommen. Vor der Abfahrt machten uns die Lehrerinnen Tee.
Plötzlich klopfte jemand vorsichtig an die Tür. Die Lehrerin ging in den Flur, schob den Riegel zur Seite und wich erschrocken zurück. Über die Schwelle trat ein Bauer mittleren Alters, ein großgewachsener schöner Mann mit schwarzem Haar und breitem Bart.
Die Lehrerin aus dem unteren Dorfe flüsterte mir zu:
»Das ist Gerassim, der Bruder des Gemeindevorstehers, der größte Rechtsradikale hier.«
Der Bauer bekreuzte sich gemessen, grüßte uns alle und fragte freundlich:
»Ihr seid beim Teetrinken?«
»Ja.«
»Darf ich mich hinsetzen?«
»Nehmen Sie Platz!«
Gerassim setzte sich und wandte sich zu Eugen und zu mir:
»Ich komme zu Euren Wohlgeboren, Ihnen zu danken, daß Sie unser einen nicht verschmähen. Danke Ihnen für die Lehre, ich sehe jetzt ein, daß Sie recht haben, daß Sie richtig für das Volk eintreten. Im Namen der ganzen Gemeinde sage ich Ihnen Dank.«
Er stand auf, verbeugte sich tief, und sagte zu den Lehrerinnen:
»Nehmen Sie es uns nicht übel, Fräulein, daß wir heute morgen in der Versammlung gelärmt haben. Nun, man weiß ja, der Bauer ist ein Dummerjan. Woher sollen wir die Wahrheit wissen? Aber wo Gelehrte uns alles erzählt haben, jetzt verstehen wir und bitten um Verzeihung.«
Er verbeugte sich wieder. Die Lehrerin, errötend vor Freude, sagte zu ihm:
»Aber es macht ja nichts, Gerassim. Kann ja vorkommen ... Trinken Sie mit uns Tee.«

Der Bauer nahm vorsichtig das Glas und, auf die Untertasse blasend, begann er eine Unterhaltung. Er jammerte über die Unwissenheit der Bauern und daß man auf dem Lande eine Zeitung gar nicht kriegen könnte. Er erkundigte sich, ob wir seit langem aus Petersburg abgereist waren und ob es stimmte, daß sie bald neu vereidigt werden sollten. Dann fragte er:
»Wollen Sie hier übernachten oder kehren Sie nach Hause zurück?«
Als er hörte, daß wir uns auf den Rückweg machten, bemerkte er:
»Der Weg an der Fabrik vorbei ist gar zu schlecht, nur Sand. Sind Sie auf dem oberen oder dem unteren Weg hierhergekommen?«
Lasar antwortete, daß wir den oberen Weg gefahren wären. Gerassim schüttelte den Kopf:
»Unten an der Darre vorbei ist es für die Pferde viel leichter, und nach Chorino ist es der gerade Weg.«
»Dann fahren wir unten«, meinte Lasar.
Nachdem Gerassim ein Viertelstündchen gesessen hatte, erhob er sich, bedankte sich nochmals für die lehrreichen Worte, verneigte sich und ging weg. Die Lehrerinnen waren entzückt, dachten sogar daran, auf die Reise nach Chorino zu verzichten, aber entschlossen sich am Ende doch, mitzufahren.
Wir gingen zu Fuß durch die Siedlung und ließen die leeren Schlitten uns voranfahren. Tschutschin, die Lehrerinnen und die Genossen aus Nowgorod gingen den Fußweg rechts, Eugen und ich schritten mitten auf der Straße. Plötzlich tauchten etwa zwanzig Schritte vor uns aus der Finsternis zwei seltsame Gestalten auf; man konnte nicht erkennen, waren es Bauern oder Frauen. Wir spähten nach vorn und erkannten den weiten Pelz des Geistlichen. Eugen glaubte, es wäre der Vater Alexander mit dem Diakon, und schlug mir vor, zu ihnen zu gehen und ihnen so die Wahrheit zu sagen, daß sie sich schämen würden, die Bauern gegen die Lehrerinnen aufgehetzt zu haben. Aber auf einmal verschwanden die seltsamen Gestalten.
Jetzt ging der Weg am Waldsaum. Rechts standen die Tannen wie eine Mauer; links, am Abhang, zogen sich Zäune hin, und

hier und dort zeichneten sich über ihnen die Dächer der Bauernhäuser ab. Ein Haus, größer als die anderen, ohne Zaun, ohne Hof, stand vor den anderen, hart an der Straße.
Wir waren auf gleicher Höhe mit dem Hause, da erscholl aus der Finsternis ein Schrei:
»Halt!«
Hinter dem Hause sprangen auf die Straße Menschen mit Pfählen hervor. Eugen und ich zogen die Revolver aus den Taschen. Ich hatte noch Zeit, den Genossen zuzuschreien:
»Zu den Schlitten! Alle einsteigen!«
Die Menschen mit den Pfählen kamen auf uns zu. Eugen feuerte. Die Menge wich zurück. Aber vom Abhang flogen nach uns Stöcke, Eisstücke, vielleicht auch Steine.
»Feuern Sie!« flüsterte mir Eugen zu.
Ich drehte mich um. Etwa dreißig Schritte von uns drängten sich die Genossen um den Schlitten. Etwa dieselbe Entfernung trennte uns von den Angreifern ...
Ich vermochte nicht zu schießen, konnte aber Eugen nicht erklären, was mich verhinderte, zu entsichern, und wiederholte nur:
»Zu den Schlitten!«
Die Schlitten setzten sich in Bewegung. Lasar und der zweite Fahrer waren beide in den ersten Schlitten geraten. Im zweiten war niemand da, um die Pferde zurückzuhalten, da die Lehrerinnen, die sich in ihn geworfen hatten, im Schrecken über den Schuß die Zügel losgelassen und den Kopf in das Stroh gesteckt hatten. Zu unserem Glück waren die Angreifer auch durch den Schuß eingeschüchtert, und da sie sahen, daß Eugen und ich bewaffnet waren, zögerten sie, sich uns zu nähern.
Wir gelangten zu den Schlitten. Die Menge verfolgte uns. Man schrie:
»Halt! Die Revolver her! Faßt sie!«
Wieder flogen nach uns Pfähle, Eisstücke.
Eugen ergriff die Zügel. Ich ließ mich auf den hinteren Teil des Schlittens nieder und hielt den Browning bereit. Aber die Entfernung zwischen uns und den Angreifern wurde mit jedem

Augenblick größer. Die zuerst geschlossene Schar unserer Verfolger zog sich jetzt auseinander und zerfiel in einzelne Gruppen. Dicht hinter dem Schlitten liefen nur zwei, aber sie hatten schon ihre Pfähle nach uns geworfen, beide, ohne zu treffen, und waren jetzt waffenlos und für uns ungefährlich.

Wir brauchten nicht zu schießen. Die Verfolgung hörte auf. Nur noch Schreie, Schimpfworte, Flüche schollen hinter uns her.

Als wir etwa fünf Kilometer von der Fabrik entfernt waren, machten wir halt, ließen die Pferde ausruhen, setzten uns bequemer zurecht und fuhren dann weiter. Es ging einen Waldweg entlang, und im Knarren der Zweige klang es wie Getrappel von Verfolgern, Geschrei, Drohungen.

Erst als der Tag schon graute, kamen wir in Chorino an.

In dieser Nacht hatten wir nicht viel Zeit zum Schlafen. Am Morgen besprachen wir, was weiter zu tun sei.

Es war klar, die nördlichen Gemeinden des Kreises waren so aufgewühlt, daß es zur Zeit unmöglich war, dort Bauernversammlungen zu veranstalten. Man mußte abwarten, bis die Aufregung sich legen würde, und den Lehrern Zeit lassen, den Boden wenigstens etwas vorzubereiten.

Wir beschlossen, in das nächste Städtchen, Tschudowo, zu fahren, uns mit den dortigen Arbeitern in Verbindung zu setzen, unter ihnen fünf oder sechs Personen, die mit den hiesigen Verhältnissen bekannt und fähig wären, die Propaganda unter den Bauern zu führen, auszusuchen und zusammen mit ihnen wieder über Land zu fahren.

Wir nahmen von Tschutschin und von den Lehrerinnen Abschied und fuhren zur Station Borowenka. Mit uns fuhren Alexandrow und Saloga. Diesmal fuhr den Schlitten eine Bäuerin in Männerkleidung — im Schafspelz, mit Filzstiefeln und Pelzmütze.

»Die Männer sind alle in den Wald gegangen«, erklärte sie uns: »Sie teilen heute das Holz.«

Wieder schaukeln, springen die Schlitten. Ringsherum ein Bild unstörbarer Ruhe, friedlichen Winterschlafes. Aber das Herz

ist bedrückt. In dem einen Dorfe hat man uns geschworen, in dem zweiten uns beinahe festgenommen, in das dritte uns gar nicht hereingelassen, und zum Schluß dieser nächtliche Überfall, ein Schuß, Verfolgung ...

Die Bäuerin kehrte sich zu uns um:

»'s ist nicht richtig, daß wir nach Borowenka fahren. An eine andere Station wäre es sicherer ... In Borowenka sind die Bauern zu bös.«

»Nun, das schadet nichts«, beruhigten wir sie: »Was haben wir mit ihnen zu schaffen?«

Wir kommen an die ersten Häuser von Borowenka. Am Eingang des Dorfes, der Schmiede gegenüber, drängen sich Menschen, an dreißig Mann. Als wir näher kommen, schreit jemand:

»Seht, sie kommen!«

Die Menschen kamen in einem Haufen auf die Straße und gingen hinter unserem Schlitten her mit zum Bahnhof.

Es ging bergauf, wir bewegten uns nur langsam, fast im Schritt voran. Ich drehte mich um, um zu sehen, was für Menschen hinter uns hergingen. Die Einwohner von Borowenka unterschieden sich schon äußerlich von den Bauern, mit denen ich in diesen Tagen zusammengekommen war. Ich erinnerte mich daran, was mir Lasar von den Borowenkaer Bauern erzählt hatte: daß sie die Landarbeit vernachlässigten, sich an die Eisenbahn hielten und vom Kauf und Verkauf lebten. Aus der hinter uns kommenden Menge erscholl es schroff:

»Was glotzt du dich um?«

Auf dem Platz vor dem Bahnhof wieder eine Menge, Männer, Frauen, Kinder. Sie machten Platz, ließen uns durch und schlossen sich hinter uns wieder fest zusammen.

Ich fühlte, daß es schlecht um uns stand, und sagte leise zu der Bäuerin, die uns aus Chorino hergefahren hatte:

»Mütterchen, halt dich hier nicht lange auf. Fahr nach Hause, sag es Foma Grigoritsch ...«

Sie verstand, wandte eilig den Schlitten. Wir traten in den Bahnhof ein. Es war 20 Minuten vor zwei. Der Zug nach Tschudowo kommt um 2 Uhr 10 ... Also in einer halben Stunde ...

Wir gingen zum Schalter, lösten Fahrkarten. Am Schalter standen gutgekleidete Menschen, dem Aussehen nach keine Bauern, und beobachteten scharf jede Bewegung, die wir machten. Wir taten, als ob wir nichts bemerkten, und gingen in den Warteraum III. Klasse.

Ein großes quadratisches Zimmer. Drei hohe Fenster gingen auf den Bahnsteig hinaus. An den Fenstern stand eine lange Holzbank, vor ihr ein gestrichener Tisch. Rechts ging es durch eine Glastür und einen kleinen Vorbau auf den Bahnsteig, links stand die kleine Tür zu einem engen Zimmerchen, dessen Fenster auf den Bahnsteig hinausging, halb offen, hier war der Telegraphenraum. Im Hintergrund, gegenüber der Tür, durch die wir in den Warteraum eintraten, trug eine andere Tür, etwas schmäler, ein Schild: »Für Fahrgäste I. und II. Klasse.«

Vom Bahnsteig schauten durch die Fenster Menschen hinein, die einen in Pelzhüten, die anderen in Schirmmützen. Eine Schar von Menschen kam gleich hinter uns in den Saal und blieb an der Tür stehen.

Kein Zweifel war mehr möglich — wir waren in eine Falle geraten. Ich sagte zu den Genossen:

»Wir wollen uns zusammenhalten in dieser Ecke und versuchen, Zeit zu gewinnen. Wenn sie über uns herfallen, feuern wir. Dann in das Telegraphenzimmer. Dort halten wir uns, bis der Zug einläuft . . .«

Wir stellten uns in den Gang zwischen dem Tisch und der Tür des Telegraphenzimmers — Eugen und ich vorne, die Menschewiken aus Nowgorod hinter uns, ganz in der Ecke.

Der Saal füllte sich langsam mit Menschen. Drei Männer in langen Pelzen mit Stoffüberzügen traten aus der Menge vor. Saloga flüsterte mir zu:

»Ich kenne sie — hiesige Kaufleute.«

Sie kamen dicht an uns heran, und einer von ihnen fragte mich schroff:

»Was seid ihr für Menschen?«

»Lehrer«, antwortete ich.

»Woher?«

»Aus Tschudowo!«
»Was lehrt ihr das Volk?«
»Aber wer gibt Ihnen denn das Recht, einen auszufragen?« erhob ich die Stimme: »Wir lehren, was das Volk wissen muß.«
»Das lehrt ihr, daß es keinen Gott gibt und daß wir keinen Zaren brauchen!« schrie der Kaufmann: »Wir kennen euren Unterricht.«
Er drehte sich zu der Menge um, die den Saal schon zu drei Vierteln gefüllt hatte, und zeigte auf uns:
»Rechtgläubige! Das sind sie — die Streiker!«
In diesem Augenblick bemerkte ich in den ersten Reihen der Menge den Stationsgendarmen. Mir kam der Gedanke, ihn »auszunutzen«, um die Zeit bis zur Ankunft des Zuges zu gewinnen, und ich wandte mich an ihn:
»Herr Gendarm! Hier belästigen uns unbekannte Leute... Ich bitte Sie, ein Protokoll darüber aufzunehmen.«
»Worüber ein Protokoll?« fragte der Gendarm: »Diese Menschen sind uns gut bekannt. Sie fragen, antworten Sie nur!«
»Nein, das ist nicht gesetzlich«, erwiderte ich: »Nach dem Gesetz brauche ich Privatpersonen nicht Rede zu stehen. Auch Ihnen werde ich nur in dem Fall Rede und Antwort stehen, wenn Sie ein ordnungsgemäßes Protokoll aufnehmen.«
Der Zeiger stand auf 2 Uhr, bis zum Einlaufen des Zuges blieben 10 Minuten.
Der Gendarm sagte:
»Ihr hetzt hier das Volk auf, und ich soll euch Protokolle schreiben? Mag das Volk euch auch richten.«
Der Kaufmann schrie:
»Haut sie, Rechtgläubige.«
Die Menge schob sich näher. Ich zog den entsicherten Revolver aus der Tasche und war bereit zu feuern, zögerte aber, noch immer wollte ich Zeit gewinnen. Eugen, auch den Revolver in der Hand, stand links von mir. Er sagte etwas zu mir, ich konnte ihn aber durch den mit jeder Minute anwachsenden Lärm nicht verstehen...
Und plötzlich bemerkte ich, daß Eugen nicht mehr an meiner

Seite war. Er hatte den Tisch von der Holzbank weggestoßen und war durch den so frei gemachten Gang zur Ausgangstür gestürzt, wohl in dem Glauben, daß wir ihm folgen würden. Zwei, drei Männer, die auf seinem Wege standen, nahmen vor seinem Revolver Reißaus. Aber der an der Tür sitzende Wächter im Pelz und Eisenbahnermütze holte aus und hieb ihm mit einem Holzscheit auf den Kopf, und Eugen schlug hin.
Eben jetzt machten die beiden Genossen aus Nowgorod den Versuch, sich vor der Menge zu verstecken: sie stürzten die Wand entlang und krochen unter die Bank. Ich war allein in der Ecke. Ich trat einen Schritt zurück, so daß ich mit einer Schulter den Türpfosten in das Telegraphenzimmer, mit der anderen die Wand fühlte.
Aus der herandrängenden Menge erhoben sich Fäuste, Stöcke. Und ich schwankte noch immer, ob ich schießen sollte. Ich sah, daß Eugen regungslos am Boden lag und wußte nicht, ob er verwundet oder tot war, wußte auch nicht, wo die zwei anderen Genossen waren. Ich fühlte, daß ich die Menge nicht durch Schüsse auseinanderjagen könnte, im besten Falle hätte ich allein flüchten können, und meine Begleiter wären in den Händen der Angreifer zurückgeblieben. Nach einigen Minuten der Unentschlossenheit sicherte ich und schob den Revolver in die Tasche. Dies war die letzte Bewegung, die ich bei Bewußtsein machte. In diesem Augenblick bekam ich einen starken Hieb auf den Kopf, irgendeine Kraft stieß mich nach vorn. Ich fühlte einen Salzgeschmack im Munde, vor den Augen wurde es dunkel. Ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zur Besinnung kam, konnte ich wie durch einen Schleier graue und braune Filzstiefel um mich herum unterscheiden und begriff, daß ich auf dem Boden lag. Ich hob die Hand zu den Augen — Blut klebte die Lider zusammen, Blut floß über das Gesicht. Aber ich fühlte mich nicht verwundet. Ich richtete mich langsam auf und kam schließlich auf die Beine. Zwei Menschen packten mich an der Schulter. Einer von ihnen schrie: »Nun zeig mal, was du in den Taschen hast.«

Sie zogen den Revolver, Handschuhe, Börse, Notizbuch, Uhr heraus. Jeden Gegenstand betrachteten sie mit Neugier, rissen ihn einander aus den Händen — und der lebende Ring, der mich umgab, wurde dadurch weiter. Als ich das merkte, nahm ich selbst aus der Westentasche den Rahmen mit den Reservepatronen und verteilte die Patronen unter die neben mir stehenden Bauern. In diesem Augenblick bemerkte ich Eugen. Er lag das Gesicht zum Boden und hatte nur noch Hemd und Unterhosen an. Sein langes helles Haar war mit Blut überströmt, und es schien mir, daß sein Kopf in einer Lache von Blut lag. Ich machte einen Schritt auf ihn zu, aber man packte mich wieder, riß mir Mantel, Jackett, Stiefel vom Leibe; man riß auch am Halsschal und zog ihn dabei so fest zu, daß es mir vor den Augen dunkel wurde. Vergebens schob ich die Finger unter das zu einer harten Schnur zusammengedrehte Tuch, um den Hals zu befreien. Aber plötzlich riß die Seide — und ich konnte wieder atmen.

Da lief der Zug ein. Durch die Fenster sah ich bald hier, bald da auf einen Augenblick Menschen. Man hörte Geläut und Pfiffe. Die Menge war aufgeregt, man schrie:

»Wir geben sie nicht frei. Wir werden sie selbst richten.«

Aber niemand von den Durchreisenden kam in das Stationsgebäude hinein. Der Zug setzte sich in Bewegung, der Bahnsteig wurde leer. Jemand gab mir einen Stoß. Ich fiel zu Boden neben Eugen, vernahm sein schwaches Stöhnen; so merkte ich, daß er noch lebte.

Durch die Menge ging eine Bewegung. Man hörte eine erregte Stimme: »Was tut ihr, Brüder in Christo? Eine große Sünde... Ihr seid von Sinnen!«

Auf uns kam ein Geistlicher zu, von hohem Wuchs, jung, im langen Pelz. Es war der Choriner Geistliche, Vater Nikolaus, der zufällig mit dem Zug ankam.

Seine Hand preßte sich um das Brustkreuz, er suchte die Menge zu beruhigen. Man antwortete ihm:

»Du, Vater, mach deine Sache und misch dich nicht in fremde Angelegenheiten: Sie zu töten ist keine Sünde.«

Der Geistliche gab nicht nach:
»Das ist nicht wahr, Brüder in Christo! Einen Menschen zu töten ist immer Sünde. Laßt sie in Frieden ziehen. Und wenn es Verbrecher sind, dann schickt sie in die Stadt, das Gericht soll dort ihre Sache untersuchen und entscheiden.«
»Wir lassen sie nicht los«, grölte die Menge, »sie sind gegen Gott, schimpfen auf den Zaren, eine Kirche haben sie verbrannt, totschlagen muß man sie!«
»Hier an dieser Stelle werden wir sie totschlagen!«
Nun drängten sie auf den Geistlichen zu und schrien:
»Geh weg, Vater! Weshalb bist du gekommen? Hier ist kein Platz für dich!«
Einer schrie:
»Kinder, der Hauptverbrecher ist ja noch nicht hier! Schuld an allem ist der Choriner Lehrer.«
Die anderen stimmten zu:
»Den Choriner Lehrer! Holt ihn her! Alle zusammen werden wir sie erledigen!«
Ein Teil der Menge stürzte zur Tür und riß den Geistlichen mit sich fort. Aber der größte Teil blieb hier.
Eugen kam zu sich, erkannte mich und fragte benommen, die wunden Lippen mit Mühe bewegend:
»Sie sind am Leben?«
Ich bedeutete ihm zu schweigen. Er ließ seinen Kopf auf meine Knie sinken und schloß wieder die Augen.
Die Einwohner von Borowenka umzingelten uns und stritten über unser Schicksal.
Ein älterer Mann von gesetztem Aussehen — ein Bauer oder ein Dorfhändler — sagte:
»Was denn? Man wird ja den Choriner Lehrer herbringen und dann sie allesamt hier niedermachen — mit dem Beil oder so . . .«
Ein anderer, kleingewachsen und geschäftig, kreischte:
»Jungens, und ich denke so, begießen wir sie mit Petroleum und verbrennen wir sie, wie sie die Kirche verbrannt haben.«
Aber mehr Eifer als alle anderen zeigte ein Mann im blauen

Mantel, dem ein blonder Bart die ganze Brust bedeckte — anscheinend ein Bauunternehmer oder Holzhändler. Er schlug bald nach mir, bald nach Eugen und verlangte:
»Denen muß man unbedingt die Därme herausziehen für ihre Missetaten.«
Er beugte sich über mich, seine blauen Augen starrten mir gerade ins Gesicht, er schrie haßerfüllt, indem er mich an der Schulter schüttelte:
»Du hast dir das ausgedacht, es sollte keinen Zaren geben? Aber es wird nicht so gehen, wie du's dir denkst! Sieh mal hier!«
Und er nahm aus einem ledernen Geldbeutel ein silbernes Rubelstück und hielt es mir unter die Nase:
»Was ist das? Ein Rubel! Und warum es ein Rubel ist? Weil die Person des Zaren drauf ist. Aber wenn du den Zaren wegtreibst und an seine Stelle einen Bauern in Bastschuhen setzt, was dann? Nicht ein Rubel, sondern so was wie ein Holzspan. Ich hab' also mein Leben lang mir die Finger wund gearbeitet, gespart und gespart, und du kommst, spuckst hin, und mein Geld ist kein Geld mehr, sondern ein Haufen Späne. Das möchtest du?«
Und er schrie außer sich vor Wut:
»Jungens, man muß ihnen die Därme rausreißen!«
Wieder eine Bewegung in der Menge. In den Raum traten neue Menschen ein. Auf der Diele liegend konnte ich sie nicht sehen. Die von Borowenka grüßten sie mit Verneigungen.
»Guten Tag, Euer Wohlgeboren.«
Ein beleibter Mann mit langem, rötlichem Schnurrbart, in grauer Uniform, in einer Mütze mit Kokarde näherte sich uns. Er sah uns an und schrie streng, wie ein Vorgesetzter, zu der Menge:
»Was ist das für eine Unordnung? Auf wessen Befehl macht ihr das? Gendarm! Nehmen Sie diese Menschen und bringen Sie sie in die Stadt! In die Gouvernements-Gendarmerieverwaltung!«
»Nein, das geht nicht, Euer Wohlgeboren«, antwortete man aus der Menge: »Wir geben sie nicht heraus. Wir richten sie selbst.«

»Wie? Was? Selbst richten?« stampfte der Mann mit dem Fuß auf: »Habt ihr einen Mord vor? Und noch auf dem bahnamtlichen Gelände, in einem behördlichen Gebäude? In Gegenwart des Bezirkspolizeikommandanten? Ich werde euch! Ihr seid ja... Gendarm, begleiten Sie sie zu meinem Schlitten, ich nehme sie mit!«
Ich erhob mich vom Boden, richtete Eugen etwas auf und suchte mit den Augen die Genossen aus Nowgorod, um dem Bezirkspolizeikommandanten zu folgen.
Aber die Menge ließ uns nicht weg. Zurufe ertönten:
»Und wo warst du selbst, Euer Wohlgeboren, als wir sie gefangen genommen haben? Wohl beim Kartenspiel?«
»Nicht du hast sie abgefaßt, nicht du wirst sie richten!«
»Was braucht man, Leute, auf ihn achtzugeben? Er hält zu ihnen, das sieht man ja!«
Der Polizeikommandant wurde auf einmal klein und bescheiden.
»Genug, Kinder«, redete er der Menge zu: »Ihr habt sie gefangen — dafür werdet ihr Dank haben. Und das ihr ihnen von euch aus Mores gelehrt habt, ist auch gut. Aber jetzt muß ich, wie es das Gesetz befiehlt, sie ins Gefängnis einliefern, sonst könnten sie, was Gott verhüte, euch noch weglaufen.«
»Die laufen schon nicht weg«, antwortete man aus der Menge: »Du sollst lieber die anderen selbst fangen.«
Sie begannen davon zu reden, daß im ganzen Kreise Streiker und Unruhestifter herumstrichen; daß ihr Hauptnest das benachbarte Gut wäre — man nannte eine Baronesse mit einem nichtrussischen Namen —, daß zu ihr am Morgen vier Schlitten mit unbekannten Menschen gekommen wären.
»Die solltest du festnehmen«, schrie man dem Bezirkspolizeikommandanten zu: »Die aber, die wir gefaßt haben, da laß die Hände von.«
Endlich sagte der Polizeikommandant:
»Nun, Leute, macht was ihr wollt — ihr werdet dafür zur Verantwortung gezogen werden.«
Er nahm etwa zehn Personen mit zur Hilfe, wie es sein Recht als Beamter war, und fuhr nach dem Nachbargut. Wir blieben

in den Händen der Menge. Wieder hagelte es Schläge auf uns. Eugen und mich warf man von neuem zu Boden.
Der Gendarm kam herbei. Er setzte sich auf die Bank neben uns und redete zu der Menge:
»Keine Übereilung, Leute! Ordnung muß sein. Man wird schon noch den anderen, den Hauptmacher, herbringen, dann macht mit allen ein Ende. Aber alles muß seine Ordnung haben.«
Er schwieg eine Weile und fügte vorwurfsvoll hinzu:
»Aber wie blöd ist das Landvolk! Die verstehen nicht zu prügeln. Bluten tut's, aber doch ohne Zweck. Wir kennen das besser — ein, zwei Schläge, und keine Spuren hinterher, aber der Kerl geht sicher hinüber. Wenn nicht gleich, so in einem Tag oder in einer Woche, aber am Leben bleibt er nicht. Es gibt solche Mittel. Alles muß man kennen.«
Das Blut strömte mir über die Augen. Offenbar war ich am Kopf verwundet, Schmerzen fühlte ich aber nicht. Eugen kam auf einige Augenblicke zu sich, dann verlor er wieder das Bewußtsein, murmelte unverständliche Worte, und ich wußte nicht, ob er phantasierte oder mich nach etwas fragte.
Die Menge lichtete sich. Im Zimmer blieben etwa 60 Mann. Ein Zug lief ein. Es regte sich eine Hoffnung — vielleicht würde man uns zu Hilfe kommen. Aber als ich den Kopf hob, sah ich durch das Fenster, daß Güterwagen den Bahnsteig entlang standen.
Es dämmerte wohl schon, als sich in der Eingangstür eine hastige Stimme vernehmen ließ:
»Wo sind die Verwundeten? Man hat mir gesagt, hier wären Verwundete, die ärztlicher Hilfe bedürfen . . .«
Ein junger Mann, begleitet von einem anderen mit einer weißen Schürze über dem Halbpelz, drängte sich nach vorne. Er faßte Eugen an der Hand, fühlte ihm den Puls und sagte fest zu den Bauern:
»Hier hat man ja keine Luft zum Atmen, öffnet das Fenster!«
Zwei Personen gingen zum Fenster, um den Befehl auszuführen.
Der Arzt fuhr in seinen Anordnungen fort:
»Zurücktreten! Bringt Wasser! Und du, Alterchen, lauf hin —

im Schlitten hab' ich ein Blechkästchen mit Instrumenten ... Und unterlaßt hier das Rauchen! Wer rauchen will, mag in den Hof hinausgehen. Helft die Verwundeten aufheben.«
Und seltsam — die Bauern führten alle seine Anordnungen aus. Man legte Eugen auf die Bank. Ich setzte mich neben ihn. Auf die andere Bank setzten sich Alexandrow und Saloga — sie waren anscheinend nicht verwundet. Der Arzt wusch Eugen und mir das Gesicht mit kaltem Wasser ab. Eugen hatte eine tiefe Wunde an der Schädeldecke. Ich war oben auf dem Kopf verwundet, aber die Knochen waren unverletzt.
Der Arzt schickte sich an, Eugen zu verbinden. Er nahm die Schere, um das Haar rund um die Wunde abzuschneiden, schlug die Ärmel zurück, wusch sich die Hände. Aber die Stimmung der Menge war bereits umgeschlagen. Man hörte spöttische Bemerkungen:
»Diese Herrschaften! Sie sitzen, und du magst stramm stehen. Und untersteh dich nicht zu rauchen.«
»Der Doktor ist wohl auch so einer — deshalb gibt er sich soviel Mühe ...«
»Kinder, wir müßten den Arzt über Gott und den Zaren ins Gebet nehmen!«
Der Arzt verlor die Ruhe. Von seiner Selbstsicherheit blieb keine Spur. Seine Hände zitterten.
Der Heilgehilfe, der ihn begleitete, hatte noch größere Angst. Er bebte am ganzen Körper, so daß er das Wasser für den Verband verschüttete und wiederholte, kaum die Lippen bewegend:
»Wir müssen weg ... Sonst sind wir hier verloren ...«
Der Arzt beugte sich über mich und flüsterte:
»Sie sehen! Was kann ich tun? Ich muß weg.«
Ich erwiderte:
»Einen, den Schwerverletzten, könnten Sie mitnehmen ... Den werden sie weglassen ...«
Der Arzt betupfte Eugens Gesicht mit feuchter Watte und meinte:
»Die lassen ihn nicht weg ... Niemanden werden sie weglassen ... Entschuldigen Sie ... Ich habe Familie ...«
»Machen Sie einen Versuch«, drängte ich.

»Ich kann nichts tun«, flüsterte der Arzt: »Verzeihen Sie, um Gottes willen ...«
In der Menge lachte man hie und da:
»Wie der Doktor sich abquält. Unsereiner wird nicht so behandelt. Da geht das eins, zwei, drei — fertig. Aber bei so Herrschaften, da passen sie auf ...«
Der Arzt ließ die Watte auf den Boden fallen. Noch einmal flüsterte er mir zu:
»Verzeihen Sie, um Gottes willen! ...«
Und ging rasch weg. Sein Gehilfe hinter ihm her. Man warf uns von der Bank zu Boden und begann wieder zu schlagen. Eugen war zu Bewußtsein gekommen und fragte mich:
»Wird man uns totschlagen?«
Ich antwortete:
»Ich weiß nicht ...«
Tief im Herzen hielt ich unsere Lage für hoffnungslos. Aber ich hatte keine Schmerzen, fühlte mich auch nicht gedemütigt, empfand auch keinen Haß gegen diese blinden Menschen, in deren Hände unsere Köpfe geraten waren. Es war mir ein großes Bedürfnis, alles zu sehen und zu hören, mir alles einzuprägen, deshalb erinnere ich mich jetzt mit solcher Deutlichkeit selbst der letzten Einzelheiten dieser Szene.
Ich entsinne mich einer alten Frau, die sich über Eugen beugte. Mitleidsvoll betrachtete sie sein Gesicht. Dann fragte sie ihn:
»Hast du eine Mutter?«
Das Stöhnen des Verletzten faßte sie als Bejahung auf und sagte mit Tränen in den Augen:
»Noch ein so junges Blut. Wie mein Enkelkind... Seine Mutter ist noch am Leben, und er muß hin ... Macht schon gleich ein Ende, Leute, quält ihn nicht ...«
Neue Menschen kamen in das Zimmer. Man erklärte ihnen:
»Die haben die Kirche verbrannt. Jetzt wird das Volk sie richten. Wir warten nur, bis man ihren Anführer herbringt.«
Daß wir eine Kirche verbrannt hatten, glaubte die Menge fest. Sie wußten schon, die Kirche war dem Heiligen Nikolaus, dem Wundertäter, geweiht gewesen. Man erzählte Einzelheiten: wie

ich mit der Zigarette Löcher in ein Heiligenbild hineingebrannt hatte ...

Die Menge wuchs. Es waren wieder an hundert Menschen.

Ein Bäuerlein in einem ärmlichen Mantel mit einem bunten Tuch anstatt des Gürtels drängte sich zu uns durch. Er beugte sich zu uns, sah mir ins Gesicht, schaute Eugen an und schrie erfreut:

»Aber hört mal! Ich kenne diese Menschen, bei Gott, ich kenne die beiden!«

Alle drehten sich zu ihm um. Der Bauer erzählte aufgeregt:

»Ich hab' sie gestern in der Choriner Schule gesehen. Ich war im Dorfe auf der Durchfahrt, und die Bauern zogen alle in die Schule. Man sagte, das Manifest wird vorgelesen. Nun, ich ging mit. Bloß an Lehrern waren an hundert da, und die zwei haben gesprochen. Der Rothaarige, mit dem Schnurrbart, redete, und der Junge redete auch. Bei Gott.«

»Wovon redeten sie?«

»Jedes Wort habe ich gehört. Zuerst sprach der mit dem Schnurrbart, sehr gut sprach er, Sinn und Verstand hatte alles: sagt ein Wort, dann schlägt er auf den Tisch. Und dann sprach der Junge: sagt ein Wort, und führt den Arm so beiseite. Beide haben gesprochen.«

»Was haben sie von Gott gesagt?« fragte man von allen Seiten.

Aber der Bauer sagte immer wieder dasselbe:

»Der Rothaarige mit der Hand immer so, von oben nach unten, und der Junge immer zur Seite und zur Seite, so, seht ihr?«

»Was aber haben sie denn gesagt?«

Der Bauer zuckte mit den Achseln:

»Hab' nichts von ihren Reden verstanden. Wer kann die denn verstehen? Aber gut haben sie gesprochen, und mit der Hand immer so und dann so.«

Einer aus der Menge sagte:

»Totgeschlagen gehören sie!«

Der Bauer stimmte zu:

»Sicher muß man sie totschlagen!«

Niemand widersprach ihm.

Ich habe schon erwähnt, daß ich das Bedürfnis empfand, alles, was um uns geschah, zu sehen und mir einzuprägen. Aber ich hatte gleich am Anfang meinen Kneifer verloren. Da ich kurzsichtig bin, mußte ich mich deshalb anstrengen und die Augen anspannen, um alles zu sehen.

Filzstiefel, Schafspelze, Pelzmützen. Vorne die Alten mit grauem Bart; in ihren Gesichtern war nichts Grausames, nichts Brutales. Sie streiten, an den Mord gehend, genau so, wie sie streiten würden bei der Verteilung des Holzes aus dem Gemeindeforst oder bei der Besprechung einer anderen Angelegenheit des Alltagslebens.

Aber es störte und ärgerte die Bauern, daß ich sie forschend ansah. Ich vernahm schon einige Male:

»Seht mal, wie der da glotzt!«

Gerade vor mir stand ein Alter, von kleiner Gestalt, mit einem grauen Spitzbart, mit oben spitzzulaufender Mütze, in hellem Pelzrock mit rotem Gürtel. Er sah friedlich und gutmütig aus, ein echter Weihnachtsmann!

Der Alte betrachtete mich lange. Dann kehrte er sich zu der Menge um und sagte:

»Hört mal, man müßte ihm die Augen ausstechen! Was wollen wir? Wir wollen, daß er uns nicht mehr schaden kann. Wenn wir ihm die Augen ausstechen, wird er nicht mehr schaden können.«

»Richtig!« stimmten andere ihm bei.

Der Alte berührte mich an der Schulter:

»Hörst du, was das Volk sagt? Böses wünschen wir dir nicht, aber du darfst uns nicht schaden. Wir stechen dir die Augen aus und lassen dich gehen, wohin du willst. Nun, du wirst gehen, wie ...?«

Und der Alte kniff die Augen zu und zeigte, wie ich als Blinder mir tastend den Weg suchen würde.

Einer sagte:

»Ja, die Augen kann man ihnen ja ausstechen. Aber danach müssen wir sie zusammen mit den anderen totschlagen.«

Aber der Alte war dagegen. Darüber stritten sie eine Zeitlang.

Ein Mann in Eisenbahnermütze brachte ein Holzscheit und ein Beil. Man hieb von dem Scheit einen Span ab, spaltete der Länge nach ihn mehrmals durch und begann, die Enden zu spitzen.
Der Alte sagte zu mir:
»Nun, nimm Abschied vom Gotteslicht!«
Er trat an mich von hinten heran, preßte meinen Kopf zwischen die Knie und begann, mit dem gespitzten Holzspan nach den Augen zu zielen.
Ich hab' wohl die Augen nicht geschlossen, und das störte den Alten. Ich empfand einen Schmerz unter der rechten Augenbraue, aber irgend etwas hielt die Hand des Alten auf. Das Blut strömte mir über das Gesicht, aber ich fühlte, daß das Auge nicht verletzt war.
Der Alte ließ meinen Kopf los und sagte:
»Hört mal, mit dem Span macht sich das nicht. Hat vielleicht einer ein Messer?«
Es trat ein langaufgeschossener hagerer Bursche vor, den man eher für einen städtischen Rowdy als für einen Bauern hätte halten können. (Es war der Lehrling des Schmiedes von Borowenka, wie ich später erfahren habe.)
»Hier hast du ein Messer!« schrie er.
Er zog ein Taschenmesser aus dem Stiefel und machte es mit einem Knack auf. Einige Zentimeter vor meinem Gesicht sah ich die schartige, verrostete Klinge.
Der Alte streckte die Hand nach dem Messer aus:
»Gib her!«
Der Bursche zog die Hand zurück:
»Was heißt ‚gib her'? Ich mach's selbst!«
Wieder entstand ein Streit. Einige schrien:
»Gib das Messer her! Dem Alter gehört der Vortritt!«
»Laßt doch den Burschen machen, es ist doch sein Messer...«
Als der Streit seinen Höhepunkt erreichte, kam ein Lärm aus dem Hofe. Einer schrie: »Sie kommen mit ihm! Den Choriner Lehrer haben sie hergebracht!«
Die Menge strömte von uns fort und vergaß für eine Zeitlang das Messer und meine Augen.

In das Zimmer wälzte sich eine neue Menge herein. Vorne Tschutschin, die beiden Lehrerinnen von der Glashütte und ein Landpolizist*. Hinter ihnen die Bauern.
Man schrie lauter als bisher und auf eine andere Art: jetzt waren in der Menge viele Betrunkene.
Der Landpolizist schrie der Menge zu:
»Nun, Kinder, ihr habt sie auf den Bahnhof gebracht, jetzt macht, daß ihr nach Hause wegkommt!«
Spöttische Stimmen antworteten ihm:
»Aber nein! Was haben wir dem Pfarrer versprochen? Wir würden ihnen im Dorfe nichts antun und unterwegs auch nicht, aber wie wir sie auf dem Bahnhof haben, würden wir sie niedermachen**.«
Der Landpolizist versuchte, sich dem zu widersetzen. Aber die Menge drang auf ihn ein, und er bekam sogar einige Knüffe. Da stieß er die Verhafteten in die Tür mit dem Schild »Für Fahrgäste I. und II. Klasse«, trat nach ihnen ein und schloß von innen ab.
Die Wut der Menge nahm zu. Sie hämmerten mit den Fäusten an die Tür und grölten: »Gib ihn her!«
»Brecht die Tür auf!«
»Geht von außen und steigt durchs Fenster!«
Man schlug jetzt mit Holzscheiten gegen die Tür. Der Landpolizist schrie etwas hinter der Tür, aber man konnte seine Worte im allgemeinen Gebrüll nicht verstehen.

* Die Choriner Bauern würden den geliebten Lehrer nicht ausgeliefert haben. Aber, wie ich schon oben erwähnt habe, waren sie an diesem Tag alle in einem entfernten Walde, im Dorfe waren nur die Frauen geblieben, es war niemand da, der für den Lehrer hätte eintreten können. Als die Bauern aus dem Walde zurückgekommen waren und von dem Geschehenen erfuhren, war ihr erster Gedanke, anzuspannen und mit Beilen und Pfählen nach Borowenka zu fahren. Dann aber kriegten sie Angst, da sich das Gerücht verbreitete, daß die benachbarten Dörfer zu den Bauern von Borowenka hielten.
** In der Tat hatte der Choriner Geistliche den Bauern das Versprechen abgenommen, daß sie den Lehrer ohne jede Gewalttat auf den Bahnhof bringen würden. Die Bauern hatten ihr Versprechen gehalten, aber dann fiel ihnen ein, daß dieses Versprechen nicht vorsah, was sie weiter mit dem Lehrer machen würden. Und nun setzte jemand das Gerücht in Umlauf, der Geistliche hätte befohlen, den Lehrer auf dem Bahnhof zu erschlagen.

Dann zerklirrten die Fensterscheiben; draußen ein wütendes Gebrüll. Die Menge, die die Tür aufzubrechen versucht hatte, wurde still und hielt an. Hinter der Tür hörte man Schläge, das Geklirr des zerbrechenden Glases, Geschrei. Und plötzlich wurde alles still, die Tür öffnete sich. Aus dem Raum »Für Fahrgäste I. und II. Klasse« wälzten sich aufgeregte Menschen mit roten Gesichtern. Ich vernahm:
»Und wieviel Blut herauskam! Wie aus einem Hammel.«
Sie schoben sich auf uns zu. Einer schrie:
»Jetzt macht mit diesen beiden Schluß!«
Halbliegend hatte ich den Kopf an den Rand der Bank gelehnt. Eugen lag neben mir, so daß sein verwundeter Kopf auf meinen Knien ruhte. Ihn rissen sie zur Seite, und gerade vor meinen Augen flog sein langes helles Haar, vom Blut zu braunen Klumpen zusammengeklebt, in der Luft. Ich fühlte einen Hieb auf den Kopf an der linken Schläfe. Dann verlor ich das Bewußtsein, und meine letzte deutliche Empfindung war ein dumpfes Dröhnen, von einem Einsturz, oder einem Wasserfall, oder vielleicht von einem heranrollenden Zug...
Als ich zu mir kam, war rings um uns ein leerer Raum, die Menge war in den Hintergrund des Zimmers zurückgewichen. In den Türen standen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Auch auf dem Bahnsteig waren Uniformen zu sehen.
Ein Offizier, ein schlankes Kerlchen, mehr einem Gymnasiasten ähnlich, kommandierte mit einer Falsettstimme:
»Räumt den Saal! Alle hinaus! Posten an die Fenster!«
In den Wartesaal traten Soldaten ein. Sie bildeten eine Kette zwischen uns und der Menge und drängten sie allmählich zurück zur Tür. Zugleich stellten sich hinter uns, an den auf den Bahnsteig hinausgehenden Fenstern, Doppelposten auf.
Ich erhob mich mit Mühe, konnte mich aber nicht auf den Beinen halten. Ein junger Mann — wie ich nachher erfuhr, ein Heilgehilfe — sprang mir bei und reichte mir ein Glas kalten Wassers. Mir wurde besser. Ich fragte den Heilgehilfen, wie es um Tschutschin stände und erfuhr, daß er am Leben war: man hatte ihm den Kopf mit einer Bierflasche zerschlagen; er war

in Ohnmacht gefallen und hatte viel Blut verloren, aber die Wunde war nicht gefährlich.
Ein Arzt erschien, nicht der vom Vormittag, sondern ein anderer. Er wusch unsere Wunden aus und nähte sie zu. Am ernstesten war Eugens Zustand, sein Geist schien umnachtet; das tragische Ende, das ihn erwartete, warf auf ihn den grausamen Schatten im voraus. Von den Genossen aus Nowgorod war Alexandrow mit dem Schrecken davongekommen, der Landmesser Saloga hatte anscheinend innere Verletzungen erlitten.
Ich wußte nicht, ob wir unter dem Schutz der Soldaten standen oder verhaftet waren. Um die Lage zu klären, ging ich aus dem Stationssaal in das Zimmer der I. und II. Klasse. Der Wachtsoldat hielt mich nicht an, wir waren also keine Gefangenen.
Das Zimmer, in das ich eintrat, bot das Bild einer vollständigen Verwüstung dar. Die Fensterscheiben zerschlagen, der Fußboden mit Scheiben, Trümmern von Einrichtungsgegenständen, zerbrochenen Flaschen übersät, Pfützen geschmolzenen Schnees zwischen Blutspuren.
Das Fenster ging auf den Platz vor dem Bahnhof hinaus. In der Dämmerung war die aufgeregte Menge zu sehen, in einiger Entfernung von ihr, näher am Bahnhof, eine Reihe grauer Soldatenmäntel.
Ich lauschte. Aus der Menge schrie man den Soldaten zu: »Schämt ihr euch nicht? Ihr seid doch auch Christen ... Auf die Eurigen wollt ihr schießen? Haltet ihr zu den Juden?«
Der Heilgehilfe brachte uns Brot und Butter. Ich nahm eine Brotscheibe, konnte aber, trotz des Hungers, nicht essen, die Zähne wackelten, ich schmeckte das Blut im Munde.
Die Nacht sank herab. Aber die Menge vor dem Bahnhof ging nicht auseinander. Ihre Erregung schien zuzunehmen. Wir vernahmen betrunkene Rufe: »Her mit ihnen!«
»Man müßte die Station verbrennen, wie sie die Kirche verbrannt haben.«
Ich erkundigte mich bei dem Offizier, weshalb wir so lange hier blieben. Er antwortete, daß er auf den Untersuchungsrichter warten müßte, der das Weitere zu verfügen hätte.

Endlich — Mitternacht war schon vorüber — kam der Untersuchungsrichter an, ein sorgfältig gekleideter, stattlicher Herr mit feinem, intelligentem Gesicht.
Er unterhielt sich halblaut mit dem Offizier und dem Arzt, wandte sich dann zu uns und sagte, daß es ihm notwendig erscheine, uns unverzüglich zu verhören. Ich antwortete für mich und die Genossen, daß wir ihm zur Verfügung ständen. Der Untersuchungsrichter sah uns aufmerksam an und bemerkte, auf Eugen zeigend: »Zuerst will ich diesen Herrn vernehmen.«
Eugen war eben zu sich gekommen und lag mit weitgeöffneten, starren Augen auf der Bank. Ich machte den Untersuchungsrichter darauf aufmerksam, es würde kaum Zweck haben, einen Verwundeten zu vernehmen, der deliriere. Aber der Untersuchungsrichter antwortete mir trocken, er wüßte selbst, wann und wen er zu vernehmen hätte.
»Meinen Sie nicht, daß eine Vernehmung unter diesen Umständen ungesetzmäßig ist?« fragte ich.
Der Beamte antwortete gereizt:
»Ich brauche keine Belehrungen von Ihnen.«
Eugen hatte verstanden, worüber wir stritten, und sagte leise und mit offensichtlicher Anstrengung zu mir:
»Lassen Sie, Genosse Ssergej, ich werde schon antworten.«
Der Untersuchungsrichter begann die Vernehmung. Er ließ den Tisch zur Bank rücken, auf der Eugen lag, setzte sich, breitete Papiere aus und sagte: »Hören Sie zu.«
In der eingetretenen Stille vernahm man deutlich das vielstimmige Gebrüll, die Drohungen und Schmährufe auf dem Platz vor dem Bahnhof und auf dem Bahnsteig, und über all dem das beharrliche: »Heraus mit ihnen!«
Der Untersuchungsrichter machte eine lange Pause und sagte dann zu Eugen:
»Sie haben das gehört. So bedenken Sie denn, daß ich Sie von hier nur wegbringen kann, wenn Sie aufrichtig aussagen...«
Eugen und wir alle gaben an, zur Teilnahme am Kreislehrertag nach Chorino gekommen zu sein, nach der Tagung mit den Choriner Bauern und am nächsten Tag mit den Arbeitern und

Bauern von der Glashütte Gespräche geführt und auf der Station Borowenka mit niemandem von Politik gesprochen zu haben und nicht zu wissen, weshalb wir überfallen worden waren. Über den Inhalt unserer Reden schlugen wir vor, die Bauern zu vernehmen, die uns gehört hatten.
Der Untersuchungsrichter fragte noch etwas über die Brandstiftung an der Kirche, begriff aber selber, daß das Unsinn war, und verkündete uns am Schluß der Vernehmung, daß er gegen uns alle Anklage auf Grund des Paragraphen 129 (Aufforderung zum Umsturz der bestehenden Staatsordnung) erheben werde und uns angesichts der Verdunkelungs- und Fluchtgefahr in Haft nehmen lasse.
Er stellte den Haftbefehl aus, wir gaben unsere Unterschriften und hörten nachher mit dem Gefühl großer Erleichterung: »Mit dem nächsten Zug werden Sie in das Gefängnis von Nowgorod abgeführt.«
Aber als der Zug eingelaufen war und die Menge erfahren hatte, daß man beabsichtigte, die Verhafteten in die Stadt zu schicken, strömte sie auf den Bahnsteig und versperrte uns den Weg zu den Wagen. Immer lauter ertönten Schreie, Drohungen, Schimpfworte. Der Offizier ließ die Soldaten auf den Bahnsteig hinaustreten und von der Tür bis zum Wagen Spalier bilden. Aber der Anprall der Menge zerriß die Kette der grauen Mäntel. Der Offizier ließ die Soldaten wiederum eine Kette bilden, man machte wieder den Weg von der Tür zum Wagen frei, dann bildeten die nicht zur Spalierbildung verwendeten eine neue Kette um uns herum. Sie faßten sich einander unter und bildeten eine Art lebendigen Ring um uns sieben — Eugen, die Genossen aus Nowgorod, Tschutschin, die zwei Lehrerinnen und mich. Unter solcher Bedeckung, inmitten des wilden Gejohls der Menge, die in der nächtlichen Dunkelheit unendlich wie ein Meer schien, gelangten wir mit Mühe und Not zum Wagen.
Man wies uns zwei Abteile zu. Die Tür jedes Abteils wurde mit Posten besetzt; Soldatenuniformen waren auch im Gang des Wagens zu sehen.
Ein Pfiff, und der Zug setzte sich in Bewegung.

In den Tagen der Niederlage

In Nowgorod kamen wir bei Tagesgrauen an. Der Gendarm, der uns auf dem Bahnsteig entgegenkam, nahm uns zusammen mit unserer Begleitmannschaft in den leeren Wartesaal dritter Klasse mit. Bald verschwand unsere Begleitung, nur drei Soldaten und zwei Gendarmen blieben bei uns. Ich besinne mich deutlich auf das Gefühl der Verstimmung und Unruhe, das diese Verminderung der Bedeckung in uns allen hervorrief: würden diese fünf Mann im Falle eines neuen Angriffs ausreichen?... Die telephonischen Verhandlungen, die Prüfung des Verzeichnisses und noch andere Formalitäten nahmen viel Zeit in Anspruch. Danach kam auf uns ein strammer, stattlicher Wachtmeister zu und sagte:

»Die Droschken sind da, wir können fahren.«

Wir fanden mit Mühe Platz in den drei Droschken und fuhren dann durch menschenleere Straßen bis zu einem Hause, das ganz und gar nicht wie ein Gefängnis aussah: mit Blumenbeeten in einem Vorgarten, weißen Fenstervorhängen, ohne Gitter, ohne hohe Umfassungsmauern oder Wachtposten. Der Gendarmeriewachtmeister sprang als erster aus der Droschke und forderte uns auf, auszusteigen.

»Wohin haben Sie uns denn gebracht?« fragte ich: »Was ist denn dies?«

Er antwortete:

»Die Gendarmerieverwaltung.«

Durch einen halbdunklen Korridor, der mit den unwahrscheinlichsten Sachen — vom Kinderwagen bis zu einem riesigen Vogelkäfig — vollgepfropft war, führte man uns in einen großen Raum mit gelben Schränken und mit einem von schwarzem Wachstuch überzogenen Tisch. Der Wachtmeister bat uns, »ein bißchen zu warten«, und ging weg. Wir blieben allein.

Eugen fühlte sich nicht wohl. Wir legten ihn auf eine Holzbank und wickelten ihn möglichst warm ein. Die anderen kauerten sich hin, wie es ging, wir alle wollten wenigstens ein Nickerchen versuchen, aber der Schlaf kam nicht. Tschutschin, sehr blaß,

mit verbundenem Kopf, aber schon wieder guter Laune und tätig, unternahm einen »Erkundungsgang«.
Nach einigen Minuten kehrte er zurück und berichtete:
»Das ganze Haus ist menschenleer. Und stellt euch vor, was ich gefunden habe? Einen Samowar! Wünschen Sie Tee?«
Alle hatten Durst, aber wir zweifelten, ob man in der leeren Kanzlei Tee, Zucker und Gläser finden könnte. Der Choriner Lehrer ging auf die Suche: er zog die Tischschubladen auf und versuchte, ob die Türen der Schränke sich öffnen ließen.
In das Zimmer trat ein bejahrter Oberst ein, mit einem üppigen, in zwei Teile auseinandergekämmten Bart. Er schlug die Sporen zusammen, verbeugte sich und sagte:
»Ich bin der Chef der Gouvernementsgendarmerieverwaltung Nowgorods. Haben Sie irgendwelche Beschwerden oder Bitten?«
Wir antworteten, daß wir keine Beschwerden hätten. In diesem Augenblick hörte man im Nebenzimmer, wo sich Tschutschin mit dem Samowar zu schaffen machte, Lärm.
Der Oberst warf einen Blick durch die offene Tür und geriet plötzlich in Erregung:
»Was heißt denn das, meine Herren? Haben Sie denn bisher keinen Tee bekommen?«
Auf seinen Ruf kam ein Gendarm mit verschlafenem Gesicht. Der Oberst fiel über ihn her:
»Siehst du nicht, daß die Menschen einen Weg hinter sich haben? Konntest du nicht den Samowar aufstellen? Rasch, und sofort Brot holen! Auch Butter und Wurst! Alles!«
Ich fragte den um seine Gäste so besorgten Oberst:
»Sind wir verhaftet?«
Er drückte seine Zweifel durch eine Bewegung der Arme aus:
»Vermutlich war das bloß eine Formalität... Jedenfalls bitte ich Sie, daran nicht zu denken. Stärken Sie sich, trinken Sie Tee, und ich werde Ihre Sache prüfen. Guten Appetit!«
Zwei Gendarmen traten ein, breiteten eine Zeitung auf dem Kanzleitisch aus, legten darauf Päckchen mit Brot, Wurst, Butter. Dann brachten sie einen kochenden Samowar. Als wir Tee getrunken hatten, kam der Oberst wieder. Er sah besorgt aus.

»Gegen Sie alle, meine Herrschaften, ist Anklage auf Grund von Paragraphen 129 erhoben, eine Entlassung aus der Untersuchungshaft hat der Richter ausgeschlossen. Es läßt sich schon jetzt voraussehen, daß die Anklage — wenigstens hinsichtlich einiger von Ihnen — fallen gelassen werden muß. Aber etwas wird immer übrigbleiben. Den Haftbefehl vor der Durchführung der Untersuchung aufzuheben, habe ich kein Recht. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich alles, was in meiner Macht steht, tun werde, um Sie keinen Tag länger als nötig hier festzuhalten. Einstweilen aber muß ich Sie ins Gefängnis abführen lassen... Dem Gefängnisdirektor, das ist ein sehr lieber Mann, habe ich die notwendigen Anweisungen gegeben. Sollten Sie mit irgend etwas unzufrieden sein, bitte ich Sie, sich an mich zu wenden.«
Der Oberst verbeugte sich höflich, klirrte mit den Sporen und ging aus dem Zimmer.
Es war der erste Gendarmerieoffizier, mit dem ich in meinem Leben zu tun hatte. Und ich muß gestehen, daß seine Manieren und sein ganzes Benehmen mich in Erstaunen versetzten, ich hatte mir Gendarmen ganz anders vorgestellt. Nun habe ich später auch erfahren, der Chef der Gendarmerieverwaltung von Nowgorod war in der Tat eine Ausnahmeerscheinung in der Gendarmerie. Es war ein fortschrittlicher, anständiger Mann, der durch irgendein merkwürdiges Mißverständnis in die Gendarmerie geraten war. Kurz nachher nahm er seinen Abschied.

Im Gouvernementsgefängnis wurden wir getrennt: die Lehrerinnen mußten in die Frauenabteilung, Alexandrow und Saloga in die Untersuchungshaft, Tschutschin, Eugen und ich ins Krankenhaus. Wir drei bekamen ein großes, helles und sauberes Zimmer mit zwei Fenstern. Der Raum gefiel uns, nur die mit frischem Stroh gestopften Matratzen und Kissen schienen unerträglich hart, und es wirkte unangenehm, daß die Fenster dicht vergittert waren. Dazu gesellte sich noch ein verstimmender Eindruck: vom frühen Morgen bis zum späten Abend klirrten unaufhörlich die Ketten. Dies Klirren schien das Gefängnis bis in den letzten Winkel zu erfüllen: Eisengerassel kam

aus dem Hof, aus dem Korridor, aus den Nachbarzellen, von oben und von unten. Es waren fast melodische Klänge, nicht zu laut, nicht zu schrill, aber sie schnürten einem das Herz zusammen. Außer uns gab es hier keine politischen Gefangenen: der einzige politische Untersuchungshäftling war vor kurzem auf Grund des Manifestes auf freien Fuß gesetzt worden. Wir wurden natürlich zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit für die Gefängnisverwaltung: der Direktor, sein Assistent, der Arzt, der Heilgehilfe, alle besuchten uns einige Male im Laufe des Tages, alle waren äußerst liebenswürdig.

Die ärztliche Pflege war befriedigend. Eigentlich brauchte nur Eugen eine sorgfältige Behandlung. Tschutschin konnte bereits am nächsten oder übernächsten Tag für gesund gelten. Ich war auf dem Wege der Genesung, obwohl ich noch eine große Schwäche fühlte und an Halluzinationen litt.

Aus der Stadt schickte man uns täglich reichliche Liebesgaben. Und das war uns eine besondere Freude, da wir nicht wußten, von wem sie kamen, und nur wußten, daß Genossen sie geschickt hatten.

Auch Bücher hatten wir. Aber Eugen konnte überhaupt nicht lesen, mich strengte das Lesen allzusehr an, und nur Tschutschin verschlang gierig einen Band nach dem andern.

Zeitungen bekamen wir zuerst nicht jeden Tag. Dann erhielten wir täglich zwei Petersburger Blätter, nur entsinne ich mich nicht mehr, ob diese Zeitungen mit Genehmigung der Gefängnisverwaltung oder illegal durch einen Gefängnisbeamten an uns gelangten.

Am ersten oder zweiten Tag nach unserer Einlieferung ins Gefängnis lasen wir in der Zeitung von der Verhaftung des Vorsitzenden des Petersburger Sowjets der Arbeiterdelegierten Chrustalew. Dieser Mann gab seinem Leben später eine traurige Wendung, er endete nicht viel besser als Gapon. Aber im Jahre 1905 spielte er eine große Rolle und tat das, was die Verhältnisse von ihm forderten.

Als der Sowjet seine Stellungnahme zu dieser Herausforderung besprach, verlangten manche Stimmen die unverzügliche Er-

klärung des Generalstreiks. Aber diese Vorschläge wurden abgelehnt; es war nur allzu klar, daß unter den gegebenen Umständen, bei der sich mit jedem Tag ausbreitenden Aussperrung, bei der zunehmenden Arbeitslosigkeit ein neuer Streik die Kräfte der Petersburger Arbeiter überstiegen hätte.
Man beschloß, sich auf eine Resolution zu beschränken, gewiß nicht auf eine liberale Protestresolution, sondern eine Entschließung, die der revolutionären Natur des Sowjets und dem Ernst der Lage entsprach!
Die angenommene Resolution lautete:
»Am 26. November ist der Vorsitzende des Sowjets der Arbeiterdelegierten, Genosse Chrustalew, von der zaristischen Regierung gefangengenommen worden.
Der Sowjet der Arbeiterdelegierten wählt ein vorläufiges Präsidium und setzt seine Vorbereitungen zum bewaffneten Aufstand fort.«
Hier wiederholte sich das uns bereits bekannte Bild: aus dem Dilemma — Streik oder nichts — fand der Sowjet keinen anderen Ausweg als revolutionären Wortschwall.
Aber so groß ist die Macht des Wortes, daß für uns, die wir im Gefängniskrankenhaus lagen und erst vor einigen Tagen mit Mühe und Not dem Tod von den Händen der Volksmenge von Borowenka entgangen waren, die Nachricht von der Verhaftung Chrustalews und von der vom Sowjet aus diesem Anlaß angenommenen Resolution wie ein Sturmgeläut klang, und dieses Geläute erweckte in unseren Herzen keine Sorge, sondern Freude!
Vorüber schien die Unentschiedenheit, das Schwanken und Zweifeln! Jetzt kommt der Aufstand und sicherlich der Sieg des Volkes!

Am siebenten Tag nach unserer Einsperrung ließ man uns in die Gefängniskanzlei kommen. Der Untersuchungsrichter — oder war es ein Staatsanwaltschaftsrat — erklärte uns, daß auf Grund der an Ort und Stelle durchgeführten Ermittlungen die Anklage gegen die beiden Lehrerinnen, gegen Saloga, Alexan-

drow und Tschutschin fallengelassen werde, sie würden unverzüglich aus der Haft entlassen. Die Anklage werde nur gegen Eugen Litkens und mich aufrechterhalten.
Den befreiten Genossen wurden auf der Stelle die ihnen auf der Station Borowenka weggenommenen Sachen zurückgegeben, dabei gelang es mir, Tschutschin unbemerkt mein Notizbuch zuzuschieben. Wir nahmen voneinander Abschied; die Genossen wünschten uns baldige Freilassung und gingen frei weg. Wir aber blieben in der Gefängniskanzlei mit dem Justizbeamten zurück.
Auf meine Frage, wessen wir eigentlich bezichtigt würden, antwortete der Beamte, daß wir auf Grund des § 129 des Strafgesetzbuches, also wegen Aufforderung zum Umsturz der bestehenden Staatsordnung, unter Anklage ständen.
Ich antwortete darauf, daß ich die Anklage gegen uns auf Grund dieses Paragraphen als reines Mißverständnis betrachtete, der Paragraph selbst stelle einen Anachronismus dar: die »bestehende Staatsordnung«, die der § 129 schützen sollte, hätte mit dem 17. Oktober zu bestehen aufgehört, eine neue Staatsordnung wäre noch nicht festgestellt, und infolgedessen wäre unverständlich, was eigentlich der § 129 schützte; gleicherweise wäre es unbekannt, was umzustürzen wir die Bauern aufgefordert hätten. Übrigens, schloß ich meine Ausführungen, hätte jede Partei das Recht, ihr Programm dem Volke vorzulegen, und niemand dürfte uns bei der Verbreitung der Ideen der Partei, der wir angehörten, hindern.
Der Untersuchungsrichter hörte mir aufmerksam und anscheinend mit Zustimmung zu und forderte mich auf, diese Erklärungen schriftlich in Form einer Aussage abzugeben. Ich bat ihn, mich mit den Aussagen der Belastungszeugen bekannt zu machen. Der Beamte erwiderte, daß sämtliche Zeugenaussagen mir nach dem Abschluß der Untersuchung vorgelegt werden würden, und bemerkte nebenbei:
»Eigentlich ist in ihnen wenig Interessantes. Ausführliche Aussagen machen hauptsächlich solche Personen, die Ihrer Versammlung nicht beigewohnt haben. Und die Leute, deren Aus-

sagen die größte Bedeutung haben müßten, die sagen gar nichts aus ...«
Erst viel später, Ende 1909, als es in meiner Borowenka-Sache zur Hauptverhandlung kam, lernte ich die Aussagen der Bauern kennen. Und in der Tat — alle Choriner Bauern, und etwa zwanzig von ihnen waren vernommen worden, hatten uns durchaus entlasten wollen, genau wie die Arbeiter der Glashütte. Die Bauern, die in der Versammlung in der Fabrikschule gewesen waren, wußten nicht ein noch aus und verwickelten sich in Widersprüche. Was endlich die Leute von Borowenka betrifft, so hatten sie anscheinend Angst, wegen ihres Lynchversuches zur Verantwortung gezogen zu werden, und deshalb unterstrichen sie in ihren Zeugenaussagen, daß sie selbst halt nichts gesehen hätten und nur von anderen dies und das gehört hätten... Und weiter folgte Unsinn, den man ganz offensichtlich nicht ernst nehmen konnte. Eine Anklage auf Grund solchen Materials aufzubauen, war schwer. Infolgedessen kamen wir früher aus dem Gefängnis heraus, als wir gedacht hatten.
Nach dem Gespräch mit dem Untersuchungsrichter setzte ich mich hin, meine »Aussagen« schriftlich niederzulegen. Nachmittags war das Schriftstück fertig, und der Gefängnisdirektor ließ es durch einen Aufseher zum Gericht bringen. Und am nächsten Tag kam ganz früh am Morgen der Assistent des Direktors in unsere Zelle und beglückwünschte uns zu der günstigen Wendung unserer Angelegenheit: vom Staatsanwalt beim Oberlandgericht war Befehl gekommen, uns auf freien Fuß zu setzen.

Mein erster Eindruck nach der Rückkehr nach Petersburg war der, daß in den elf Tagen unserer Reise aufs Land und unserer Gefangenschaft in Nowgorod die ganzen politischen Verhältnisse sich geändert hatten und die Lage äußerst zugespitzt war. Soldatenaufstände in Elisawetpol, Sebastopol, Kiew, Charjkow, Ekaterinodar, Proskurow, Kursk; Arbeiterunruhen in Noworossijsk; Gärung in der Mandschurei-Armee, in der Garnison von Moskau und Petersburg; eine Börsenpanik angesichts des

Streiks der Post- und Telegraphenbeamten; auf der anderen Seite hatten Haussuchungen und Verhaftungen eingesetzt. Die Ruhe an der Revolutionsfront hatte offensichtlich einer lebhaften Kampftätigkeit Platz gemacht; man fühlte, alles drängte auf eine Entscheidungsschlacht hin. Und man hatte den Eindruck, die Arbeiter würden im bevorstehenden letzten Ringen nicht so isoliert sein wie in den Tagen des zweiten Generalstreiks. Andererseits nahm in den letzten Novembertagen die rechtsradikale Agitation gegen den Sowjet außerordentlich zu: die rechten Zeitungen waren ausgefüllt mit von Haß überschäumenden Artikeln gegen das repräsentative Organ der Petersburger Arbeiter; in den Fabriken verbreitete man die von der Polizei herausgegebenen Flugblätter, welche die Mitglieder des Sowjets der Aneignung der Arbeitergroschen bezichtigten und die Arbeiter aufforderten, »das Joch des Sowjets von sich abzuschütteln«.

Auf der Parteimeldestelle, wohin ich mich sofort nach der Heimkehr begab, hörte ich Gespräche, die vor zwei Wochen dort nicht vorgekommen waren: in dieser Zeit hatten die Genossen lebhaftes Interesse für Effektenkurse und besonders für den Kurs des Rubels im Auslande und die Bewegung der Einlagen in den staatlichen Sparkassen gefaßt. Im ersten Augenblick war mir an diesen neuartigen Unterhaltungen nichts verständlich. Wie ich dann erfuhr, hatte der Streik der Post- und Telegraphenbeamten (der bei meiner Abreise gerade begonnen hatte) an der Börse eine Panik entfesselt, wie sie nicht einmal die Oktobertage gesehen hatten, und dies hatte die linken Parteien auf den Gedanken gebracht, zum Kampf gegen den Zarismus die Börse und den Finanzapparat des Landes unter Druck zu stellen.

Schon am 22. November hatte der Vollzugsausschuß des Sowjets beschlossen, »die Arbeiterklasse und alle unbemittelten Schichten der Bevölkerung aufzufordern, angesichts des heranziehenden Staatsbankerotts ihre Einlagen aus den Sparkassen zurückzuziehen und bei allen Auszahlungen (unter anderem auch bei der Auszahlung der Löhne) Gold zu verlangen«.

Ich weiß nicht mehr, welche theoretischen Erwägungen diesen Maßnahmen zugrunde lagen, aber ich erinnere mich daran, daß in der Vorstellung der Genossen, die mir am 1. bis 2. Dezember diese neue Taktik im Kampfe mit dem Zarismus erklärten, die Idee des finanziellen Boykotts der Regierung in enger Verbindung mit dem Streik der Post- und Telegraphenbeamten stand. Am 2. Dezember erschien in den sozialdemokratischen und radikalen Zeitungen das »Finanzmanifest«, unterschrieben vom Sowjet der Arbeiterdelegierten, vom Zentralvorstand des Gesamtrussischen Bauernverbandes und den Vorständen der Sozialdemokratischen Partei, der Sozialrevolutionären Partei und der Polnischen Sozialistischen Partei. Dieses Manifest forderte die Bevölkerung auf, »Ablösungsgelder (für das bei der Bauernbefreiung zugeteilte Land) und alle anderen Zahlungen an die Staatskasse zu verweigern und bei allen Geschäften, bei der Auszahlung des Lohnes und des Gehaltes den Betrag in Gold und bei Summen unter fünf Rubeln in vollwertigen Münzen zu verlangen. Außerdem solle jeder seine Einlagen aus den staatlichen Sparkassen und aus der Staatsbank, und zwar alle Beträge in Gold, zurückverlangen«.
Zu diesen Maßnahmen gegen den Kredit der Regierung innerhalb der Reichsgrenzen gesellte sich der Beschluß, der den auswärtigen Kredit des Zarismus erschüttern sollte:
»Wir beschließen, die Zurückzahlung der Schulden aus allen Anleihen, welche die Zarenregierung aufgenommen hat, als sie offen gegen das ganze Volk Krieg führte, nicht zuzulassen.«
Die Zeitungen, die dieses Manifest gebracht hatten, wurden am selben Tag verboten. Es wurde klar, daß die »entscheidende Schlacht eine Frage der nächsten Tage, vielleicht der nächsten Stunden war«.
Auf den 3. Dezember war der Sowjet der Arbeiterdelegierten in die Freie Ökonomische Gesellschaft einberufen. Man erwartete, daß in dieser Sitzung Entschlüsse von größter Wichtigkeit gefaßt werden würden.
Obwohl ich noch einen Verband um den Kopf trug und zu schwach war, um mich an der revolutionären Arbeit zu betei-

ligen, ging ich am Abend des 3. Dezembers in den Sowjet. Es schien mir unmöglich, diese bedeutende, geschichtliche Sitzung zu versäumen.
Auf dem Weg in die Freie Ökonomische Gesellschaft machte ich bei Eugen einen Besuch. Er lag zu Bett, und sein Zustand beunruhigte seinen Vater, der Arzt war, sehr. Am Bett des Kranken verweilte ich länger, als ich beabsichtigt hatte, und kam deshalb in den Sowjet mit einer Stunde Verspätung.
Als ich mich dem bekannten Gebäude näherte, wurde ich auf die ungewöhnliche Anhäufung von Polizei und Militär aufmerksam; überall waren verstärkte Polizeiposten, Infanterie- und Kosakenstreifen zu sehen. Aber es war keine Absperrung, man hielt niemanden auf. Auch im Vorgarten des Hauses, wo der Sowjet seine Sitzung abhielt, waren Soldaten. Sie waren ganz seltsam aufgestellt, in einer Kette um das Gebäude, den Rücken der Straße, das Gesicht den Fenstern des ersten Stockwerkes zugekehrt. Ich glaubte, sie schauten aus Neugier in die Fenster, und sah in ihrem Interesse für die Arbeit des Sowjets ein günstiges Zeichen.
Vor dem Gebäude auf der Straße war weniger Polizei. Nur an der Tür standen zwei Revierbeamte. Als ich mich der Tür näherte, rief mich einer von ihnen an:
»Sie wollen etwa in den Sowjet der Arbeiterdelegierten?«
»Jawohl!«
»Nun, dann treten Sie bitte ein, die Sitzung hat schon begonnen.«
In der Vorhalle drängten sich etwa zwanzig Polizisten und Revierbeamte. Quer durch das Zimmer, an der Tür, die aus der Vorhalle in den nächsten Saal führte, stand ein Tisch. Hinter ihm saß ein Mann in Uniform — ein Polizei- oder ein Gendarmerieoffizier. Man führte mich zu ihm hin. Er fragte streng:
»Was wollen Sie hier?«
Ich antwortete:
»Nichts Besonderes. Ihre Beamten selbst haben mich von der Straße hierher aufgefordert — Sie können sich bei ihnen erkundigen.«
»Ach so? Und Sie haben nicht gewußt, daß sich hier der Sowjet

der Arbeiterdelegierten versammelt? Bisher sind Sie wohl nie im Sowjet gewesen?«

»Im Sowjet bin ich bereits mehrmals gewesen und war auch jetzt auf dem Weg in die Sitzung.«

»Nun dann, bitte.«

Das nächste Zimmer war von Soldaten besetzt. Sie standen in Reihen, mit dem Gewehr in den Händen, das Gesicht zum Sitzungssaal gewandt. Vor den Soldaten ging ein Offizier nervös hin und her.

Ich trat in den Hauptsaal ein. Die Wände entlang — Spaliere von Soldaten. Aufgepflanzte Seitengewehre blitzen auch über die vergoldeten Balustraden des Ranges. In dem Kreis der Bajonette — die Arbeiterdelegierten.

Der Saal ist voll, alle sitzen auf ihren gewohnten Plätzen. Nur am Vorstandstisch sitzt niemand.

Der Boden ist mit Papierfetzen wie mit Schnee bedeckt.

Als ich in die Tür eintrat, sagte einer der Delegierten zu mir: »Anordnung des Vollzugsausschusses: keinen Widerstand zu leisten, alle Papiere zu vernichten, keine Aussagen zu machen, den Namen nicht zu nennen, etwa vorhandene Waffen unbrauchbar zu machen.«

Waffen hatte ich nicht bei mir. Ich suchte mir einen noch freien Stuhl, setzte mich hin und begann die Papiere zu vernichten, die ich bei mir hatte. Die meisten Delegierten waren ebenso beschäftigt.

Nicht weit von mir drehte ein Arbeiter einen Browning in den Händen und bemühte sich, ihn zu zerschlagen. Ein anderer Arbeiter kam auf ihn zu und sagte:

»Gib mal her! Das muß man verstehen!«

Er legte den Revolver vor sich auf den Vorstandstisch, zog einen schweren kurzen Dolch aus dem Gürtel, und indem er ihn bald als Schraubenzieher, bald als Schrottmeißel benutzte, nahm er den Browning auseinander und zertrümmerte ihn in kleine Stücke. Als er damit fertig war, fragte er:

»Wer hat noch Revolver? Damit die Feinde sie nicht kriegen.«

Man reichte ihm noch einen Mauser. In der Stille hörte man,

wie Stahl auf Stahl schlug ... Bald war das grüne Tuch mit Bruchstücken bedeckt. Jetzt arbeiteten bereits einige daran.
Es war unsagbar traurig anzusehen, wie diese Menschen unter hunderten auf sie gerichteten Soldatengewehren ihre armseligen Waffen, die auf einmal so unnütz, so unverwendbar geworden waren, in Stücke schlugen und zertrümmerten ...
»Hat noch einer einen Revolver?« fragte der Arbeiter wieder, der als erster diese Arbeit begonnen hatte.
Niemand antwortete. Da zerbrach er seinen eigenen Dolch und warf die Bruchstücke auf den Haufen der Stahltrümmer.
Ich sah mir die Soldaten an. Stumpfe, teilnahmlose Gesichter. Viele Betrunkene. Nicht ganz nüchtern war auch der Offizier, der die Abteilung kommandierte.
Die Delegierten waren niedergeschlagen, obwohl sie Gelassenheit zur Schau trugen. Ich hörte in meiner Nähe ein Gespräch:
»Nun, was soll nun werden? Werden sie uns ins Gefängnis führen?«
»Vielleicht ins Gefängnis, vielleicht auch hier, im Hof ...«
»Ohne Gericht, meinst du?«
»Wozu brauchen die das Gericht? Sie führen uns in den Hof, kommandieren, und erledigt ...«
Zu einem unangenehmen Zwischenfall kam es. Aus der Menge der Delegierten kam ein junger Bursche hervor, sehr schlecht gekleidet und eher einem Landstreicher als einem Arbeiter ähnlich. Er trat an den Offizier heran und bettelte:
»Euer Wohlgeboren, lassen Sie mich frei, um Christi willen ... Ich bin immer für den Zaren, für die Obrigkeit gewesen ... Mit dem ganzen Herzen ...«
Im Saal ertönten Ausrufe der Empörung. Aber einer der Delegierten schrie:
»Genossen, Ruhe! Laßt euch nicht provozieren! Beachtet den Schurken nicht!«
Alles wurde still.
Der Bursche winselte immer weiter vor dem Offizier. Der letztere fragte ihn:
»Wie bist du zu den Juden gekommen?«

»Man hat mich gewählt und geschickt... Zum erstenmal bin ich... Ich wußte nichts ... Haben Sie Erbarmen, Euer Wohlgeboren...«
»Nun gut, geh!«
Der Offizier stieß ihn aus dem Saal heraus.
Drei Stunden vergingen in schwerer gespannter Erwartung. Spät in der Nacht kamen Gerichtsbeamte. Sie wollten eine Liste der Verhafteten aufstellen. Aber die Delegierten erklärten:
»Auf Grund des Beschlusses des Vollzugsausschusses werden wir unsere Namen nicht nennen.«
Wiederum verging ziemlich viel Zeit. Aber alle wurden jetzt gefaßter: man erwartete schon keine Erschießungen mehr...
Dann forderte man uns auf, den Saal in Gruppen zu je zwanzig Personen zu verlassen. Ich kam in die dritte oder vierte Gruppe. In der Vorhalle saß an einem kleinen Tisch ein Beamter von der politischen Polizei und stellte jedem von den Verhafteten eine und dieselbe Frage:
»Ihr Name?«
Alle antworteten dasselbe:
»Sage ich nicht!«
Dann sagte der Beamte:
»Wie soll ich Sie eintragen?«
»Wie Sie wollen.«
Zu mir sagte er, als ich so geantwortet hatte:
»Ziehen Sie Ihre Galoschen aus!«
Und nachdem er einen Blick in die Galoschen geworfen hatte, trug er mich in das Verzeichnis unter der Signatur ein: »W.W. in den Galoschen.« Man führte uns auf die Straße. Hier stand ein großer geschlossener Wagen, umstellt von Soldaten. Wir kletterten hinein. Die Tür schloß sich. Aber der Wagen blieb noch stehen. Dann öffnete sich wieder die Tür, und jemand, der eine Beamtenmütze trug, steckte seinen Kopf hinein:
»Haben Sie noch Platz? Man hat einen vergessen... Rückt etwas zusammen für den Genossen...«
Die Mütze verschwand. In der Tür erschien einer in Zivil und bettelte kriecherisch:

»Ach, danke, Genossen! Sonst würde ich, Genossen, zu Fuß gehen müssen. Und meine Beine, Genossen ...«
Aber der Arbeiter, der am Eingang saß, schob sich mit einem Ruck zur Tür, und der »Genosse« stürzte kopfüber vom Trittbrett. Wiederum erschien der Kopf in der Mütze:
»Weshalb nehmt ihr den Genossen nicht auf? Er wird zu Fuß rennen müssen, und der Weg ist weit...«
Er bekam zur Antwort:
»Es ist euer Genosse; treibt ihn, wie ihr wollt.«
Man vernahm von der Straße:
»Die Schweinebande, sie haben es schon gerochen ...«
Die Tür wurde wieder zugeschlagen. Hufgetrappel, Waffengeklirr. Dann das Kommando: »Los!« Und der Wagen machte sich, von berittener Wachmannschaft umgeben, auf den Weg. Wir waren schon ziemlich weit, als plötzlich etwas krachte, der Wagen legte sich auf die Seite und blieb stehen, ein Vorderrad war zerbrochen.
Einer scherzte:
»Der Sowjet der Arbeiterdelegierten ist offenbar zu schwer für den Wagen des Zarismus.«
Man blieb eine halbe Stunde in dem halbumgekippten Wagen sitzen. Dann forderte man uns auf, auszusteigen und den Weg zu Fuß fortzusetzen. Es war auf dem Litejnyj-Prospekt, nicht weit von der Newa. Die Reiter, die uns von der Freien Ökonomischen Gesellschaft an begleiteten, wurden durch Infanteristen verstärkt. Man ließ uns in Kolonne zu vieren antreten. Ringsherum stellten sich die Infanteristen auf, vorn und hinten ritten die Kavalleristen. Wir schlugen die Richtung auf die Litejnyj-Brücke ein, überschritten auf ihr die Newa und bogen dann nach rechts ab, zum Gefängnis »Zu den Kreuzen«.

Ich war noch sehr schwach nach den Vorfällen in Borowenka, ein ungewöhnliches Schwindelgefühl wollte nicht weichen, ich bekam eine besondere Art von Halluzinationen: vor den Augen bewegten sich ununterbrochen von links nach rechts schwarze Punkte, als ob Mücken oder Schmetterlinge durch die Luft flögen.

Der Gefängnisarzt, der mich am nächsten Tag nach der Verhaftung untersuchte, fand bei mir eine starke Form der Neurasthenie und verordnete mir Brom und absolute Ruhe. Brom wurde mir sofort aus der Gefängnisapotheke gebracht, und was die absolute Ruhe betrifft, so war die Einzelzelle im Gefängnis vielleicht der einzige Ort, wo ich in diesen erregten Tagen Ruhe finden konnte.
Das Leben floß hier ohne Störung und still. Von außen gelangten keinerlei Nachrichten zu uns. Es war, als ob nach dem 3. Dezember alles eingeschlafen wäre und die den Himmel bedeckenden Gewitterwolken sich zerstreut hätten, ohne flammende Blitze und Donnerschläge geboren zu haben.
Langweilig war es in der Einzelzelle nicht, ich las viel. Von den verhafteten Genossen sah ich niemanden. Zum Spaziergang ließ man mich in einen kleinen Hof, wo zwischen den Schneehaufen ein Fußpfad von etwa dreißig Schritte Länge ausgetreten war. Später ließ man uns in den allgemeinen Spazierstunden in den Hof kommen, aber die politischen Gefangenen wurden durch die Gemeinen (das heißt die, die wegen Vergehen gegen das gemeine Recht saßen) getrennt, und die Wachtposten paßten streng auf, daß die richtigen Zwischenräume eingehalten wurden, so daß es keine Möglichkeit gab, mit den Genossen ein Wort zu wechseln.
Indessen wurde mir endlich das lange Schweigen zuwider. Ich machte einen Versuch, mit meinem Nachbar, einem Gemeinen, während des Spaziergangs in Unterhaltung zu kommen. Aber ich begann mit der denkbar unangebrachtesten Frage:
»Weswegen sitzen Sie?«
Mein Nachbar antwortete: »Hab' Holz verkauft.«
Ich hatte nie gehört, daß man Menschen wegen Holzverkaufs einsperrte, und verhehlte mein Erstaunen nicht. Mein Nachbar erläuterte mißlaunig: »Es war halt gestohlenes Holz.«
Damit brach die Unterhaltung ab.
Ein anderes Mal versuchte ich mit dem Aufseher, der auf dem Korridor Dienst hatte, ein Gespräch anzuknüpfen. Es war ein ziemlich junger Bursche, von brauner Hautfarbe, mit hervor-

stehenden Backenknochen, gescheitem Gesicht und schwarzem Schnurrbärtchen. Die anderen Aufseher nannten ihn den »Port-Arthurer«. Ich erkundigte mich, ob er den Krieg mitgemacht hätte. Er bejahte und begann von den Generalen zu erzählen. Bald standen wir auf gutem Fuß, und der Soldat gab sich alle Mühe, mir seine Gefälligkeit zu zeigen.
Man verteilte das siedende Wasser für den Morgentee in den Einzelzellen sehr früh, um fünf oder sogar um halb fünf Uhr morgens. Als mein Port-Arthurer merkte, daß ich zu dieser Stunde gewöhnlich noch schlief und aus dem Bett springen mußte, wenn die Klappe in der Tür aufging, beschloß er, mir diese Störung zu ersparen: von nun ab öffnete er, möglichst ohne mit den Schlüsseln zu klirren, die Tür meiner Zelle, trat auf Zehenspitzen ins Zimmer hinein, füllte den Krug und die Teekanne mit siedendem Wasser, bedeckte die Teekanne mit meiner Pelzmütze, damit das Wasser nicht kalt würde, und ging hinaus, nicht ohne sich in der Tür noch einmal umzuschauen, ob er mich nicht im Schlaf gestört hätte.
Aber davon, was in diesen Tagen draußen geschah, konnte er mir nichts erzählen.
Ich erfuhr von diesen Ereignissen spät im Dezember, gerade vor Weihnachten, und zwar rein durch einen Zufall.
Als ich einmal im Hof spazierenging, vernahm ich das Klappen eines Fensters im ersten Stock, spähte hin und erkannte hinter dem Eisengitter das Gesicht eines Genossen aus dem Studentenausschuß und dem Rednerkollegium. Er rief mich an und fragte:
»Haben Sie schon gehört?«
»Was?«
»Von Moskau?«
»Was ist da los?«
»Barrikaden!«
Wir konnten nur abgehackte Worte wechseln, denn der Wachtposten durfte nichts merken. Der Genosse konnte mir noch mitteilen:
»Seit dem Siebenten ist Streik. Die Truppen weigern sich zu schießen. Die Stadt ist in den Händen der Unseren ...«

Als ich wieder in der Zelle war, fragte ich den Soldaten, was draußen vorginge. Er wußte von nichts, er hatte nur gehört, daß es Aufstände gäbe, versprach mir aber, ein »gutes Blatt« zu besorgen. Am nächsten Tag brachte er mir eine Nummer des menschewistischen Blattes »Unsere Stimme«, die am 18. Dezember erschienen war.
In fieberhafter Erregung durchflog ich die schwarzen Zeilen und wußte nicht, wie ich all das, was sich in den zwei letzten Wochen ereignet hatte, werten sollte: war es die völlige Niederlage und die Zertrümmerung aller unserer Hoffnungen oder der Anfang jener »letzten, entscheidenden Schlacht«, von der wir so viel geschrieben und gesprochen hatten, oder das Vorspiel zu hereinbrechenden, noch stärkeren Stürmen?
Der dritte, der Dezembergeneralstreik, war nicht nur ein Proteststreik; er hatte auch eine positive, konkrete, politische Losung: die Verfassunggebende Nationalversammlung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts.
Dieser Streik brach nicht von selbst aus, wie der vom Oktober, er war angesetzt: in Petersburg von dem durch Neuwahlen gebildeten Sowjet der Arbeiterdelegierten in Gemeinschaft mit den Vorständen der sozialdemokratischen und der sozialrevolutionären Parteien sowie des jüdischen sozialistischen Bundes, in Moskau vom Sowjet und von den Ortsorganisationen der Parteien, auf der Eisenbahn von der Konferenz der Vertreter von achtundzwanzig Eisenbahnen. Sämtliche Organisationen, die das Proletariat zum Streik aufgefordert hatten, waren sich bewußt, daß auf der jetzt erreichten Stufe der Kampf sich nicht darauf beschränken könnte, daß die Arbeit niedergelegt werde. Der Petersburger Sowjet schrieb in seinem Aufruf »An das ganze Volk«:
»Bürger, Freiheit oder Versklavung! Ein Rußland, das vom Volke selbst regiert wird, oder ein Rußland, das von einer Räuberbande ausgeplündert wird? So ist die Frage gestellt. Erhebt euch alle — Arbeiter, Bauern, Intellektuelle —, erhebt euch, Kämpfer der Freiheit und des Volkswohls...
Soldaten und Matrosen! Ihr seid ein Teil des Volkes, aber man

führt euch gegen das Volk. Alle eure Forderungen sind auch die unseren, aber man führt euch gegen uns. Im Blut des Volkes werdet ihr die eigene Freiheit ertränken. Hört nicht auf die Befehle, hört auf die Stimme des Volkes. Vereinigt euch mit uns. Steht gemeinsam mit uns auf. Es gibt keine Macht, die gegen ein mit dem Volke vereinigtes Heer aufkommen kann!«

Gleicherweise rechnete die Konferenz der Eisenbahner, als sie den Eisenbahnerstreik ausgerufen hatte, damit, daß die vorgenommene Aktion durch den Aufstand der Soldaten unterstützt werden würde. Die ersten Zeilen des von der Konferenz veröffentlichten Aufrufes waren an die Soldaten gerichtet:

»Indem wir den Streik erklären, machen wir uns anheischig, die Truppen aus der Mandschurei und die Heerestransporte schneller nach Rußland heimzubefördern, als die Regierung es getan hat...«

Dieser Aufruf endete mit den Worten:

»Genossen! Tapfer und geschlossen in den Kampf für die Freiheit des ganzen Volkes! Wir sind nicht allein... Das Proletariat der Städte, die Bauern und der aufgeklärte Teil der Marine und des Heeres haben sich bereits erhoben für die Volksfreiheit!«

Am 7. Dezember begann der Streik in Moskau. Am 8. streikte Petersburg.

Nach den Nachrichten des Blattes »Unsere Stimme« war es klar, daß der Streik in Petersburg diesmal weniger gut durchgeführt wurde als im Oktober und November. Etwa 100000 Personen streikten, aber viele Fabriken arbeiteten, andere waren durch Aussperrung stillgelegt. Die Zeitung sagte, in der Stadt merke man kaum etwas vom Streik: die Geschäfte waren geöffnet, die Pferdebahn verkehrte, der Regierung gelang es, die Straßenbeleuchtung wieder in Gang zu bringen.

Auf der Eisenbahn scheiterte der Streik gänzlich: diesmal war die Regierung nicht überrumpelt; sie konnte die Bahnhöfe der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte, die Eisenbahnwerkstätten, die Depots, Brücken und Tunnels mit Truppen besetzen und zwang die Eisenbahner mit Gewalt, die Züge zu führen und durchzulassen.

In Moskau begannen schon am zweiten Streiktag, am 8. Dezember, Zusammenstöße zwischen den Streikenden und den Regierungstruppen; am 10. Dezember wurde Artillerie eingesetzt; überall in Moskau wuchsen Barrikaden empor; im Laufe der Woche wurde an Dutzenden von Stellen zwischen den Aufständischen und den Regierungstruppen gekämpft.
Als letzte Nachricht gab das Blatt einen Bericht über den Kampt auf der Presna:
»Das ganze Viertel ist von Truppen umzingelt. Geschütze feuern. Mehrere Häuser brennen. Ein Teil der Revolutionäre ist in den Flammen umgekommen, ein anderer ist verhaftet...
Die Schießerei wird stärker ... Die Fabriken Schmidt und Prochorow werden beschossen. Weitere Truppen kommen an. Die Revolutionäre werden nicht gefangengenommen, sondern erschossen.
Die Fabrik Prochorow, wo sich an zehntausend Arbeiter und Revolutionäre verschanzt haben, ist von Truppen aller drei Waffengattungen umzingelt.«
In der Zeit, wo ich diese Nachrichten las, war in Moskau die »Ordnung« schon wiederhergestellt, und die Sieger rechneten mit den Besiegten ab. Aber lange Zeit wußte ich nichts davon; für mich war gleichsam die Bewegung auf der Stufe erstarrt, auf der sie »Unsere Stimme« erfaßt hatte; der mißlungene Streik auf der Eisenbahn, der gescheiterte Streik in Petersburg, einzelne, zusammenhanglose Aktionen der Arbeiter in der Provinz, der verglühende Aufstand in Moskau.
»Und die Bauern?« fragte ich mich: »Und die Soldaten?«
Die Bauern blieben der Bewegung fern — ebenso wie im November, ebenso wie im Oktober, ebenso wie in den Januartagen. Die Soldaten schwankten manchenorts, weigerten sich, gegen das Volk vorzugehen. Aber währenddessen arbeiteten Säbel und Lanzen, die Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze anderer Truppenteile.
Trotzdem war in den Arbeitermassen der Glaube an den Sieg noch nicht gebrochen. Als der Petersburger Sowjet der Arbeiterdelegierten — genauer: sein Vollzugsausschuß — den Abbruch des

Streiks beschloß, kleidete er seinen Beschluß in die Form einer Resolution, die stolz und furchteinflößend tönen sollte:
»Der Sowjet der Arbeiterdelegierten stellt am Montag, dem 19. Dezember, den Generalstreik ein.
In Anbetracht dessen, daß der Kampf des Volkes mit der Regierung sich nicht mehr auf die Desorganisation allein des wirtschaftlichen Lebens des Landes mit Hilfe des Generalstreiks beschränken kann und bereits jetzt an vielen Stellen Rußlands den Charakter der bewaffneten Aktion hat, beschließt der Sowjet der Arbeiterdelegierten, unverzüglich zu Kampfhandlungen zu schreiten und die Organisation des bewaffneten Aufstandes in Angriff zu nehmen.«
Der Aufstand war schon vorbei, er war schon unterdrückt, aber unerschütterlich blieb der Glaube an den Aufstand wie der Glaube an einen kommenden Messias. In diesem Glauben suchten die Arbeiter Stütze und Trost unter der Wucht der niedersausenden Schläge...

Bald nach Neujahr wurde ich zum Verhör gerufen. Als Jurist — nicht umsonst war ich damals Student im ersten Semester an der Fakultät für Rechtswissenschaften — nahm ich im Protokoll Änderungen vor, die den jungen Gendarmerierittmeister, der mich vernommen hatte, in Wut versetzten.
Nach drei Wochen, schon Ende Januar, ließ man mich gegen Abend in die Gefängniskanzlei kommen. Der Wächter bemerkte:
»Hut und Mantel nehmen Sie mit, aber die Sachen können hierbleiben.«
Aus dem Büro brachte mich ein Aufseher in einer Droschke in die Gendarmerieverwaltung. Hier war keine Spur von der kleinstädtischen Gemütlichkeit, die in der Gendarmerieverwaltung in Nowgorod geherrscht hatte. Auf allem lag das Gepräge einer kalten Feierlichkeit. Im Eingang unterwarf man mich einer sorgfältigen Leibesuntersuchung. Danach mußte ich lange in einem großen Saal mit einem endlos langen, von grünem Tuch bedeckten hufeisenförmigen Tisch warten. Endlich öffnete sich die

Tür, und hinter dem Tisch erschien ein kleiner, häßlicher Mann in Generalsuniform, mit kahlem Schädel und gesträubtem Schnurrbart.
Er breitete vor sich auf dem Tisch einige dicke Mappen aus, auf einer von ihnen stand mit Rotstift geschrieben: S. d. A., und vertiefte sich in die Lektüre. Dann tat er, als ob er plötzlich meine Anwesenheit bemerkte, und fuhr mich ärgerlich an:
»Sie brauchten auch nicht das Papier zu verschmieren!«
Ich dachte, damit wollte der General die wenig schmeichelhafte Meinung äußern, die er sich über meine Veröffentlichungen gebildet hatte, aber er schrie weiter:
»Das ganze Protokoll haben Sie versaut! Der Rittmeister hätte es nicht zulassen dürfen. Eine Zuchtlosigkeit ist das!«
Ich bemerkte:
»Ohne diese Änderungen hätte ich das Protokoll nicht unterschrieben.«
»Womit hat sich denn nach Ihrer Meinung der Sowjet der Arbeiterdelegierten befaßt?« fragte plötzlich der General.
Ich wies auf einen Stoß der »Iswestija« hin, der vor ihm lag: »Lesen Sie dies durch. Dort steht alles.«
Der General schlug mit der Faust auf den Tisch:
»Das ist erlogen! Im Sowjet sind Bomben hergestellt worden. Das hat man bei euch getrieben. Uns ist alles bekannt.«
Ich erwiderte:
»Das ist einfach Unsinn.«
Der General fragte mich zornig:
»Wer war der Vorsitzende des Sowjets?«
Die Frage war offenbar überflüssig. Ich merkte eine Falle und antwortete:
»Ich weiß nicht.«
Der General sprang außer sich vor Wut auf:
»Wie? Sie wissen nicht, daß der Vorsitzende des Sowjets der Arbeiterdelegierten Chrustalew war? Das hat ja in allen Zeitungen gestanden. Sie haben also keine Zeitungen gelesen? Sie verweigern einfach die Aussage?«

»Darüber, was im Sowjet vorgegangen ist, will ich in der Tat nicht aussagen. Ich kann nur eins erklären: in den Sowjetsitzungen geschah eben das, was in den Berichten der ,Iswestija' steht.«
»Sie haben nichts hinzuzufügen? Schreiben Sie dann das, was Sie gesagt haben, auf!«
Er reichte mir über den Tisch ein Formular hinüber, und während ich schrieb, wandte er seinen forschenden, bösen Blick nicht von mir ab.
Als ich fertig war, las er meine kurze Aussage durch und brummte verdrossen:
»Kniffe!«
Dann streckte er mir ebenso barsch ein im voraus vorbereitetes Papier hin und sagte:
»Unterschreiben Sie das auch noch.«
Es war die Verfügung über meine Entlassung aus der Haft. Also: nachdem die Gendarmerieverwaltung sich bereits entschlossen hatte, mich aus Mangel an Beweisen freizulassen, wollte sie es ein letztes Mal versuchen, ob sie nicht etwas Interessantes aus mir herauskriegen könnte ...*
Der Gendarm, der mich zur Tür begleitete, erkundigte sich bei mir, ob ich ins Gefängnis zurückkehren möchte, um die Sachen abzuholen, oder es vorzöge, nach Hause zu gehen. Ich antwortete, daß ich lieber zu Hause übernachten möchte. Die Tür öffnete sich vor mir, und ich war frei.
Es war schon spät am Abend, die Straßen waren fast menschenleer. Der Weg war zu lang, als daß ich ihn hätte zu Fuß zurücklegen mögen, ich nahm eine Droschke.
Nach der langen Einzelhaft hatte ich das Bedürfnis, mit einem Menschen zu reden, und fragte meinen Rosselenker:
»Was gibt's Neues jetzt in Petersburg?«

* Von den Hunderten in der Sache des Sowjets Verhafteten wurden schließlich nur zweiundfünfzig Personen vor Gericht gestellt, alles Mitglieder des Vollzugsausschusses und solche mit offiziellem Auftrag vom Sowjet. Der Fall kam vor den Petersburger Gerichtshof und wurde mit einem verhältnismäßig milden Urteil erledigt: fünfzehn Personen wurden zur Verbannung verurteilt und nach Sibirien verschickt, zwei Personen erhielten Festungshaft.

Der Kutscher antwortete bedächtig:
»Nicht schlecht, Gott sei Dank, jetzt ist's viel besser geworden. Jetzt ist Ordnung. Aber als die Freiheit war...«
»War es eigentlich während der Freiheit schlechter?«
»Na, gewiß doch: sie zerschnitten einem die Kummetriemen, ließen einen nicht fahren; aber ob du fährst oder nicht — dem Unternehmer mußt du doch drei Rubel hinlegen...«

INHALTSVERZEICHNIS

In der Universität 7

Unter den Arbeitern 57

Auf dem Lande 160

In den Tagen der Niederlage 216